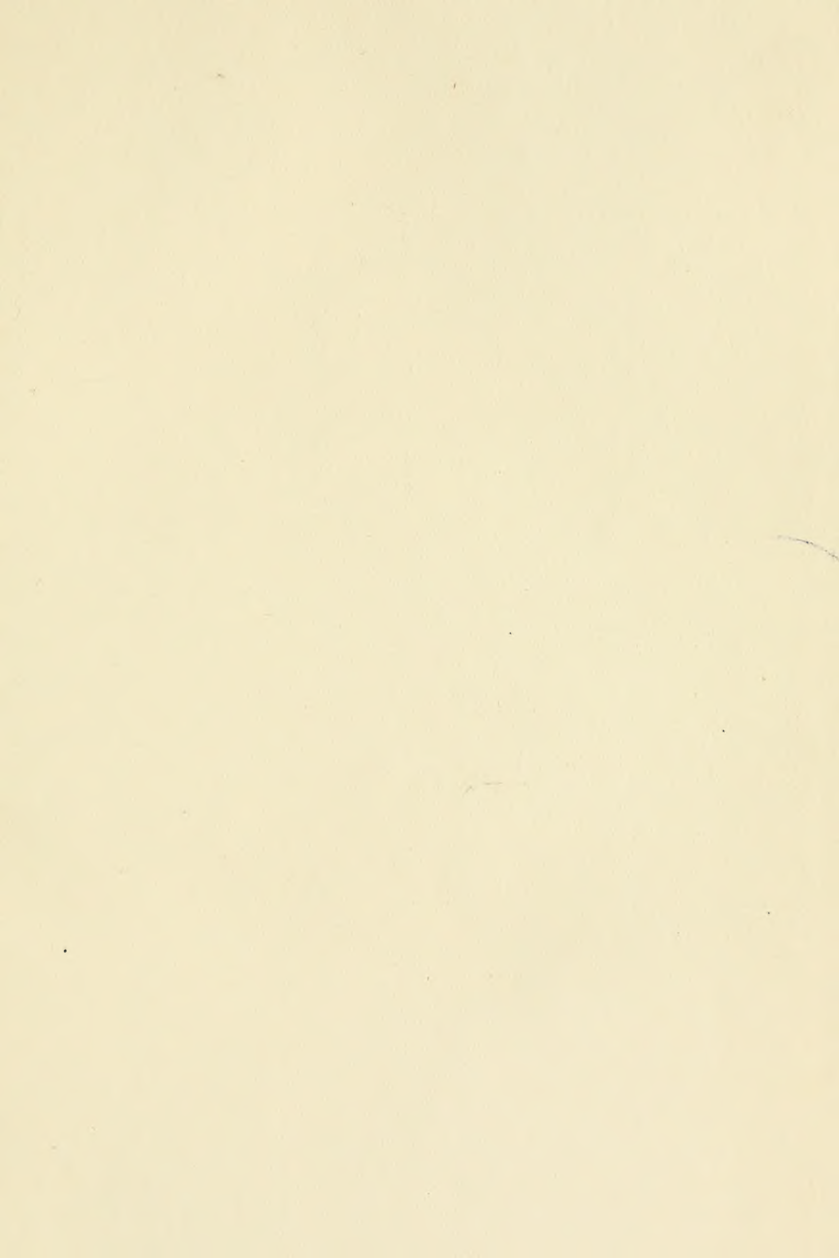
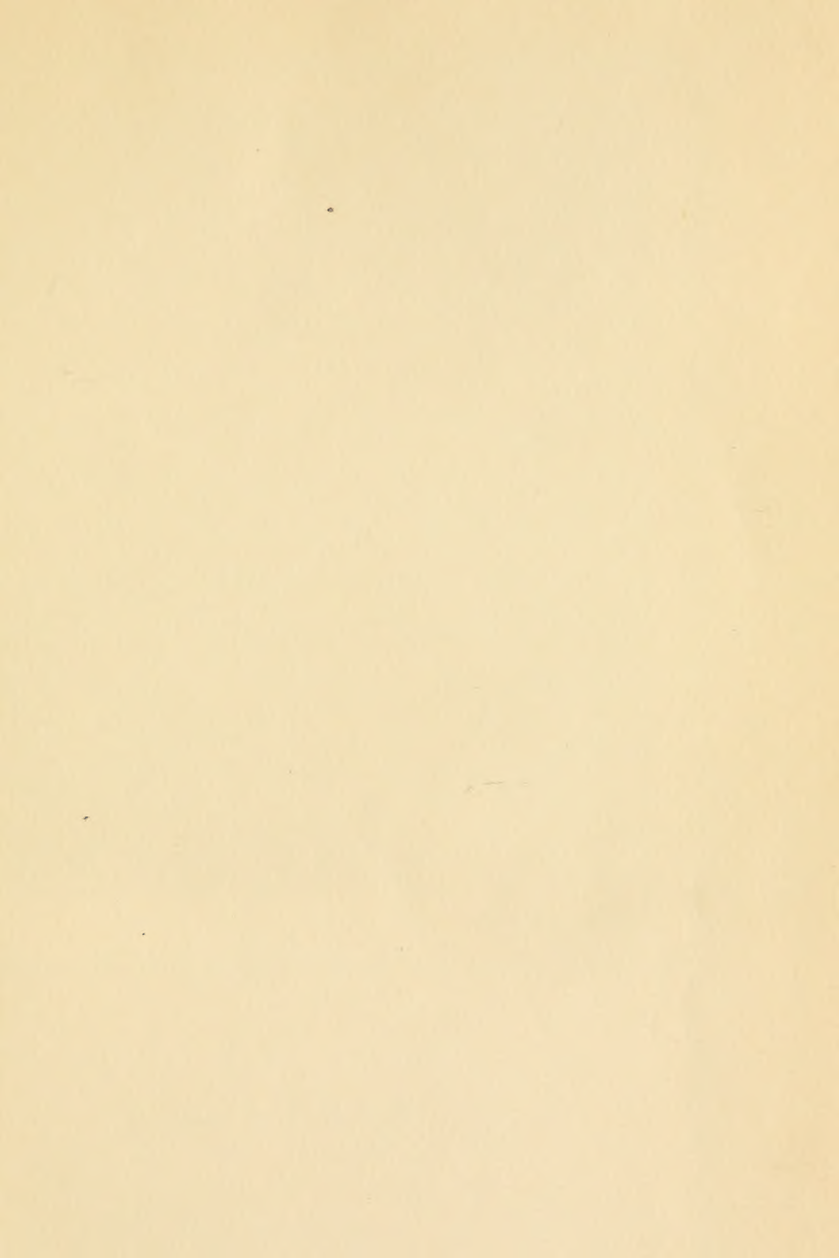

3 1761 04413 6612

















Anselm Feuerbach

Henriette Feuerbach.

Henriette Feuerbach

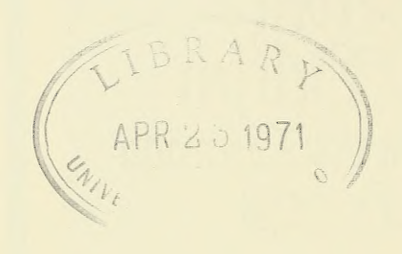
Ihr Leben in ihren Briefen

Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays



19 13

Meyer et Jessen / Berlin-Wien



Neunte bis dreizehnte Auflage

Henriette Feuerbach

Ihr Leben in ihren Briefen



„Man kann den Trübsinn so gewöhnen, daß er einem zur Heimat wird. Ohne daß er aus dem Grund der Seele weicht, heiter nicht nur scheinen, sondern wirklich sein. Ich bin oft heiter, aber nie froh, und mein Herz hat dies Gefühl so verlernt, daß ich wohl kaum das Glück vertragen könnte. Sowie ich lebhaft und heiter erregt bin, da fühle ich mein ganzes Wesen angestrengt und ermüdet, ein leises Fieber zittert durch alle Glieder, und ich bin angegriffen von einer solchen Stunde mehr als von Tagen und Wochen des stillen Kummers und der verborgenen Tränen."

Diese wehmütigen Worte stehen in der frühesten Aufzeichnung, die sich aus Henriette Feuerbachs Briefen erhalten hat. So mögen sie als Überschrift der Sammlung dieser Briefe auch hier an den Anfang treten. Denn sie erscheinen wie das Gebot eines Verhängnisses, das das ganze Leben Henriette Feuerbachs zu einer unerbittlichen Unterwerfung unter eine Folge von Entbehrungen gezwungen hat. Entbehrungen, welche diese Frau ohne ein Wort der Klage ertrug, wenn sie sich in materieller Hinsicht fühlbar machten, unter deren Härte sie aber fast zusammenbrach, als sie ihr inneres Wesen bedrohten. Da gab allein das Bewußtsein der Verpflichtung, des schweigenden Gehorsams, bestimmt durch mystisch-religiöse Überzeugungen im Zusammenhang oder Wechsel mit natürlich praktischen Erkenntnissen, gerichtet auf die Ausbildung einer ursprünglich nicht vorhandenen und darum ebenso notwendigen als deutlichen Energie ihrem Dasein die Kraft, zu leben und zu leiden. Zu leben für Andere, zu leiden mit Anderen. Durch einen Zeitraum von sechzig Jahren hindurch wird die eigene Existenz und das mächtig von innen heraus an die Freiheit strebende Drängen des eigenen geistigen Willens von diesem Bewußtsein

der übernommenen Verpflichtung zurückgebändigt. Nur die nächsten Verwandten, nur ganz intime Freunde dürfen wissen um die Selbständigkeit einer Natur, die sich dem Fremden zeigt wie trockner, unfruchtbarer Boden, unter dessen Oberfläche aber unsichtbare klare Quellen bei jedem Spatenstich aufsprudeln. Sechzig Jahre lang können wir an der Hand der Briefe Henriette Feuerbachs teilnehmen an dem stillen Kampf, den der heroische Edelmut und das erregte Temperament dieser Frau miteinander zu bestehen hatten. Sechzig Jahre lang — wie selten haben wir überhaupt Gelegenheit, die Entwicklung des nämlichen Menschen eine solch lange Zeit im Zusammenhang betrachten zu können!

Einem Charakter, dessen wichtigster Bestandteil das Gemüt ist, muß menschliche Teilnahme zu seiner Sicherheit verhelfen. Ihm ist offene Aussprache, sogar der geheimsten Kümmernisse und Schmerzen, Beruhigung und Stärkung. Namentlich bei einem Fehlen anderer Gelegenheit, die auch vielleicht aus Scheu vor einem Mißverstehen vermieden wird, bietet sich allein die Flucht zum stillen Schreibtisch als Rettung. Hier wird der scheinbare Dialog zum Monolog, der „eignen Brust geheime tiefe Wunder öffnen sich". Was nun beim Manne leicht zur Schwäche wird, zur Pose, die selbst in diesen Stunden unmittelbarster Abstraktion der Lebendigkeit und Natürlichkeit oftmals entbehrt, vor allem wenn er die Niederschrift an einen unpersönlichen Empfänger zu richten sich gewöhnt hat, wird ihrer ganzen Natur entsprechend bei der Frau edle Demut und Anmut. Das erhebt so viele Frauenbriefe der Literatur, die erst die Willkür der Nachwelt zu allgemeiner Kenntnis und allgemeinem Gut übernommen hat, in ihrer Naivität zu ihrer persönlichen, harmonischen Bedeutung. Das Bekenntnis der Schwäche wandelt sich zu Aussprüchen der Stärke, Nachgiebigkeit zur Überlegenheit, Gehorsam in Herrschaft. Und die Gewöhnung des Briefschreibens als einziger Möglichkeit der Befreiung und des Gewinnens des er-

hofften Mitgefühls bildet unmerklich die tagebuchartige Form zum schlichten Kunstwerk, dessen ergreifende Wahrheit für alle Zeiten lebendig bleibt. Wir sehen nicht allein den Menschen wieder, der aus dem tiefsten Glücks- und Schmerzgefühl seines Einsamseins sprechen will, wir werden vielmehr aufgefordert, zum fremden Geschick unser eigenes in aufsteigende oder absteigende Distanz zu bringen, zur Befriedigung oder Aufmunterung, nicht im lehrhaften, sondern im ethisch-menschlichen Sinne.

Henriette Feuerbachs Briefen, denen eben die Unbefangenheit ihren menschlichen Wert verleiht, ist wie nur sehr wenigen anderen jene Harmonie des Geistes zu eigen, von der wir oben gesprochen haben. Darum wäre es falsch, ihnen durch lange Erklärungen ihr Bestes rauben zu wollen. Henriette Feuerbach ist von Goethe und der Romantik fortgeschritten zu Wagners Parsifal, von Bach und Beethoven wandte sich ihre musikalische Kenntnis, vielleicht der von Hause aus am meisten gesicherte Bestandteil ihrer Bildung, zu Schumann und Brahms, als methodisch ausgebildete Archäologin folgte sie von Rumohr zu Ribbeck. Und was hat sie alles erlebt, mit ihren häufig widerspruchsvollen, uns manchmal politisch nicht mehr verständlichen, aber immer klugen Worten geschildert, besonders die badische Revolution. Von den ersten Regierungshandlungen der Königin Viktoria von England bis zu Bismarcks Entlassung begleitet ihr Kommentar die Ereignisse. Von dem Leben in der Familie zu schweigen, der Sorge für den Gatten, den bedeutenden Archäologen, für den Sohn, den berühmten Maler, dessen Erziehung, Entwicklung und Vollendung von den gütigen Augen der verehrungswürdigsten aller Mütter geschaut wurden. Freilich, von dem Augenblick an, in welchem der Sohn und seine Existenz Mittelpunkt von Henriette Feuerbachs Leben werden, wenn er selbst auftritt, der Anspruchsvolle, hinter dem die menschlich so viel größere Mutter immer bescheidentlich nachgestanden hat,

streift sie, besonders nach dem Tode des Lieblingsbruders, nur selten mehr die letzten Hüllen von der Seele. Darum sind hier, wo uns die Mutter und nicht der Sohn beschäftigt, die Äußerungen über die künstlerische Tätigkeit Anselms absichtlich nicht in der stattlichen Anzahl, in der sie vorhanden sind, aufgenommen. Fehlen doch die wichtigsten Dokumente, die Briefe an den Sohn, bis auf wenige Schreiben, die Henriette Feuerbach selbst zur Aufbewahrung bestimmt hat. Das übrige hat sie verbrannt, in ihrer tiefen Ehrfurcht vor dem Walten des Genius, der sich aussprach in der Kunst des Sohnes, in ihrer gütigen Bescheidenheit wollte sie nicht, daß auch von ihr die Rede sein sollte. Sie hat den Ruhm ihres Anselm nur noch geahnt, die Höhe dieses Ruhms in der Gegenwart in dieser Großartigkeit niemals erwartet. Sonst würde sie gewiß auch selbst die Erlaubnis nicht verweigert haben, daß nach ihrem Tode ihrem Andenken durch die Sammlung ihrer Briefe ein Denkmal gesetzt werde. Aber „wie es fromme Lügen gibt, so gibt es auch einen pietätvollen Ungehorsam" — lautete in einem ähnlichen Fall die Entschuldigung eines berühmten Franzosen — und dieser gerechte, „pietätvolle Ungehorsam" nimmt zum 100. Geburtstag Henriette Feuerbachs, zum 13. August 1912, aus dem immergrünen Kranz, den der Sohn sich errang, den Zweig zurück, der der Mutter gebührt, auf den sie selbst ihrem Liebling zu Liebe verzichten wollte. Er tut es unter ausdrücklicher Berufung auf das wundervolle Wort, das der Sohn geschrieben, das die Mutter selbst an das Ende des Buches stellte, welches seinen Ruhm verkündet: „Die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im einzelnen Menschenleben."

Das Leben Henriette Feuerbachs, soweit es in ihren Briefen vor nns liegt, wird durch zwei Einschnitte getrennt. Zweimal hat der Tod gewaltsam vernichtend neben ihrem Weg gestanden, und ihr selbst eine andere Richtung gewiesen, das erstemal, als er den

Gatten, das zweitemal, als er den Sohn von ihrer Seite nahm. So ergeben sich ganz von selbst drei Abteilungen, die dem Lebensalter Henriettens entsprechend auch als die Jahre der Jugend, der Reife und des Alters bezeichnet werden können.



Freiburg 1836—1852

Leider sind wir über Henriette Feuerbachs Kindheit nur durch wenige dürftige Nachrichten unterrichtet. Als Tochter des Pfarrers Johann Alexander Heydenreich wurde sie am 13. August 1812 in dem kleinen Dorfe Ermetzhofen bei Steinach in Franken geboren. Die Familie Heydenreich war schon in mehreren Generationen unter der evangelischen Geistlichkeit vertreten gewesen. Henriettes Großvater, Johann Ludwig († 1784) starb als Pfarrer in Kloster Heilsbronn. Als sie, hinter den beiden Brüdern Wilhelm (1798—1857) und Christian (1800—1865) um eine Reihe von Jahren zurückstehend, zur Welt kam, hatte sich schon das Vorzeichen schwerer Erkrankung bei dem „Senior" Heydenreich angekündigt. Sechzig Jahre alt — er war 1754 geboren — erlag er schon zwei Jahre später, 1814, seinem Leiden. Frau Senior Heydenreich, aus hochangesehener Ansbacher Familie stammend und Schwester des vielgenannten Erlanger Universitätskurators Freudel, entschloß sich mit Rücksicht auf die sehr bescheidenen pekuniären Verhältnisse, die durch das bevorstehende Universitätsstudium der beiden Söhne sich noch bedenklicher ausnahmen, in ihre Heimatstadt zurückzukehren. So ist die kleine Henriette von frühester Kindheit an mit der Sorge vertraut gewesen. An die Erscheinung des Vaters muß wohl eine Spur von Erinnerung durch Gespräche, die das Kind vernahm, gestärkt, im Gedächtnis Henriettes zurückgeblieben sein, denn wir hören darüber in einem der Briefe an den Bruder Christian. Die Mutter hat sie niemals mit einer Wendung persönlichen Gefühls in ihren Schilderungen erwähnt. Um so inniger war das Verhältnis zu den beiden Brüdern. Mit ihnen lernte die Heranwachsende Lateinisch und Griechisch, der ernste Wilhelm gab der Schwester Kunde von den naturwissenschaft-

lichen Problemen, die ihn beschäftigten, mit dem lebhaften Christian trieb sie Musik. Der jüngere Bruder hat wohl den stärkeren Einfluß auf die Schwester ausgeübt, schon deshalb, weil die bei beiden vorhandene musikalische Begabung, die nach Clara Schumanns Urteil, als sie die Kompositionen Christians kennen lernte, ein ganz eigenartiges und selbständiges Talent verriet, die schönste Verbindung bildete.

Über ihre beiden Brüder hat Henriette Feuerbach ausführlich geschrieben. Aus diesen Mitteilungen kommt allein der schwache Widerhall aus ihren Kindertagen zu uns herüber. Die Briefe sind kurz nach dem Tode der Brüder abgefaßt, und an den nächsten Verwandten gerichtet. Wilhelm Heydenreich war Arzt in Ansbach geworden, Christian hatte die juristische Laufbahn ergriffen, befand sich lange als Amtsrichter in Pfaffenhofen in Niederbayern und kam endlich als Landrichter nach Kronach. In einen allzu kleinen Wirkungskreis gebannt, aber wegen ihres Charakters und ihrer umfassenden Bildung allgemein hochgeachtet, mußten beide Brüder verzichten auf ihren Lebenswunsch, mit dem Wilhelm sich zum Universitätslehrer, Christian zum Kapellmeister und Komponisten berufen fühlte.

An Sophie Heydenreich (Gattin von Wilhelm Heydenreich).

Heidelberg, 5. Januar 1858.

Liebste Sophie!

Was nun Deinen Wunsch betrifft, so kannst Du Dir wohl denken, wie gerne ich ihn vollgenügend erfüllen möchte, wenn es in der Möglichkeit läge. Du mußt aber bedenken, daß es am 13. April vierundzwanzig Jahre ist, seit ich die Heimat verlassen, ich bin in dieser Zeit nur viermal, und zwar nach der Mutter Tod sechs

Tage, dann zum zweitenmal im Jahre 48 bei Dir gewesen ... Aus den früheren Zeiten schweben mir allerdings lebendige Bilder vor der Seele, aber die Fakta, an die sie sich knüpfen, sind wieder so unbestimmt in meiner Erinnerung, daß es schwer sein wird, eine leidlich genügende Darstellung zu geben. Ich weiß keine einzige Jahreszahl, und wenn ich mich zuletzt recht frage, so ist die Antwort viel eher „so hat er gelebt" als „das hat er erlebt". Ich selbst erinnere ihn mir noch als Student, wo er von Würzburg in Ferien kam. Ich war damals ein Kind von 4—5 Jahren. Meine Mutter aber erzählte mir zuweilen von der Kindheit der beiden Brüder, und wie sie verschieden in ihrer Sinnesart und ihrem Wesen waren. Wilhelm war immer still für sich und wenig gesellig. Wenn die Kinder des Dorfes während der französischen Einquartierung Soldaten spielten und Christian mit papierenen Orden behängt als Oberst kommandierte, so verfertigte Wilhelm zu Hause Mützen und Fahnen und begnügte sich, dem Spiel von ferne zuzusehen, oder er ging als Trommler mit.

Nach des Vaters Tode kamen wir in eine höchst peinlich abhängige Stellung in Ansbach Philipp Freudels Eltern gegenüber. Der Onkel übte mit dem besten Willen zwar, aber nicht mit eben solchem Geschick eine unwohltätige und auch unfruchtbare Vormundschaft über seine Schwester und über uns — ihre Kinder. Besonders litt Wilhelm unter diesem Verhältnis unsäglich. Die Tante war mit ihm unzufrieden, weil er kein eleganter Junge war, sie haßte sein scheues, in sich gekehrtes und linkisches Wesen. Die Mutter war nicht in der Lage und kräftig genug, um ihn genügend in Schutz zu nehmen. Unendlich fein- und tieffühlend, leicht verletzlich und zur Melancholie geneigt wie er war, war dies Verhältnis eine wahre Marter für ihn. Zu Hause war es desto gemütlicher. Die Mutter hatte mehrere junge Leute in Kost, Freunde der Brüder. Das war ein heiteres Treiben, dessen Früchte aber

Wilhelm auch nicht immer genießen mochte. Er war zu dieser Zeit in einen fast übermäßigen Lerneifer gefallen. Um die Nächte aufbleiben zu können, stahl er der Mutter Lichtstümpfchen, weil sie ihn um seiner Gesundheit willen von allzu heftigem Studieren abhalten wollte. Ob diese anhaltenden Studien sich nur auf die Gymnasialfächer bezogen, oder ob er schon damals für die Aufgabe seines Lebens sich vorbereitete, weiß ich nicht. Aber so viel ist sicher, daß es sein entschiedener heißer Wunsch war, Medizin zu studieren.

Ich denke wohl, daß sich schon von dem Würzburger Aufenthalte an der Wunsch in ihm geltend machte, einst selbst dem Lehrfache sich zu widmen, und gewiß war es sein innerlichster Beruf. Denn so sehr wir alle wissen, daß niemand weniger zum Repräsentieren im gewöhnlichen Sinne gemacht war, so besaß W. dennoch fast alle Gaben, die zum Repräsentieren und Überliefern der Wissenschaft notwendig sind. Tiefe und Schärfe des Blicks, Klarheit der Kombination, Lebhaftigkeit des Geistes, dabei einen fließenden schönen Vortrag in der Redeweise, sowie es ans Erklären ging, was wohl niemand verkennen konnte, und endlich den Enthusiasmus, der allein Liebe und Begeisterung für die Wissenschaft in den Herzen der Jugend zu erwecken vermag.

In diesem Sinne absolvierte er und ging zur weiteren Ausbildung auf längere Zeit nach Berlin, um dort in den großen Kliniken seine Studien zu vollenden. Wären die Mittel vorhanden gewesen, um damals ein paar Jahre zu riskieren, und er hätte als Dozent auftreten können, wie anders würde sein Leben sich gestaltet haben. Es ging ihm wie Feuerbach, statt zu dem heiteren geistesfreien Universitätsleben kam er als ärztlicher Praktikant nach dem Städtchen Roth, wie Feuerbach an das Gymnasium in Speyer.

Hier möchte denn nun auch Zeit sein, von einer wunderbaren Fähigkeit zu reden, die ihm in seiner Jugend, etwa vom 15. bis

25. Jahre eigen war und die dem klaren, allem Mystisch-Geheimen abgewandten Naturforscher gegenüber fast seltsam klingt. Er hatte nicht die Ahnung, sondern Gewißheit, nicht das Gefühl, sondern das Gesicht von nahen und entfernten Feuersbrünsten und Erdbeben. Er sah Flämmchen, feurige Kugeln und Säulen, bald von einem sehr bangen Gefühl begleitet, bald auch ruhig, und die notierte Stunde und Minute ward in der Regel gar bald durch die Nachricht eines geschehenen Unheils sanktioniert. Diese wunderliche Erscheinung trug viel zu dem menschenscheuen Wesen bei, welches Heydenreich in seiner Jugend charakterisierte. Das Bewußtsein eines solchen Geheimnisses, welches ihn vor den Ungläubigen lächerlich, den Gläubigen aber unheimlich machen konnte, ließ ihn immer mehr sich selbst abschließen. Später verschwand dieser seltsame Zustand völlig, und die Befreiung wurde als Erleichterung, als eine Art von niedergerissener Schranke lebhaft empfunden.

Im Frühjahr 1834 habe ich die liebe Heimat verlassen, und von da an waren wir beide nur in spärlichem unmittelbarem Verkehr. Das kleine Paket Briefe, welches ich von ihm besitze, bezieht sich meist auf speziell persönliche Verhältnisse, daß der Inhalt für den gegenwärtigen Augenblick nutzlos ist. Von meiner Mutter habe ich durch den Zeitraum von drei Jahren viele Briefe. Ich hatte seit vorgestern nicht die Zeit und nicht den Mut, die Durchsicht zu beginnen. Ich will es aber nachträglich tun und Dir ein etwaiges Ergebnis treulich liefern. Ich will auch durch rechtes Versenken und Nachsinnen versuchen, das Bild unseres edlen Heimgegangenen, wie es in meiner Seele lebt, nachzuzeichnen, aber ich kann das nicht so schnell, nicht von einem Tag zum andern. Es war etwas Tiefes und Festes in ihm, eine solche Unmittelbarkeit der Persönlichkeit, zu welcher das Leben und die Welt nur wenig hinzugetan haben, außer der Wissenschaft, die in ihm aber

nicht als Errungenes, sondern auf eigenem Grund und Boden als freie Schöpfung erschien. So war er genial im eigentlichsten Sinne des Wortes. Und wie das Genie auf einem andern Boden als dem der gewöhnlichen Alltagswelt steht, so stand auch er den gewöhnlichen Beziehungen fremd gegenüber in seinem Innern. Er war in vielen Dingen wie ein Kind und spielte wie ein Kind mit den ihm aufgedrungenen seiner Natur fernliegenden Beziehungen. Die ganze Gewalt, Energie, der volle tiefe Ernst seines Wesens ging nur in der Wissenschaft auf, darin war er wie ein Künstler, freischöpferisch bis in seine kleinsten Versuche. Ihn an seinen Experimenten tätig zu sehen, voll jugendlichem Eifer, war mir immer so rührend, mehr fast als die tiefernste sinnende Miene, mit der er über einen schweren Krankheitsfall nachdachte. Wie er im Leiden einen eisernen Heroismus bewahrte, so war er auch spärlich in Äußerungen des Gefühls, er gönnte sich den vollen Ausdruck nicht, und man mußte von jeher in ihm selbst zwischen den Zeilen lesen. Wie oft hat er hinter einem karggemessenen, kühlen Wort die weichste Erregung versteckt. Auch in dieser Beziehung fand er den vollen Strom des Ausdrucks frei und schrankenlos nur in der Wissenschaft. Er war ihr Liebling und ihr Märtyrer, denn er hat ihr sein Leben geopfert, das Schicksal hat aber nicht gewollt, daß ihm der wohlverdiente Kranz im Leben auf die Stirne gedrückt werde, so mögen ihn denn nun verständige Freunde auf sein Grab legen. Mich aber laß für heute schweigen. Bin ich gesammelter, so will ich mehr und Besseres zu schreiben versuchen.

Deine Schwester Jette.



An Heinrich Heydenreich (Sohn Christians).

Heidelberg, 17. Januar 1865.

Lieber Heinrich.

Ich danke Dir vielmal für Deinen lieben Brief, der mich wohltätig berührt hat. Es war meine Absicht, Dir und Anselm*) zu Neujahr zu schreiben, weil ich nicht gut ertragen könnte, wenn wir uns fremd würden, aber ich war krank und konnte mich nicht recht aufraffen. Seit Deines Vaters und Luisens Tod ist das Alter über mich gekommen, und meine Kräfte haben einen tüchtigen Stoß erlitten, wie das ja auch ganz billig und in der Ordnung ist, wenn das halbe Hundert überschritten ist.

Ich schicke Dir hier die Briefe deines Vaters vom Jahr 39 bis 43—47. Doch ist nur die Periode 39—41 vollständig vertreten. Nicht daß ich Briefe verloren hätte, es ist jedes Blättchen aufgehoben, aber die Korrespondenz war vielfach unterbrochen. Aus der späteren Zeit habe ich noch viele Briefe, die jedoch nicht so viel innerliches Interesse haben wie diese. Ich werde sie gleichwohl zusammenlegen und Dir leidlich geordnet in einer zweiten Sendung überschicken. Für mich hat das Päckchen, das ich in Deine Hände nun eben lege, einen doppelten Wert, weil das beste Stück meines eigenen Lebens darin abgeschlossen ist. Ich habe meine ganze Jugend nur im Geist und Sinn in den Hoffnungen, Wünschen, Kämpfen und Schmerzen Deines Vaters durchlebt. Alles andere, Mann und Kinder nicht ausgenommen, stand mir in zweiter Linie. Vielleicht wäre es etwas anderes gewesen, wenn ich eigene Kinder gehabt hätte. Es kam freilich hier zu der geschwisterlichen Liebe das musikalische Verständnis, ein Band, das wohl auch verwandtschaftlichen Beziehungen die Wage halten kann. Daß all dies Streben und Sehnen vergeblich sein sollte, ist einer der tragischen Konflikte im Leben, die man ohne Wunden nicht anrühren kann.

*) Dem Neffen Anselm, späteren Generalarzt Anselm Feuerbach.

Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Dein Vater in Kraft der Erfindung das bedeutendste Talent nach Mozart und Beethoven war. Daß er sich nicht in gleicher Weise entwickelte, lag an der Zeit und in den Verhältnissen in der frühen Jugend. In seinen Jünglingsjahren schon ist der Keim abgeknickt worden. Damals galt eine Künstlerexistenz gleich einem wandernden Seiltänzer- und Zigeunerleben. Die Armut war es nicht allein. Hätte Dein Vater ein Instrument als Virtuose erlernt, so wäre dies die praktische Unterlage gewesen, denn damals war die goldene Zeit für das noch nicht ausgebeutete Virtuosentum; und die musikalische Bildung zu Leipzig hätte wohl nicht mehr gekostet als das Studieren und Praktizieren und das Warten in der Dachstube. Was äußerlich not ist aber, das weiß man im Drang der schöpferischen Jugend nicht selbst, dazu muß man Rat und Hilfe haben. Die fehlten. Unsere Mutter hatte ihr ganzes Leben auf dem Dorf verlebt, sie kannte und wußte von all dem nichts. Nachdem Dein Vater einen anderen Beruf erwählt und verheiratet war, da war es vorbei. Was folgt, die Kämpfe und das vergebliche Ringen — nun das ist und mußte vergeblich sein, aber wir, die wir beteiligt waren, wir wußten das nicht. Es war ein zu mächtiger und starker Baum, an den die Axt gelegt war, und es ist menschlich, sich so lange zu wehren, als es möglich ist.

Mit Komponieren aber sich eine Existenz zu schaffen, das war unmöglich: Der Virtuose oder der Kapellmeister muß sich das Brot verdienen, das der Komponist ißt. Zu beiden war es zu spät. Das alles liegt jetzt klar vor Augen, und Dein Vater hat es gelernt und hat mit großer Kraft sich selber besiegt, und wie groß dieser Sieg des Menschen über den innerlich fertigen, aber äußerlich unreifen Künstler war, das vermag nur der zu ermessen, der eine Ahnung hat von dem Schmerz, den ein zertretenes Kunsttalent empfindet, der schärfste und trostloseste von allen.

Ob nun Deines Vaters Genie nachhaltig und dauernd sich entwickelt haben würde, ob er menschlich das geworden wäre, was er war, wenn seine Wünsche ihn an das Ziel geführt hätten — ich weiß es nicht zu sagen. Wie bei Deinem Vater ein großes schöpferisches Talent, so ist bei mir ein kleines aufnehmendes und wiedergebendes ganz in der gleichen Weise zerstört worden. Ich beklage mich nicht darüber, denn ich habe manchen Ersatz finden können, eben weil das, was verloren ist, nicht gar so groß war. Aber ein Verständnis hab ich für die Qual, die Dein Vater ausgestanden, und das weiß ich auch, daß ein Leben freudlos ist, in dem die Blüte des innersten Seelendranges ausgebrochen wird. Ich habe auch ein elendes schweres Leben gehabt, aber eine Frau verwindet leichter, weil sie schwächer ist.

Die Briefe Deines Vaters sind in mancher Beziehung, wie Du sagst, so lehrreich und so bedeutend, daß ich schon vielfach daran dachte, ob man ihm nicht ein kleines Denkmal errichten und mit dem, was er im Leben entbehrte, sein Grab schmücken könnte. Ich weiß aber nicht, ob das alles nicht zu tief und zu innerlich ist, um es der Öffentlichkeit zu überantworten. Es käme darauf an, wie er selbst denken würde. Überlege Dir die Sache, wenn Du erst einen vollen Einblick gewonnen hast.

Die kleinen Klaviersachen habe ich vorigen Herbst der Frau Clara Schumann gezeigt, die ich hier kennen lernte. Es ist leider um zehn Jahre zu spät für Deinen Vater, denn dies wäre ein Weg gewesen, ihn wenigstens bekannt zu machen. Wie oft habe ich mein Leben lang über meine Ohnmacht geseufzt, nicht helfen zu können. Nicht einmal, zehnmal hätte ich gerne den Tod erlitten um den Preis des Gelingens. Das ist alles vorbei. Der Gläubige tröstet sich mit dem Willen Gottes. Wir, die wir das nicht so recht können, wir suchen nach dem inneren Zusammenhang der Natur und Schicksale und nach der Versöhnung, die im Menschenleben und

in der Geschichte nie fehlt, wenn sie auch erst spät deutlich sichtbar wird. Ich habe sie leider in dem uns teuren Andenken noch nicht ergriffen, vielleicht weil ich zu sehr in Mitleidenschaft gezogen war. Du siehst schärfer und klarer. Sage mir Deine Meinung über den Abschluß des Ganzen. Es wird mir wohltun ....

Deine treue Tante H. Feuerbach.

Durch ihre Brüder, die mit den gleichaltrigen Söhnen des Präsidenten von Feuerbach befreundet waren, kam Henriette in das Haus des berühmten Kriminalisten, um ihrerseits mit dessen jüngster Tochter, Elise Feuerbach, eine innige Jugendfreundschaft zu schließen. Anselm von Feuerbach war 1817 von Bamberg nach Ansbach als Chefpräsident des Appellationsgerichts versetzt worden und hielt am 21. April 1817 bei der Übernahme des neuen Amtes eine Rede über die hohe Würde des Richterstandes, deren Inhalt den Ansbachern den Willen und das Temperament ihres höchsten juristischen Beamten in aller Deutlichkeit zeigte. Feuerbach war schon damals seiner Regierung nicht sonderlich bequem. Man hatte ihn, den Protestanten, von der Universität Kiel erst an die Universität Landshut und dann nach München ins Ministerium berufen, um die veralteten Zustände in der bayerischen Strafrechtspflege (u. a. die damals noch bestehende Folter) abzuschaffen. Aber seine freien Worte und Gesinnungen machten Feuerbach bei Hofe verdächtig. Insbesondere der Kronprinz Ludwig, der aus diesem Grunde bis zu seinem Tode der gesamten gens Feuerbachiana einen ungerechten Haß nachtrug, vermutete in ihm einen Revolutionär und Demagogen, und als Feuerbach eine Schrift „Über deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker

durch Landstände" hatte drucken lassen, erfolgte die Versetzung nach Bamberg. Im Feuerbachschen Hause waren die Verhältnisse ebenfalls bescheiden, acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter mußten erhalten und erzogen werden. Ähnlich wie bei den Brüdern Heydenreich wandte sich das Schicksal des ältesten Sohnes, des Archäologen Anselm Feuerbach. Auch er durfte nach vollendeter Studienzeit sich der heißbegehrten Laufbahn des Universitätslehrers aus Mangel an erforderlichen Mitteln nicht widmen.

Anselm, der Archäologe (1798—1851), hatte des Vaters Wesen, im Guten und Schlimmen gesteigert, geerbt. Musikalisch, künstlerisch, dichterisch hochbegabt, wurde er von den Impulsen seiner Vielseitigkeit zu wechselvoll bestimmt, um nach einer Richtung hin entscheidend arbeiten zu können. Er hat selbst sehr einsichtig dieses Verhängnis erkannt, das durch zunehmende Kränklichkeit verschlimmert wurde und durch die wachsende Erbitterung infolge unverschuldeter Mißgeschicke an die Grenze geistiger Erkrankung führte. Als er nach bestandener Staatsprüfung am Gymnasium in Speyer angestellt ward, und 1826 eine junge Ansbacherin, Amalie Keerl, heiratete, hat gewiß die heranwachsende Henriette Heydenreich im Feuerbachschen Hause häufig genug über den ältesten Sohn und seine Braut sprechen hören. Und als nach dem frühzeitigen Tode der jungen Frau ihre beiden kleinen Kinder, Emilie (geb. 1827) und Anselm (geb. 1829) zu den Großeltern nach Ansbach kamen, war es begreiflich, daß gerade ihr freundliches und mitleidvolles Wesen sich zu den Verlassenen hingezogen fühlte. Der Gedanke, ihnen die Geschiedene zu ersetzen, hier eine Lebensaufgabe für sich zu finden, unterstützte den Antrag des Witwers, als dieser nach dem plötzlichen Tode auch des Vaters, der 1833 in Frankfurt auf der Reise starb, und nach der Auflösung des Haushaltes in Ansbach seine Kinder wieder zu sich nehmen und ihnen eine neue Mutter geben wollte. „Grenzenloses Mitleid mit

dem kläglichen Anblick eines unpraktischen Mannes und zweier Waisen mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Schritt veranlaßt haben", lesen wir im ‚Vermächtnis'. Henriette hat in der kleinen Biographie ihres Gatten geschrieben:

„Wenn die tiefste und treueste Hingebung und ein unbegrenztes Vertrauen beglücken kann, so war auch diese zweite Verbindung eine der glücklichsten zu nennen."

Im Frühling 1834 folgte Henriette Feuerbach dem Gatten nach Speyer. Wir haben einen einzigen, aber sehr aufschlußreichen und wichtigen Brief vom 23. Mai 1836, an den Bruder Christian gerichtet, der in seiner Rückschau auf die beiden vergangenen Leidensjahre deren wesentlichen Inhalt berichtet, über die erfolgten äußeren Ereignisse jedoch nichts sagt. Feuerbach hatte unterdessen sein Lebenswerk, das Buch über den vatikanischen Apoll veröffentlicht, und hoffte nun auf eine Berufung an eine Universität. Der einstimmige Beschluß der Münchener philosophischen Fakultät, Feuerbach an Schorns Stelle zu bringen, scheiterte an der Ablehnung des Königs, ein Ruf nach Dorpat konnte der Kinder wegen nicht angenommen werden, endlich wurde die Annahme eines Antrages aus dem badischen Freiburg beschlossen, wohin die Familie im Sommer 1836 übersiedelte.

Hier beginnen Henriette Feuerbachs Briefe und ermöglichen uns, an ihrem Leben teilzunehmen. Schreiben an den Bruder Christian stehen voran, bei welchen wir bedauern müssen, daß nur diese kleine Auswahl uns erhalten blieb. Ihnen schließen sich die Briefe an die Schwägerin Sophie (Gattin Wilhelm Heydenreichs) und die Freundin Emma Herwegh, die Gattin Georg Herweghs, an.

Das Haus des Archäologen und Philologen — als solcher war er offiziell ernannt worden — Feuerbach in Freiburg gehörte seiner Gastlichkeit, der Freiheit der Unterhaltung und der musikalischen Anregungen wegen zu den angesehensten der kleinen

Universitätsstadt. Auch die junge Welt scharte sich begeistert um die gütige Hausfrau, die für die Spielgefährten Emiliens und Anselms am Sonntagnachmittag selbstgedichtete Märchenspiele auf dem Puppentheater aufführte. Die vielfachen geistigen Beziehungen der Familie, vor allem des Bruders Ludwig, dessen philosophische Werke eben die ersten Anhänger fanden, brachten durch verschiedene Besuche Abwechslung in den in keiner Weise einseitigen und anspruchsvollen Ton der Universitätskollegen, von denen der Mediziner Schwörer, ein Jugendfreund Feuerbachs, der Theologe Alban Stolz und der Jurist Woringen der Familie am nächsten standen. Unter solchen Besuchern erscheint der seltsame, genialische Freund Friedrich Rohmer, über den Henriette sehr sicher charakterisierende Worte findet, von den Geschwistern kommt die schwärmerische, später durch ihre Beziehungen zu Paganini bekannte Helene, Ludwig, den Philosophen, begleiten Georg Herwegh und Frau Emma aus Heidelberg nach Freiburg ins Fahnenbergische Haus am Viehmarkt, wo der Professor und spätere Hofrat Feuerbach wohnt. Fast hat es den Anschein, als solle die äußere Unruhe hinwegtäuschen über die innerliche Unzufriedenheit, die langsam Feuerbachs Gesundheit untergräbt.

Im Winter 1839/40 hatte er endlich die ersehnte Reise nach Italien antreten können. Als ein stiller Mann, niedergebrochen über der Einsicht des „zu spät“ kehrte er heim. Ihm fehlte die Energie, sich mit den Verhältnissen abzufinden. Neue Enttäuschungen blieben nicht aus. Eine Berufung nach Heidelberg, bereits angekündigt und als sicher angenommen, erfolgte nicht. Die Kenntnis der Schwäche ihres Mannes, seiner Unfähigkeit, sich emporzuziehen und in der Arbeit, über der er mutlos hindämmerte, neue Kraft zu finden, hat den Abstand zwischen den Ehegatten noch verbreitert. Überzeugt von der Unmöglichkeit, der Krankheit, deren Fortschreiten sie klug erkennt, abzuhelfen, sucht die Frauen-

natur im Pflegerinnenamt eine hier fast unheimlich sachlich erscheinende Hilfe. Mit der Erziehung der Kinder, deren heißes Blut besonders bei dem Knaben zu schaffen macht, liebevoll beschäftigt, und bei wichtigen Erscheinungen, wie der Berufswahl Anselms, des Sohnes, allein ausschlaggebend, findet die Kinderlose Ersatz. Die Briefe an Christian schildern treulich das Verzweifeln und Hoffen, das Ringen und Ermatten ihrer Seele. Arbeit ist ihr nötig wie ein betäubendes Mittel, die Pflichten, für den Gatten und die Kinder zu sorgen, will sie opfermutig ausdehnen auf den Bruder und dessen Familie. Bei Christians musikalischen Arbeiten gibt sie Rat und Ermunterung, sinnt unaufhörlich auf neue Versuche, hohe Gönner zu interessieren, einflußreiche Kritiker zu bestimmen. Sie verwendet besondere Aufmerksamkeit auf ihren Briefwechsel, freut sich mit kindlichem Vergnügen an den gemeinsamen, in der Zeitschrift „Europa" gedruckten Erstlingen schriftstellerischer Tätigkeit.

Schon der Sommer 1838, den Henriette ihrer Gesundheit wegen in einem einsamen Schwarzwalddorfe zubrachte, hatte aus den Aufzeichnungen des Tagebuches einen kleinen Auszug für den Druck gezeitigt, dessen später niemals wieder gedacht worden ist. Diese Schrift steht in einem psychologisch seltsamen Zusammenhange mit dem 53 Jahre später geschriebenen „Tagebuch einer alten Frau" — beides also die einzigen erhaltenen Reste der umfangreichen Tagebücher Frau Feuerbachs! Für die Klarheit und Kraft des Denkvermögens der 26jährigen empfangen wir hier ein eigenartiges, hochbedeutendes Zeugnis. Durch den in einem Briefe an Christian gegebenen Hinweis auf eine Besprechung in Ruges „Hallischen Jahrbüchern" ist es gelungen, die „Gedanken über die Liebenswürdigkeit der Frauen. Ein kleiner Beitrag zur weiblichen Charakteristik von einem Frauenzimmer. Nürnberg. Friedrich Campe 1839", wieder aufzufinden. In diesem almanach-

artigen kleinen Heft begrüßen wir die Jugendarbeit Henriette Feuerbachs. Es sind zum Teil Erinnerungen an Zusammenkünfte von Freundinnen, deren Charaktere kritisch beurteilt werden, um aus all den Verschiedenheiten und Gegensätzen eine gemeinsame, höchste weibliche Eigenschaft, die Liebenswürdigkeit, herauszuheben, die dann abstrakt als edelster Besitz der Frau analysiert und gepriesen wird. Ein merkwürdig antiquiertes Schriftchen gegen Frauenemanzipation haben wir vor uns, aber fast jede Seite ist durchzogen mit Aphorismen, von denen einige ihrer Schönheit wegen ebenso hier mitgeteilt zu werden verdienen, als wegen der einstmals geheimnisvollen Verfasserin, deren Identität jetzt glücklich festgestellt werden konnte:

„In den Kindern kann man die Menschen studieren. Das kindliche Gemüt hegt in sich schon alle Eigenschaften, alle Tugenden und Fehler der Erwachsenen, der Vorzug der Kinder ist die durchsichtige Klarheit ihres sich selten unbewußten Wesens."

„Alles rein Geistige kann nur durch Vermittlung ins wirkliche Leben eingreifen. Es lebt in der Idee, es verwirklicht sich im Begriff, und es versinnlicht sich in der Form. Auch die Liebenswürdigkeit steigt diese Stufenleiter herab. In der Idee ist die Sittlichkeit, im Begriff Schicklichkeit und in der Form Anstand. Es sind dies drei gleichlaufende, in einander gezogene Kreislinien, von denen eine immer durch die andere bedingt ist. Sie bilden die Schranken, von welchen die Weiblichkeit in gar strenger Haft eingeschlossen wird. Ein kleiner Schritt darüber hinaus verletzt schon ihre Rechte. Sie duldet kein Extrem, denn dies würde gleich ungestaltig und eckig über die bezeichnete Linie hinausspringen, die sich rein zirkelförmig bewegt, wie alles, was den Gesetzen der Schönheit untertan ist. —"

„Die Idee der Liebenswürdigkeit, die Sittlichkeit verwirklicht sich als Begriff in der Schicklichkeit. Sie tritt durch diese gleichsam in verkörperter Gestalt in das wirkliche Dasein, und die verborgene Schönheit des inneren, geheimen Gemütlebens offenbart sich in ihr und durch sie sichtbar auch dem äußeren Auge."

„Ein Seelenschaden, welcher um so gefährlicher ist, als er ganz still und geheim in der Phantasie sein Wesen treibt und mit unmerklicher, aber sicherer Gewalt das sittliche Gefühl entnervt und untergräbt, ist ein gewisses halb bewußtloses in sich Hineindenken halb geträumter Vorstellungen von einem der Einbildungskraft angenehmen Gegenstande, welchen man sich anfangs zur bloßen Unterhaltung hingibt, die aber mit der Zeit gleich fressendem Gifte die Reinheit der Seele und das Glück des Lebens zerstören können.
Ach, wieviel glücklicher könnten die Menschen sein, wenn sie nur besser wären. Ein reines Gemüt ist bei den härtesten Schlägen des Schicksals nie ganz unglücklich, es besitzt das höchste und unantastbare Gut in sich. Wirklich trost- und rettungslos im Unglück ist der Mensch nur dann, wenn er zerrissen ist in sich selbst. Darum sei es des Weibes erstes Bestreben, gut hauszuhalten in ihrem Innern. Ihre Seele sei ein klarer, reiner Spiegel, aus welchem nichts widerstrahlt als das Bild göttlicher Ruhe. Alle Kräfte des Geistes und des Herzens lehre sie in Eintracht und Frieden beieinander wohnen. Die heilige Gottesstimme des inneren Gefühls sei der Grundton, an den sich harmonisch die Melodie ihres Lebens anschließt, und wie die ewige Schönheit der Geister dann ihre Seele erfüllt, so wird Anmut die Stirne umschweben und den Kranz unverwelklicher Jugend ihr auf das Haupt setzen."

„Wie Sittlichkeit die Harmonie des innern Wesens, so ist der Anstand die Harmonie der äußeren Form. Doch ist die Wirkung

nicht allein leiblich, sondern auch geistig, gleich wohltuend für Seele und Auge, und Achtung und Wohlgefallen ist der rechtmäßige Tribut, den niemand so leicht wird verweigern können. Was dem Könige seine Majestät, das ist dem Weibe der Anstand, durch ihn weist es sich selbst und der sie umgebenden Welt die richtige Stellung an. Es ist eine Art geistiger Etikette, welche die ganze Gestalt mit einem gewissen Nimbus umkleidet, der oft mehr Ehrfurcht einflößt, als weite, mit Lakaien gefüllte Vorsäle und die ganze Pracht eines fürstlichen Hofes."

„Leider sind wir Menschen uns alle verschlossene Geheimnisse. Ein jeder wandelt einsam seine Straße, der Geist ist vereinzelt in jedem, und nur das gemeinsame Band der Liebe vermag hie und da die Getrennten zu vereinigen. Es teilt die Zungen gleich dem heiligen Geist, so daß sie reden können in fremden Sprachen, das Herz zum fremden Herzen."

„Das Gefühl ist die am meisten zum Bewußtsein gekommene Kraft der weiblichen Seele. Ja es gibt Frauen, deren ganzes Leben in ihm dahinfließt gleich einem lieblichen Traume, vom Morgenrot der Kindheit freundlich überstrahlt; die sich in der stillen dämmernden Welt ihres Gemütes fortbewegen, ohne einen Blick auf den festen Grund zu werfen. Ach, das Gefühl weiß so manches, woran der Verstand nicht denkt. Im Gefühl liegt die ganze Unendlichkeit der Geisterwelt, aber seine Sprache ist dunkel und geheimnisvoll, es ist die Augensprache des Geistes und gibt nur die Zeichen, aber nicht das Wort. Ja, wer da nachforschen, wer diese Ahnungen in Bilder und Gedanken fassen könnte! Ich kann recht tief in mich hinein den Gedanken verfolgen, zuletzt stoße ich aber immer auf ein sonderbares Gewölk, welches, halb durchsichtig, halb verhüllend, das innerste Heiligtum vor mir selber verschließt. Hinter ihm gewahre

ich eine glänzende Helle, auch brechen einzelne Strahlen hervor, die mir das Leben des verborgenen Schatzes verkünden, aber durchdringen kann ich die nebelhaften Schleier nie und nimmer. Vielleicht, daß der Mensch das Höchste in sich selber nicht ungeblendet schauen darf, wie Moses auf Sinai sein Antlitz vor der Herrlichkeit des Herrn verhüllen mußte. —

Neulich hatte ich einen seltsamen Traum. Es kam mir vor, als schliefe ich in einer Gartenlaube und da träumte mir, ich stünde an dem Gestade einer unübersehbaren Meeresfläche; das Meer war aber glänzend wie flüssiges Gold. Langsam und gleichförmig hoben und senkten sich majestätische Wellen, und ich wußte wohl, daß dies Wogen der Atem des Meeres sei. Mitten aus dem Meere erhob sich ein großes Rad von Kristall, welches bis in den Himmel reichte und die Fläche des Meeres streifte. Sein Umschwung spritzte unaufhörlich Myriaden von Wassertropfen in die Luft, die wie Diamanten funkelten und die Nacht erhellten. Doch erreichten sie nur eine gewisse Höhe und sanken dann ebenso schnell in das Meer zurück. Lange stand ich verwundert und schaute das glänzende Schauspiel an. Da sprach eine Stimme in meinem Herzen: „Gott ist der Anfang und das Ende, das A und das O. — Knie nieder und bete!" Mir wurde bang und schwindlich, ich glaubte zu fallen und erwachte."

In der Allgemeinen Zeitung und in den Hallischen Jahrbüchern ist das Büchlein ausnehmend gerühmt. Wir lesen in den letzteren: „Daß als Verfasserin dieser Schrift eine Dame sich nennt, ist Wahrheit. Sie vereint tiefe Bildung mit der reinsten Weiblichkeit und ist die Gemahlin eines der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Ganz besonders ist diese Schrift unseren Theologen zu empfehlen. Diese können aus ihr lernen, wie man über Geist und Gemüt denken und fühlen, wie man allein wahrhaft versöhnt sein kann,

denn in dieser Schrift schlägt der Puls tiefen Lebens, der Puls jenes Herzblutes, das millionenmal wärmer, reiner und heiliger quillt, als — vielleicht ohne Ausnahme alles, was die neuere Theologie vom Blut und vom Respekt vor dem Blut, von Sünde und Verdammnis, Frömmigkeit und Liebe zu sagen weiß."

Zwischen den „Gedanken" und den im nachfolgenden zuerst mitgeteilten Briefen an den Bruder Christian besteht ein naher Zusammenhang. Auch in diesen Briefen haben wir oftmals die Empfindung, ein Tagebuch zu lesen. Daher hören wir so wenig über die äußeren Begebenheiten in der Familie. Obwohl diese Briefe bis in die Zeit der Konfirmation des jungen Anselm (Ostern 1844) sich hinziehen, erfahren wir nichts über seine künstlerischen Anfänge, was um so mehr verwundert, als wir ja aus dem „Vermächtnis" wissen, wie weit diese Anfänge zurückgehen. Es scheint, als habe Frau Henriette da auch in der Welt ihrer Empfindungen eine Wand aufgerichtet zwischen Feuerbachischem und Heydenreichischem Zuneigen. Um so klarer tritt uns die Gestalt des jugendlichen Künstlers vor Augen in den Briefen an Frau Emma Herwegh. Der Gegensatz zwischen der verfallenden Menschlichkeit des Vaters und dem göttlichen Idealismus des gefährlich schönen und allgemein gefeierten Jünglings kommt hier überzeugend zum Ausdruck. Auch des „blonden Kindes", der weichlichen Emilie, wird hier gedacht. In dunkle Schatten hüllt sich das Leben während der letzten Freiburger Jahre, die in ihrer inneren Sorgenfülle durch längere Abwesenheit in Heidelberg und Baden-Baden, durch einen Besuch bei den Verwandten in Ansbach im Herbst 1848 ebenso wenig unterbrochen werden als durch den Aufstand vom Frühjahr 1848 und die badische Revolution 1849. Gerade aus den objektiven Schilderungen der aus nächster Nähe miterlebten Kämpfe, deren dramatische Beschreibung die vorzügliche schriftstellerische Begabung

Henriettes kundgibt, gewinnen wir den Eindruck, wie entfernt bei allem Mitgefühl doch dieses allgemeine Leid hinter dem Unheil im Hause zurücksteht, dessen Gewalt aus dem Briefe vom 6. März 1848 an Frau Herwegh erschütternd herausbricht.

Die verschiedenen Kuren hatten Feuerbachs Gesundheit nicht wiederherzustellen vermocht. Seit der Zurückweisung bei der Besetzung der Heidelberger Professur, kurz vor Weihnachten 1846, scheint die Hoffnung von Henriette aufgegeben worden zu sein. Sie schreibt am 27. März 1847 an die ihr am nächsten stehende Elise Feuerbach: „Ich will Dir die ganze Wahrheit sagen. Ich fürchte, daß Dein armer Bruder an einem organischen Leiden im Gehirn krank ist. Was mir und den Kindern noch bevorsteht — Gott — wer weiß es. Dieser Winter hat unserm armen Leben die letzten verwelkten Blumen aus der Hand gerissen. Zum rechten Grämen habe ich gar keine rechte Kraft mehr. Still warten ist das letzte Resümee von meinem ganzen armen Lebenslauf. Tun und erreichen kann ich ja doch nichts. Für meine Natur wäre ein liebliches Familienleben das Beste — ich gäbe alle Genialität und Berühmtheit drum."

In dieser Zeit erheben sich zum erstenmal finanzielle Schwierigkeiten, weniger der Krankheit des Gatten als der Erziehung des Sohnes wegen. Der junge Anselm, von 1845 bis zu Ende des Winters 1847/48 in Düsseldorf, dann einige Zeit zu Besuch bei der Großmutter in Nürnberg und im Elternhause, vom Sommer 1848 bis zum Frühjahr 1850 in München, brauchte für sich und seine Ausbildung mehr als die Eltern mit der Schwester daheim. So durfte nicht an Pensionierung gedacht werden, und eine kleine Erbschaft, von einer Großtante in Frankfurt herrührend, konnte nicht etwa für eine Unterbringung des Vaters in eine Heilanstalt, sondern mußte für die Fortsetzung von Anselms Studien in Antwerpen 1850/51 und Paris dienen, wohin er sich im Sommer 1851 wandte.

Am 7. September 1851 stirbt Anselm Feuerbach, der Vater: „Gestern nacht $^3/_4$ auf 12 Uhr ist unser Geliebter nach heißem Kampf ganz sanft und selig in wahrer Verklärung entschlafen. Jetzt nachdem ich der fürchterlichen Sorge um ihn bar bin, fühle ich mich erst ganz vollkommen öde. Mir ist, als stünde die Welt still." (An Elise Feuerbach, 8. Sept. 1851.) Vom 11. September hat sich der Brief erhalten, in welchem die Mutter dem Sohn in schlichten Worten das Scheiden des Vaters berichtet. Wir fügen denselben gleich hier ein, da es das einzige Schreiben Henriette Feuerbachs an Anselm aus früher Zeit ist, welches wir besitzen:

Mein lieber Anselm!

Ich sitze hier vor dem Papier und weiß nicht, wie ich die Feder halten soll. Du magst es als den größten Beweis meiner Liebe ansehen, daß ich Dir heute schreibe. Morgen ist Dein Geburtstag. Ich habe Dir nichts zu senden, als diesen Brief. Den Deinigen, der so lieb und tief und wahrhaftig ist, hab' ich erhalten eine halbe Stunde, bevor der gute Vater die nun ewige Wohnung im grünen Garten bezog, da hab' ich ihm Deinen Brief in die rechte Hand gegeben, in der linken hatte er Blumen, so ist Dein Gruß mit ihm gegangen, und ruht an seinem Herzen, das nicht mehr schlägt. Tröste Dich, mein guter Sohn, denke nicht an kleine Unebenheiten, die im Leben unter den besten Menschen vorkommen, denke vielmehr, wie Du Deinen Vater liebtest und er Dich — wie unaussprechlich unglücklich sein Leben war, und gönne ihm seinen seligen Frieden. Ich habe Dir nie während der letzten Krankheit nur den zehnten Teil der Leiden geschrieben, die wir überstanden. Auch jetzt wollen wir die Aufzählung ruhen lassen. . . . . Im Moment des Scheidens zog ein heller Schein über sein Gesicht, eine lichte Verklärung. Er sah in den ersten Stunden nach dem Tode einem zwanzigjährigen Jüngling gleich, Alter und Krankheit waren aus den Zügen verschwunden, es war der wahrhaftige Abglanz einer

seligen Erlösung aus schwerer, schwerer Gefangenschaft. — Dies unser Trost — mein lieber, lieber Sohn. — Ich bin tief gebeugt und im Innersten verwundet und ergriffen, alles tut mir weh, und dennoch fühle ich, daß mir unser teurer Entschlafener jetzt mehr gehört und näher ist, als im Leben vom Maß der Krankheit umschleiert und verfinstert. Es mußte so kommen, es war die blinde Notwendigkeit ... Seine letzte Freude waren die Rezensionen Deiner Bilder, über die zweite hatte er in seiner schwächlichen Reizbarkeit einen ganzen Tag vor Freuden geweint. Des Nachts sagte er immer, „mein herrlicher Sohn, mein lieber Sohn!" — Und erzählte der Wärterin von dir, so gut er konnte. Das war, wie er noch halb bei Bewußtsein war. — Später sagte er einmal in der Nacht: „Ich muß noch viel mit Anselm reden, stör mich nicht." — „Ist er denn da?" fragte ich. „O ja, ich sehe ihn, so lieb und schön wie immer!" — Die letzten Tage, wo er nimmer sprechen konnte, sagte ich ihm alle Stunden mehrmals vor: „Anselm grüßt Dich, er ist wohl und fleißig," da flog zuweilen noch ein Lichtchen über sein Gesicht, wenn er es begriffen hatte. Du siehst also, mit welcher Liebe Dein Vater die Augen geschlossen hat. — Sein Segen ist über Dir. Daß Du nicht zugegen warst, habe ich nur einen Moment bedauert, aber auch gleich eingesehen, daß es nichts geholfen hätte, für Vater wäre Deine Gegenwart nicht mehr gewesen, als es Dein Andenken war und Du hättest außer der letzten versöhnenden Stunde, wo er aber bewußtlos war, nichts als qualvolle herzzerreißende Eindrücke gehabt, die Dich auch lange Zeit arbeitsunfähig gemacht hätten. Das beste Andenken, das Du Deinem Vater bewahren kannst, hast Du selbst in Deinem letzten Brief bezeichnet, den der Vater als Dein Gelöbnis mit ins Grab genommen hat. Darum gib keiner allzu großen müßigen Betrübnis Raum, sei Mann und Künstler und verdiene dem Namen Deines Vaters durch Dein eigenes Schaffen einen neuen Kranz.

Für mich ist es, wenn ich ein bißchen die tödliche Ermattung abstreifen konnte, die erste und heiligste Pflicht, die hinterlassenen Papiere des Vaters herauszugeben. Dazu und zu einer Biographie, die den hohen herrlichen Geist aus dem Schutt der Krankheit noch einmal ans Tageslicht hervorarbeitet, habe ich mir ein Jahr Zeit gesagt. — Dies soll Vaters Namen verewigen, soll Emilien ein kleines Kapital, und Dir die Mittel zur italienischen Reise erringen. Nachher wollen wir weiter sehen. Ich glaube auch, daß ich Vaters edles Andenken so besser ehre als durch müßiges Weinen und Klagen. Vorderhand bleiben wir hier, auch bis Ostern, bis wo ich erst aufkündigen kann in unserer Wohnung. Die Bibliothek wird verkauft und ich bitte Dich, mir ohngefähr zu bezeichnen, welche Bücher und Kupferwerke Du für Dich aufbewahrt wünschest....

Das wäre, was ich mit kahlen dürren Worten jetzt hinschreibe, während Herz und Hände zittern. Ich wollte Dir einen lieben und schönen Brief schreiben, aber es geht nicht. Ich will, wenn ich zur Ruhe gekommen, Vaters letzte Wochen ausführlich niederschreiben, besser als heute. — Es ist nachts 10 Uhr, und ich muß nun wieder schlafen lernen, das will nicht gehen. —

Die Leute sind lieb und teilnehmend — Schwörers haben sich als echte, herrliche Freunde erwiesen. Meinen Bruder Wilhelm erwarte ich nächste Woche auf zwei Tage. Wenn Du H. Schwörer ein paar Zeilen des Dankes schreiben möchtest, so wäre das ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit. Nun noch das letzte. Ich will einen einfachen Stein setzen lassen mit der Inschrift: „Der Gerechten Seelen ruhen in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an." Weish. Salom. 3. 1. —

Gute Nacht —

Deine treue Mutter.



An Christian Heydenreich.

Den 23. Mai 1836.

Lange, lange habe ich Euch nicht geschrieben, Ihr Geliebten meines Herzens, es ging und geht noch eine unruhige Zeit an mir vorüber, und ich bin von allen Seiten so in Anspruch genommen, daß mir kaum Zeit zu einem Gedanken bleibt, der sich nicht auf meine nächste Umgebung bezieht. In kurzer Zeit werden wir nun Speyer verlassen und mit ihm das liebe bayrische Vaterland, von dem mir der Abschied doch recht schwer wird — ich gehe gerne über den Gedanken hinweg, weil er meinem Herzen wehe tut. Von allen Seiten wird uns unser künftiger Wohnort als ein Paradies geschildert. Gebe Gott, daß es uns auch ein Ort des Friedens wird — ich verlange, ich wünsche ja wenig und bin genügsam und ergeben. Eigen ist es mit dem menschlichen Sinn. Es war mein heißestes Gebet, dessen Erfüllung nun endlich vollendet wurde, und doch kann ich mich nicht so freuen, wie ich mir wohl dachte. Warum, das weiß ich selber nicht recht, aber recht ruhig und friedlich ist es in mir, und ich schaue getrost und vertrauend in die Ferne, ist doch die Erde überall des Herrn. Der Glaube ist eine starke Stütze, die uns nimmer sinken läßt, wenn wir sie nicht lassen. Ein freundlicher Empfang wird mir jedenfalls werden, von mehreren dortigen Frauen habe ich schon Beweise der herzlichsten Zuvorkommenheit erhalten, und wenn gleich meine hiesigen Freunde mir schwerlich je ersetzt werden können, so werde ich doch mich mit all der mir angebotenen Hilfe und Unterstützung bald in einem kleinen Kreise heimisch fühlen. Anselm hat seine Schule schon zum Teil aufgegeben, und bereitet sich allen Ernstes auf die akademische Laufbahn vor. Das kostet viel Arbeit und viel Sorge, wie er überhaupt jederzeit ein Virtuose in der Selbstquälerei ist. Gott lasse ihn finden, was er sucht, sonst will ich ja gar nichts wünschen und verlangen. Oft machen wir Pläne — und dann kommst Du, lieber Christian, zu uns

in den Schwarzwald, Anselm meint, Ihr würdet Euch schnell wieder verstehen und die Jahre vergessen, die dazwischen liegen — ich glaube es auch — Gott, wenn ich noch so glücklich werden sollte! Manchmal denk ich, wenn ich Euch alle einmal beisammen hätte, da müßte ich an der Freude sterben. Nun, wir wollen Gott vertrauen und jedes den Weg gehen, auf den er berufen ist, Treue und Ausdauer wird ja doch endlich belohnt.

Wie ich für Euch den Himmel um eine günstigere Wendung Eures Schicksals bitte, mit tausend Sorgen denken ich und die Mutter an Euch. Aber Ihr Lieben, verliert nur den Mut nicht. Seht, ich habe in diesen zwei bis drei Jahren viel gelitten, oft gezagt, tausend und abertausend Tränen des Schmerzes und der Sehnsucht geweint. Endlich hat Gott geholfen, und ich sehe mit Zuversicht einer freundlichen und helleren Zukunft entgegen. Es wird ja bei Euch auch noch zu rechter Zeit Hilfe kommen. Seid nur getrost, und Du, lieber Christian, bewahre Dir Deinen festen, heitern, männlichen Sinn, er ist Dein bestes Gut auf Erden. Für Eure lieben Kinder wird der Himmel Euch auch noch sorgen helfen, kümmere Dich nicht zu sehr ab, liebe Karoline — es ist auch Pflicht — was ists, wenn Du durch allzu vieles Sorgen Deine Gesundheit zerstörst — ich meine und hoffe immer, der Himmel hilft mir einmal, daß ich Euch helfen kann. Dann sind Eure Kinder auch die meinigen — eigne werd ich nie haben — ich darf nichts besitzen, was ganz mein eigen, mich zu eng an die Welt fesselt; ich lebe nur für andere — aber mein Innerstes ist ganz unabhängig und selbständig, das hat nur seinen Gott. Bildet Euch fein nicht ein, daß das traurige Gedanken sind, im Gegenteil, ich bin jetzt immer heiter und oft recht munter und seh die Welt mit ganz freundlichen Augen an, wenn sie gleich nicht zu mir gehört.

Mein kleines Pärchen wächst nun schon ziemlich heran und macht mir damit größere Freude, aber auch schon größere Sorge. Emilie

wird schon ein kleines zierliches Dämchen. Das Feuerbachsche Blut wird viel zu schaffen machen. Der kleine Anselm ist ein lieber, guter, kleiner Engel, auf den ich all meine Hoffnung baue, möge der Himmel sie nicht zuschanden werden lassen. Bei mir ist es nun schon recht unruhig und wird noch unruhiger werden. Doch habe ich viele Unterstützung, besonders steht mir unsere erfahrene und liebenswürdige Frau Präsidentin, die mich mit besonderer Liebe zu sich zieht, mit Rat und Tat bei, so daß ich die Entfernung meiner Freundin Neidhardt weniger schmerzlich fühle.

Und nun ists wahrhaftig Zeit zum Schließen. So lebt denn wohl, zum letztenmal von Speyer aus. Möchte ich Euch bald recht frohe Grüße von den schönen Bergen aus schicken können. Küßt Eure Kinder, nennt Ihnen oft meinen Namen und bleibt immer gut Eurer Jette.

Die herzlichsten Grüße von Anselm, auch die Kinder wollen nicht vergessen sein.



An Christian Heydenreich.

Den 8. November 1839.

Mein liebster Bruder!

Mein Erstaunen über Deine ungewohnte Schreibseligkeit konnte nur der Freude gleichkommen, die mir Dein lieber Brief machte, bei dem es mir ist, als hätte er mir ein Stück von Deiner wirklichen wahrhaftigen Gegenwart mitgebracht. Mit welcher Freude mich Deine Nachrichten erfüllt haben, kann ich gar nicht beschreiben. Es ist mir eine wahre Lebensfrage, daß Du einen Schritt vorwärts tust, und ich meine, nicht eher das Haupt ruhig niederlegen zu können, eh' dies geschehen. — —

Und nun, wenn Du's nicht übel nimmst, so will ich, weil es mir gerade bequem ist, Deinen Brief von hinten anfangen zu beantworten. — — Die Charakteristik, die Du von Dir selbst machst,

hat mich auf das höchste angesprochen und ergriffen. Es war mir alles, was Du sagst, ganz klar und ich muß Dir nur sagen, daß eben diese Richtung uns nicht nur zu leiblichen, sondern auch zu geistigen Geschwistern macht. In gewisser Art nämlich, denn Gott soll mich bewahren, daß ich mich Dir mit prahlerischem Dünkel an die Seite setzen wollte. Auch bei mir ist dies Schwanken zwischen Verstand und Gefühl, ich möchte sagen, ein ewiger Kampf, bei dem zwar immer der erstere siegt, aber der Sieg wird gar zu schwer — könnt ich auf eine Seite mich ganz neigen, so wäre ich viel glücklicher. Auch ich kann nichts ins Breite ziehen. Ich denke einen Gedanken. Das ist dann ein fertiges Ganzes, und nicht um die Welt könnt ich ihn dann wieder auseinanderziehen, 's ist gerad wie ein Tropfen Wasser, wenn man ihn ausbreiten will, so zerplatzt er und wird ein schmieriger Fleck. Bei Dir ist nun was ganz anders. Da schwebt der Genius über allen streitenden Parteien und zügelt und beherrscht sie. Bei mir ist ein ewiges Schwanken nach allen Seiten, weil keine alles aufschließende Kraft mich beherrscht, und ich von jedem ein wenig bin, aber nichts ganz. Könnte sich meine Kraft konzentrieren, dann würde ich etwas Erkleckliches leisten können. Doch das ist eben meinem Geschlechte nicht beschieden. Eine immerwährende Sehnsucht treibt mich, etwas zu ergreifen, was mich ganz erfüllt, aber es geht nicht, und so schwimme ich auf der Oberfläche herum, wie jeder Luftzug nun eben das Schifflein treiben will. In meinem tiefsten Innern ist eine große schöpferische Kraft, aber sie kommt nicht herauf, sie zersplittert und zerfährt gleich beim ersten Auftauchen, wie eben ein Tropfen, wenn man mit dem Finger hineinpatscht. —

Deine Ideen über die Kunstgeschichte sind sehr schön, ich muß aber erst mehr studieren, bis mir alles so klar ist, als hätte ich es selbst gedacht. Denn so muß es immer bei mir sein, wenn ich etwas begreifen soll. Ich bin zu wenig unterrichtet. Hinter einen Auf-

satz der Art wage ich mich gar nicht, da fehlt noch viel, so nahe mir auch die Sache am Herzen liegt, daß ich alles mit dem Verstand aus dem Gefühl herausfischen kann, wo alles bunt durcheinander schwimmt.

Den 15. November. Ich will heute meinen Brief fortsetzen. Unterdessen traf eine lange Epistel von A. ein — aus Neapel. Ach es muß wohl göttlich sein und das Sprichwort hat recht, sieh Neapel und stirb. Von seinem Fenster aus sieht er das Meer, den Vesuv und die Stadt. In Pompeji und Pästum ist er auch schon gewesen und hat somit das entfernteste Ziel seiner Reise schon erreicht. Jetzt geht er nach Rom, wo er bis über die Charwoche bleibt und dann langsam durch das alte Etrurien zurück. Es ist bis jetzt alles so gut gegangen, daß mir der Mut auf den Beistand Gottes recht gewachsen ist, und ich kann in vielen Kleinigkeiten, die seltsam zusammentreffen, um es mir und ihm zu erleichtern, nichts anderes als die sichtbare Gnade des Himmels erkennen. — — Noch manches hab' ich auf Deinen Brief zu erwidern, doch wills mir nicht aus dem Kopf, d. h. deutlich aufs Papier. Die Ideen zur Kunstgeschichte werden nur nach und nach klarer. Händel mit Luther zu vergleichen finde ich sehr richtig. Doch Beethoven kann ich nicht mit ihm unter eine Decke bringen. Händel war, mein ich, mehr in sich selbst abgeschlossen, kompletter, wie Du sagst, großartig genug, um ein Kapitel der Weltgeschichte zu eröffnen. Beethoven ebenso großartig, aber (ich weiß nicht, obs deutlich ist) mehr für sich allein individuell. Aber er bezeichnet in sich selbst eine Schöpfungs- und Vollendungsgeschichte. Händel, mein ich, ist in seiner Kunst immer sich selbst bewußt in gewissen Grenzen geblieben, über die er sich selbst nicht hinausgelassen hat, Beethoven sprengte besonders in der letzten Zeit alle Bande und stürmte Himmel und Hölle. Er ist mir für einen Reformator wohl kraftvoll und männlich genug, aber zu leidenschaftlich. Das Genie ist mächtiger als er, drum mag ich ihn

auch nicht zu Goethe vergleichen, wie soviele tun, aber für alle andern ist er wieder zu gut. Kurz, meinem Gefühl nach ist er immer einzig. Indessen sag ich nicht, daß Du unrecht hast — ich versteh das nicht so. — Eine Stelle muß er freilich einnehmen in der Kunstgeschichte, und so wirst Du ihm wohl die rechte angewiesen haben. —

Adieu, Herr Ritter von Nostral*), Gott bewahre nur, daß Du im Feuereifer des Fugierens nicht Deine Waffe in der mächtigen Faust um anderer Leute Köpfe sausen läßt. Ich ließe mir aber doch gern einige Kopfnüsse gefallen von einem guten Fugisten. Du bist ein rechter Herr und König, und die Tiefen und Höhen gehorchen Dir, und wenn Du gebeutst, so stehts da. Es muß recht hübsch sein, seine Kraft zu fühlen. Ach — ich sag Dirs und beherzig es nur recht. Es geht nichts über das Genie. (Daß Dirs nur mit dem Wort Genie nicht geht wie mir neulich — ich kriegte einen Brief von meinem Nachbar und Verehrer Hrn. von Greiffenegg, da unterschrieb er sich Geh. Universal Schenie, und ich las immerfort Universal-Schwein.) Ich wollt, ich hätte auch was abgekriegt. Aber bei mir ist's bloß Talent und der pure langweilige dumme Verstand. Jetzt übrigens stehen die Persönchen meiner kleinen Einbildungskraft auch wieder auf den Brettern und manövrieren, ich bin selber begierig, was draus wird. Der Schriftstellerin hast Du große Ehre erwiesen, ich bildete mir nicht einmal ein, daß Dus lesen würdest, viel weniger merken. Mir ist eine einzige Note von Dir mehr wert, als ein ganzes Ries verschmiertes Papier von mir. Übrigens ist das kleine Ding in der Allgemeinen Zeitung greulich gelobt —**) ich hatte gerade Besuch, als die Zeitung kam und biß mir fast die Zunge ab vor Lachen.

*) Bezieht sich auf eine Komposition Christian Heydenreichs.

**) Vgl. S. 23 ff.



An Christian Heydenreich.

Sonntag, den 27. abends (Januar 1840).

Ich habe gestern abend Euren lieben Brief erhalten und auch Ihr werdet indessen meine Zeilen erhalten haben, die Euch versichern, daß von Stuttgart aus noch nichts an mich gekommen ist, eine Versicherung, die ich auch heute wiederholen kann. — Bei uns steht alles gut. Ich habe immer gute Nachrichten von Anselm, er schreibt mir alle seine Erlebnisse so lieb und ausführlich, daß seine Briefe mir ein wahrer Genuß sind. E. ist heiter und gesund, und ich hoffe, daß diese Reise ersprießliche Folgen für unser ganzes Leben haben werde. Die Kinderchen sind sehr brav und meine Herzensfreude. Der Kleine ist der Liebling seiner Lehrer, in seiner Klasse der Erste und immer lustig und munter, besonders seit er Gymnasiast ist. Aber eitel, wie ich noch nichts gesehen. Ich hab immer mit ihm zu kämpfen, und bald kann ihm Schneider und Schuster nichts mehr recht machen. Dennoch ist er das liebenswürdigste Kind, das man sehen kann. Emilie fängt jetzt an zu erwachsen. Sie wird ein wenig ein seriöses Dämchen, aber herzensgut ist sie auch und lernt sehr gern und fleißig. Ich werde bald an ihr eine recht tüchtige Klavierspielerin erzogen haben. Was mich selbst betrifft, so bin ich den Winter wohl und ruhig und finde mich in meiner Unabhängigkeit ganz behaglich.

Ich wollte, ich hätte heute abend einen vernünftigen Kopf, um Euch recht ordentlich zu schreiben, aber ich bin ganz dumm und taub von einer sonderbaren Szene, die ich heut erlebt habe. Ich hoffte auf einen stillen Sonntagnachmittag und las eben in der Bibel. Da kamen nacheinander zwei Franzosen mich zu besuchen, die einzeln wohl jeder gut zu leiden ist. Die kamen in Streit, da gings vom Wetter auf die Bewegung der Erde, von da auf Physik und Chemie, dann endlich auf Mythologie und das Altertum, der eine ein ganzer Materialist, der andere ein Romantiker aus der Lamartineschen Schule. Beide wurden immer hitziger und fuhren

entsetzlich übereinander her mit einer Heftigkeit und einem Wortschwall, von dem ich stille Deutsche keine Idee gehabt hatte. — Das Ding dauerte beinahe zwei Stunden. Ich saß ganz geruhig auf meinem Kanapee und lachte sie alle zwei aus, wozu mein Kanarienvogel mörderlich schrie und der Wind heulte. Meine Kinder und die Magd guckten durchs Schlüsselloch herein und ergötzten sich sehr. Ich hatte nur immer Angst, daß jemand käme und auf der Stiege den Spektakel hörte und das Geschrei oder gar die Vorübergehenden auf der Straße. Endlich sagte der Romantiker: C'est vous Madame, qui devez juger entre nous; car vous êtes femme, et encore plus, vous êtes Madame Feuerbach. Ich hielt mich so indifferent, als ich nur konnte, darauf lachten sie und sagten, sie seien die Extremitäten der beiden französischen Schulen und jeder blieb bei seiner Meinung. Es war eine echt charakteristische Szene, doch brummt mir noch der Kopf von dem greulichen Lärm. Den Sommer wird es schon etwas lebhaft bei mir werden. Ich weiß nicht, ob ich schon geschrieben habe, daß Helene Dobeneck kommt. Ich bin etwas ängstlich, doch wird mir ja Gott Kraft und Verstand geben, um allem und jedem zu genügen. Jetzt hab ichs freilich sehr bequem, ich lebe zwar grenzenlos sparsam, aber doch wie eine Dame, und wenn Ihr sähet, wie ich auf so gute Weltmanier meine Besuche zu empfangen weiß, Ihr müßtet über Eure Jette lachen. Ich tus oft selbst, doch fühle ich, daß es mir gar nicht schlecht ansteht. Ich bin hier sehr geachtet, und das macht mir bei aller Bescheidenheit doch Freude. Ach könntet Ihr doch nur einmal kommen und zu meinem Fenster auf die herrlichen Berge hinausschauen. Wir hatten gar keinen Winter, und die Veilchen gingen nie aus. Gott bewahre Euch und erhalte Euch in seiner Gnade, ich bete für Euch mehr als für mich.

An Christian Heydenreich.

16. Februar 1840.

Mein lieber Bruder!

Du hast mir einen so schönen Brief geschrieben, daß ich Dir recht von ganzer Seele dafür danken muß und das bald. Es ist heute ein sehr stiller Sonntagnachmittag, ich hoffe von keinem Besuch gestört zu werden. Ein großer Veilchenstrauß duftet vor mir, und mein liebenswürdiger Vogel hüpft auf dem Papier herum und hilft schreiben. Kann es eine glücklichere Disposition zum Beantworten eines Briefes wie des Deinigen geben? Du bist wohl ein Gesegneter des Herrn zu nennen, trotz all Deinen Übeln. Ich lege auf Dich, wie auf ein geweihtes Haupt alle meine Hoffnungen und Wünsche nieder, und sie werden Dir Segen bringen, und Gott wird mir die Freude gönnen, Dich, Du Märtyrer der Kunst, mit dem Kranze der Unsterblichkeit gekrönt zu sehen. — — — Ich pflege einen schönen Lorbeerbaum, von dem sollst Du einst einen schönen Kranz kriegen, wenn er größer gewachsen ist. Für heute schicke ich Dir ein Blatt, laß es in einer Bratensauce mit kochen und lasse Dir dann die mit dem Zeichen Deines Ruhmes gewürzte Brühe gut schmecken. Du tust dazu überdies nur, was der meisten unserer neueren Künstler letztes und höchstes Streben ist.

Von mir weiß ich gar nichts zu sagen, ich bin recht dumm, habe gar keine Gedanken und bin verdrießlich. Ich wollte, ich könnte nur einen einzigen Abend der Wetterableiter Deiner Begeisterung sein, das würde mich für lange Zeit mit Elektrizität versehen. Ach, ich bin ein armes Ding. Ich möchte alles und kann nichts, ich ahne viel und denke doch nichts. Es ist in mir wie eine ungeborne Welt. Gott geb ein fröhliches Erwachen. Die Kinder sind sehr fröhlich und munter und Gott sei Dank immer gesund. Sie machen mir viele Freude, und ich möchte sie nicht entbehren.

Eure Schwester Jette.

An Christian Heydenreich.

1840.

Mein lieber Bruder!

Es ist Ostersonntag nachmittags. Ich bin ganz allein in meinem sonnigen Zimmer und schaue durchs Fenster in die schöne Frühlingswelt hinaus und zuweilen auch auf die langweilige spazierende zu meinen Füßen. Dabei lese ich Jean Pauls Briefe an seinen Freund, und es wurde mir wieder einmal recht lebendig, was es für ein Glück ist um den Besitz des freien schaffenden Genius. — Ich dachte an Dich — und nun will ich Dir schreiben, weil ich gar verlassen und allein bin und nichts habe als die Sehnsucht nach einem regeren geistigen Leben, nach einem Etwas, was ich selber nicht weiß — sei es nun Kunst oder Wissenschaft, oder was sonst — so klammere ich mich an Dein Genie, und Du sollst mich nicht abschütteln. Es ist das einzige Verhältnis, welches ich rein und ungetrübt habe auf der Welt, ausgenommen das mit den Kindern, und ohne Ausnahme das einzige, welches mir völlige geistige Befriedigung gibt. Ich habe auch an den stillen Feiertagen eine unendliche Sehnsucht nach der Mutter — doch ist sie stille und wohltätig. Es ist sehr schön hier, und von meiner Wohnung aus ruht das Auge auf den langen wellenförmigen Bergreihen und dem freundlichen Tal voll blinkender Dörfer, von reichen Lichtern in allen Farben schattiert. Warum macht mich nur immer die Schönheit so wehmütig? Nehmts mir nicht übel, daß ich meine Laune an Euch auslasse.



27. April 1840.

. . . . . Von Mendelssohn kenn ich wenig, Kirchenmusik gar nicht. Die Ouvertüre zum Sommernachtstraum, die mir nicht besonders gefällt, und die Lieder ohne Worte, worin ich eine große Force habe, es spielt sie mir niemand nach, und ich kann damit die Schnupftücher

aus den Beuteln locken, doch ist hie und da ein wenig Charlatanerie drunter . . . . .



An Christian Heydenreich.

Montag, Ende April 1840.

. . . . . Es ist doch etwas Edles, Herrliches um die Musik, sie ist die reinste Kunst, im eigentlichen Sinne des Worts eine Tochter des Himmels, eine übersinnliche, unmittelbare Offenbarung des Geistes, während alle anderen Künste Umwege durch Begriff und Gedanken brauchen, und dadurch schon menschlich werden. Die Musik ist verwirklichtes Ideal, die übrigen Künste nur idealisierte Wirklichkeit. Letzten Charfreitag haben sie abends im Münster ein paar alte Psalmen gesungen ohne Begleitung, ich weiß nicht von wem, das hat mich doch recht durchgerüttelt, und als nachher im Chor das flammende Kreuz herabkam, und als es durch die Öffnung war, die Arme ausbreitete, da wurde mir ganz wunderbar zumute, und ich hätte Respekt bekommen vor der katholischen Kirche, wenn die Priester nicht nachher noch geplärrt hätten. Es wandelte mich in der ganzen Zeit noch kein Neid an wegen Anselms Reise, aber selbigen Abend war die Sehnsucht nach dem Miserere stark in mir, besonders weil A., wie er mir schrieb, sich sehr von den italienischen Operntrillern gefangen hat nehmen lassen. Ich mag gar keine weltliche Musik mehr hören den Winter, sie schmeckt mir wie laues Zuckerwasser. Im Münster machen sie manchmal schöne Musik beim Hochamt, aber oft kommt auch so neues Zeug zum Vorschein, und da kann mich der neue Oratorienstil à la Schneider, Spohr pp. ganz zur Verzweiflung bringen. Das Münster übrigens ist selber halbe Musik, wenigstens wirkt der Anblick ein ähnliches Gefühl, so von außen als von innen. Der Turm steigt mit aller Pracht seiner Verzierungen so leicht und schwebend in die Höhe, daß man kaum be-

greifen kann, wie an diesem wundervollen Geschöpf Menschenhände einen Stein an den andern gefügt haben, besonders abends, wenn die untergehende Sonne durch die durchbrochene Pyramide schimmert, zu deren Füßen die dunkle Kirche wie ein schlummernder Koloß ruht, da hat der Bau etwas Überirdisches — oder auch wenns mondhell ist in der Nacht und man leise in dem Schatten hingeht, den die Kirche auf den großen einsamen Platz wirft, da dacht ich neulich: So wandeln auch ganze Völker in dem Schatten, den ein großer Mensch auf sein Jahrhundert wirft. Gute Nacht, ich will mich in den Schatten meines Kopfkissens begeben.



An Christian Heydenreich.

Den 7. September 1840.

Ihr könnt meine Freude über Eure Briefe am besten aus meinen schnellen Antworten erkennen, denn kaum habe ich gestern den vom 2. erhalten, so sitze ich heute schon wieder und stehle meiner Flickerei die Zeit vor der Nase weg. Ich habe es schon oft gesagt und muß es immer sagen, daß sie eine frische Luft mitbringen. Man holt ganz anders Atem in der Atmosphäre Deines urkräftigen, genialen Geistes, wogegen einen die matten schweren Dünste eines ausgebrannten Vulkans fast zu Boden drücken. Gestern schlich ich mich in aller Stille fort mit dem Brief, spazierte auf das Lorettobergland und schaute abwechselnd die duftigen kräftigen Berge und dann wieder Deine Worte an, lieber Christian, da vermischten sich auf wunderliche Weise Natur und Kunst in mir, und ich begriff so recht ihre innere Einheit und die ewige Wahrheit in dieser Vereinigung — könnt ich's ausdrücken, so wäre es gut, aber es bleibt alles im Gefühl sitzen, und kein Mensch kann aus dem Gewühl klug werden, am wenigsten ich selbst. Das fliegt und stäubt durcheinander wie eilendes Gewölke vom Wind gejagt, dazwischen will

sich ein Gebilde formen und kräftig fühlbar sich aufrichten — hilft nichts — ein neuer Stoß und der Gedanke purzelt kopfüber, kopfunter, wie das andere kleine Volk von Gefühl und Empfindungsschattenbildern. — Natur und Kunst, das sitzt mir fest im Kopfe, und ich kanns nicht losbringen und auch nicht lösen, bis der Geist in einer glücklichen Minute das dunkle Rätsel mit einem Blitzstrahl erhellt. Dabei fällt mir ein, die letzten Werke von Beethoven haben mir immer den Eindruck gemacht (besonders die letzten Quartetten) wie Naturlaute. Ich bin in der Stille, höre das Rauschen der Blätter, die leisen Stimmen der Insekten, ich fühle das Regen und das geheimnisvolle Bewegen der Gräser und Blumen, keine Vögel, nicht viel Lebendiges. Es ist das Horchen auf die Stimme der Natur selber. Lach nicht, aber mir ist's so, was kann ich dafür? Neulich war ein Gewitter, es ging aus E-Moll, Anselm lachte mich aus, dann schlug er aber doch den Akkord an, als es wieder die mächtige Skala herabdonnerte. Ich habe oft eine brennende Sehnsucht, die Rätsel zu lösen, die der Geist mir aufgibt, aber ich bin zu schwach, es geht nicht, alles Schöne, alles Große möchte ich der innersten Idee nach zurückführen, bis alles sich in einem Punkt vereinigt, und da zappelt und müht das arme Tier sich ab, bis es endlich ermattet von dem vergeblichen Versuch, ohne Flügel zu fliegen, absteht und still und gelassen die Augen zumacht, um nur nichts mehr zu sehen und zu hören. Gar zu gern möchte ich nur vierzehn Tage allein auf dem Lande sein und mir selber und dem lieben Gott horchen, wie er in der freien Natur spricht, aber ich kann nicht fort. — Diese Zeilen habe ich zuerst beim Flicken, nachher bei der Unterrichtsstunde der Kleinen geschrieben, wobei ich immer recht hübsch gerade liniieren mußte, und der kleinen Welcker ein Geschichtchen vom zerbrochenen Blumentopf diktierte. — — Vielleicht nehm ich den Winter noch ein 14jähriges Mädchen, um sie auszupülten, weil ich doch so halb und halb zur Schulmeisterin geboren bin, die trägt mir dann

350 rf. ein. Ich weiß aber noch nicht, was draus wird. — Schreiben kann ich und darf ich einmal nicht, weil die Zeit und Ruhe fehlt, so will ich wenigstens auf der anderen Seite etwas schaffen, damit doch etwas getan ist. — Wenn ich mich recht durchschaue, so liegen in mir viel Gaben und Fähigkeiten, aber es fehlt die Kraft, sie zur Reife zu bringen, ich bin wie eine südliche Pflanze im nordischen Klima, es fehlt mir die Sonne, die Wärme, und so fallen die Früchte unreif ab und verdorren am Boden — so die Musik — die Poesie — das Denken und kurz — alles. Mein Trost ist, daß Gott mich aufnimmt, so wie ich unter günstigeren Verhältnissen hätte werden können und nicht über Vermögen fordert, und so will ich denn auch nicht gar zu ungenügsam sein. — Gott befohlen für heute; ich will meinen Brief mit Rosenwasser parfümieren, als Pendant zum Rauchtabak, den ich aber immer mit höchster Ergebenheit hinnehme, obschon er mir manchmal die oft gerühmte Atmosphäre etwas umnebelt. — Doch ist die Pfeife und Dein Bild so in meinem Herzen vereinigt, daß beide in meinem Sinne so schwer als in der Wirklichkeit zu trennen sind — und dabei will ich mich denn auch mit dem modernen rauchenden Apoll versöhnen.

Den 8. Heute ist Mariä Geburt und folglich ein lustiger Feiertag in unserem lustigen Freiburg. — Obgleich gute Protestantin, muß ich ihn doch mithalten, worüber ich übrigens nicht ungehalten bin. Ein Rasttag tut mir zuweilen not. Und doch — hab ich denn einen? Ich wundere mich eigentlich, wie ich doch so leidlich fortlebe, unter dem Druck widerlicher Verhältnisse. Ich bin nicht unglücklich, weil ich nicht glücklich sein will, nämlich was die Welt so nennt, und darum gehe ich in mich selber zurück und lasse alles Äußere abfallen von mir wie ein Kind. — Die Kinder sinds, die mich recht ans Leben fesseln, sie gedeihen gut und lohnen mir durch reiche Liebe. — Nun bitte ich aber diesen Ausbruch nicht falsch zu deuten, nicht ärger zu nehmen, als er gemeint ist. Ich bin gerade

heute nicht besonders gestimmt, da sieht auch alles schwärzer aus. Jedenfalls aber dürft Ihr über mich ruhig sein, es geht mir gerade wie Dir, lieber Christian, und wie sich Dein Talent in diesen Kämpfen um so reicher und siegender entwickelt, und Du Dich über die Miserabilitäten hoch emporschwingen kannst, so ringt sich auch mein Gemüt immer freier und geläuterter von allen Banden und Fesseln los. Und so wollen wir nur fest glauben, daß alles, wie es ist, zu unserm Besten geschieht.

. . . . . Hast Du Bettinens Briefwechsel mit Goethe noch nicht gelesen? Ich bitte Dich, laß Dirs gleich kommen, da wirst Du einen Strom von Begeisterung einsaugen, der wieder zur lebendigen Quelle wird. Das ganze Buch ist selber Musik. Siehe zweiter Teil (Bekanntschaft mit Beethoven). Kannst Du das Werk nicht bekommen, so will ich Dir einiges abschreiben — hauptsächlich Beethovens Ideen über sich selbst und die Musik.

Für den Auszug aus dem Aufsatz danke ich schönstens, ich finde den Gedanken höchst treffend und werd ihn mit Deiner Erlaubnis näher ausführen. Gib mir manchmal solche Abschnitzel Deines Genius, ich will mich damit noch aufputzen wie die Kinder mit den Hobelspähnlocken. Doch tust Du eigentlich der neusten Musik noch zu viel Ehre an, sie ist nicht einmal eine Puppe mehr, das Ebenbild eines menschlichen Wesens, sondern eine Affenkarikatur, die statt dem menschlichen Sinn und Geist in ihren Bewegungen nichts als die Schlechtigkeit und die Lächerlichkeit zeigt. Neulich hört ich ein Potpourri aus Stücken von Mozart, Gluck, Beethoven, Strauß, Bellini, Rossini usw. untereinandergemengselt und mit rührenden Violin- oder Flötenkadenzen verbunden. Die Ankündigung auf dem Konzertzettel war: Musikalischer Blumenstrauß, gewunden von Hr. Schrameck. Wenn der leibhaftige Satan mit seinen höllischen Geistern Musik macht, so führen sie gewiß so ein Potpourri auf, dem lieben Gott zum Verdruß und zum Hohn der heiligen Musika.

Shakespeare lese ich freilich und erquicke mich an dem köstlichen Kraftgenie, dem Fürsten aller Dichter. Wie mich immer Heinrich der Vierte ergötzt! Überhaupt, da darf ich nicht anfangen zu reden, sonst wird der dritte Bogen voll. — Geist — Geist und wieder Geist — nun, Gott verleihe ihn uns in aller Fülle, dann mag die erbärmliche Prosa sagen, was sie will — was tut es uns? Diesmal hab ich einen ganz gelehrten Brief geschrieben. Gelehrt? Nein! sondern ich habe nur meine Phantasie spazierenlaufen lassen, und wie gut diese Bewegung in freier Luft tut, das glaubt Ihr gar nicht. Gott erhalte Euch gesund und froh — und — geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung, das ist mein Losungswort. Lebt wohl Ihr Lieben, küßt die Kinder und bleibt mir gut — doch zu was schwätz ich — kann denn das anders sein?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liebste Karoline, heb meine Briefe etwas in Ordnung auf. Nicht als ob ich einen Wert darauf legte, aber es könnte mir später vielleicht einmal Freude machen. —



An Christian Heydenreich.

Ende November 1840.

Mein lieber Freund und Bruder!

Ich bin innig vergnügt, daß Du, wenn ich nach Deinem letzten Brief urteilen darf, wieder auf der höchsten Spitze des Musenbergs sitzest und das Getriebe unten hoch überschaust. Wollte Gott, ich könnte auf dem beschwerlichen Weg da hinauf Dir meine Hände unterlegen, damit Dein Fuß sich an keinen Stein stoße, aber leider sind die Arme zu kurz, im leiblichen und im geistigen Sinne. Ich kann nichts als dumm genug schreiben, das ist alles, und ich würde dies auch früher getan haben, wenn nicht seit mehreren Tagen Feuerbach an einem Rheumatismus im Bett läge, der ihn des Gebrauchs

seiner Beine nicht nur beraubt, sondern ihn sogar überflüssig macht, dann freilich ist einem ein schmerzendes Glied immer zu viel. Heute geht es aber doch wieder besser, und ich benütze die stille Nachmittagstunde, um Deinen Brief zu beantworten, so gut ich kann, das heißt erbärmlich, denn Du bist so überreich, daß man Dir nichts geben, nichts erwidern kann, sondern nur annehmen, was Du aus Deinem Füllhorn über einen ausschüttelst. Dein Gedanke über den Generalbaß ist so klar und reif und fertig, wie eine Pomeranze, die vom Baum fällt. Du hast ganz recht, da sitzt der Knoten. Das Gebanntsein in die Form ist das Wahrzeichen unsres irdischen Lebens. Nur wenige Menschen, die Gott mit dem Siegel des Geistes gestempelt hat, dürfen die Grenze überschreiten, und weh dem, der es unberufen tut und sich voreilig zur verbotenen Pforte hinauswagt, dem geht es wie des Fischers Frau Marzebill, die, nachdem sie Kaiser und Papst geworden war, sein wollte wie der liebe Gott, und dann saß sie wieder in ihrer Dreckhütte. Die Heiligkeit eines solchen Grundgesetzes beweist sich schon dadurch, daß es durch das ganze Gebiet des menschlichen Treibens und Handelns sich gleichmäßig und als ganz dasselbe hindurchzieht, so in der Kunst wie in der Weltregierung und so auch in dem Leben im einzelnen. Ich bin streng in der Form und Gott behüte mich, daß ich je über die Schnur hauen wollte, dann wär ich gar nichts mehr. Überhaupt hat Gott auch dem Begabtesten nur jedem eine Tür geöffnet, Dir z. B. schließt sich ein Pförtchen auf, durch das Du durch die Generalbaßmauer ins Freie spazieren kannst. Andere brechen sich selbst ein Loch, durch das sie aber dann gar nicht mehr nach Hause kommen. Da sind die neuen Komponisten und Victor Hugo und Rotteck (Gott hab ihn selig) und Welcker einer wie der andere. Nichts als Schlageffekt, daran geht die Kunst und das Leben verloren. Daß ich Deine Gedanken für mich benütze, denke ja nicht, Du bist ja sehr gütig und splendid und könntest mich leicht in Versuchung führen,

wenn ich nicht mich selber nur als Schatzmeister betrachtete, dem die Pflicht obliegt, alles zu sammeln und unter Schloß und Riegel zu halten, bis die rechte Zeit kommt. Überhaupt hat meine Schriftstellerei den Rheumatismus in beiden Beinen und hinkt so erbärmlich, daß gar nicht ans Fortkommen zu denken ist. Daß Du sagst, Du könntest nichts schreiben, darüber muß ich lachen. Du hast an mich schon ein Büchlein geschrieben, was sich gewaschen hat. Mach nur so zu, du wirst einmal Freude dran haben. Meine Antworten betracht ich als eine Art von Löschblättern, in denen sich Deine Buchstaben so etwas undeutlich, aber doch etwas abdrücken, drum heb sie doch auch auf . . . . . .

Vom Rheinlied hab ich noch nichts gesehen, will mich aber erkundigen. Die Esel, jetzt, weil die Gefahr vorbei ist, reißen sie die Mäuler auf und schreien, sie sollen ihn nicht haben. Und wenn sie eben wollten, so hätten sie ihn doch gekriegt, wenigstens vor der Hand. Das wußt ich wohl, daß Du kein (Gott sei dank), kein begeisterter Patriotenkomponist bist. Die Kunst ist Dein Vaterland, sonst hast Du keins, das Dich begeistert, und kämen die Franzosen und Mohammed Ali mit seinen Ägyptern zu Hauf. Ach, wie gut lebt sichs in der Kunst, wie elendiglich müssen sich die Politiker abquälen, bis sie den bittern Trank, der aus der Dummheit und Schlechtigkeit der Menschheit en gros gebraut wird, hinunterwürgen und verdauen. Wir lesen eben Börnes Briefe — der arme Mensch ist an seiner eigenen Gabe erstickt . . . . . .



An Christian Heydenreich.

Freiburg, d. 1. Januar 1841.

Ich will die Zahl 41 zum erstenmal an Euch schreiben, Ihr Lieben, vielleicht bringt dies Segen. Auch will ich mich erholen von einer Menge Visiten, die mich belagerten und mir die Zeit lang machten.

Der Jahreswechsel hat mich zwar nicht unruhig, aber trüb gestimmt, wie das immer ist, wenn Vergangenheit und Zukunft in ein graues Bild zusammenfließen und so das Leben einem in die Runde wie eine Mauer umzieht. Nun, ich kratze mir nicht die Finger daran blutig und will auch nicht darüber hinwegklettern, sondern schaue bloß geduldig in die Höhe, wo der blaue Himmel hereinschaut und grüne Bäume mir zunicken. Wir kommen ja alle einmal darüber hinaus. Ich habe einen guten Freund im geheimen, das weiß kein Mensch, der flüstert mir oft süße Worte zu, die in einem Augenblick die Schmerzenstränen in Freudentränen verwandeln können. Und das ist Gott. Es ist dieser Umgang ein undurchdringliches Geheimnis für die, die ihn nicht haben. Wie Du die unmittelbare Berührung des Urgeistes in der Kunst fühlst, so geschieht mirs manchmal im Gebet, und dann sind alle Erdensorgen und Erdenschmerzen nur ein Stäubchen, das man vom Kleid schüttelt. Was mich aber doch oft peinigt, ist meine Halbheit, so daß ich von allem etwas bin, aber nichts ganz, halb Verstandes-, halb Gefühlsmensch, halb in der Poesie, halb in der Musik webend, halbe Hausfrau, und wenn ichs dem Gefühl nach bei Licht betrachte, halbe Gattin — halb sanguinisch, halb melancholisch, halb philosophisch und halb mystisch, kurz, alles bin ich halb — nur ganze Erzieherin. Der Mischmasch ängstigt mich oft und macht mir viel zu schaffen, nach allen Seiten ziehts mich, deshalb komme ich gar nicht vom Fleck, und habe nirgends rechte Befriedigung, als wenn ich mich ganz allein zu dem Mittelpunkt und Ursprung alles Seins und Wesens wende, dann verfließen die streitenden Elemente in eins und es gibt auf eine Zeitlang Waffenstillstand.

Gestern abend waren wir bei Arnolds, ich hatte Schlaf und war nicht recht aufgelegt, lieber wäre ich in Ruhe zu Hause geblieben. Es gab einen Streit zwischen einem Buch, Hrn. Arnold und mir. Das Buch war Hegels Ästhetik und der strittige Punkt die Musik. Hegel

sagt, die Musik stände unter der Poesie, indem sie, zwar vom Raum befreit, doch noch auf einem sinnlichen Material beruhe, dessen zitternde Schwingung den Ton hervorbrächte. Hr. Arnold sagt, sie stünde der Poesie zur Seite und sei die zusammenfassende Kunst, während die Poesie die zergliedernde sei — und ich sage, sie steht höher als die Poesie, weil sie die Brücke des Begriffs überspringen kann und unmittelbar von Geist zu Geist spricht, das heißt durch das Gefühl, welches dem tiefsten Selbst doch gewiß näher liegt als der Verstand. Und weil sie den Ausdruck des Geistes auf eine Weise wiederzugeben vermag, wie es Worte nie imstande sind. Sag, wer hat recht?

Eure beiderseitigen lieben und schönen Briefe zu beantworten, bin ich heute viel zu dumm. Gute Nacht.



An Christian Heydenreich.

1841, 5. morgens.

Gestern abend hab ich halb zwischen Wachen und Schlafen so hingefaselt, und ich bitte deshalb um Verzeihung, wenn ich was Dummes geschrieben habe; dann ist mir in der Nacht noch etwas eingefallen, was ich wohl oder übel mitteilen will. Du darfst mich auslachen und sagen, daß es einfältig sei, ich nehme es nicht im mindesten übel, und nach diesen Präliminarien will ich mit meinen sublimen Gedanken herausrücken. Du willst Deine Ideen über Kunst und Leben sammeln, und ich möchte auch meinen kleinen Kram ausladen. Meine Tagebücher sprudeln vor Material, und ich dürfte sie nur mit einem gehörig festen und durchsichtigen Kleister zusammenpappen. Aber es ist schwer, für so allgemeine Bemerkungen eine andere als die Briefform zu finden, für ein Frauenzimmer, das leider Gottes nicht imstande ist, den kleinsten Roman zu schreiben. Nun meinte ich, Deine Sachen sind so kernig reich

und tief, daß Du dazwischen schon leichtere Ware gebrauchen könntest. — Wir könnten die schon vorhandenen Briefe benutzen. Du könntest Deine künstlerischen und philosophischen Bemerkungen in der zwanglosesten Weise hinwerfen, und ich wollte darauf antworten, so gut ich kann, und dabei kleine Ergötzlichkeiten, Züge aus dem Leben, Naturskizzen usw. einfließen lassen, wie sie mein Vorrat und mein Kopf eben darbietet. Kurz, wir sprächen uns ganz aus. Und das müßte doch närrisch zugehen, wenn wir nicht was Ordentliches zusammen brächten. Das müßte dann jemand übergeben werden, der nebst einer Vorrede die Korrespondenz in die Welt spedierte. Nun bitt ich aber gar schön, mach keine Umstände, wenn Du Deine Sache allein haben willst. Man muß da geradeheraus reden. Gefällt Dir aber der Vorschlag, so mache Du mir ihn noch einmal, damit ich ihn Anselm als von Dir ausgehend mitteilen kann, und dann schick mir meine Briefe, soweit Ihr sie nicht s. v. auf den Abtritt spediert habt. Dann will ich sie als Gerippe benützen und mit Hilfe meiner Tagebücher stattlich ausstaffieren. Ist das geschehen, so leg ich gleich Deine, der Ordnung nach, dazwischen, und Du setzest dann an, was Du noch willst, antwortest mir auf das Hinzugekommene und läßt Deine unterdes gesammelten Bemerkungen, sowie das, was Du bis jetzt in Zeitungen geschrieben, einfließen. Dann geben wir Musikbeilagen, den Spaziergang, Lieder usw. Kurz, wir garnieren den schweren Atlas, Deine Kunstideen, recht zierlich mit Flor und Blumen aus, damit er zum modernen Ballkleid taugt, wie man es heutzutage will, ohne von seinem Wert doch zu verlieren. Ich achte meine Schreibereien im Vergleich zu Deinen nur als Fließblätter, aber sie sind auch gut manchmal, da wo die Schriftzüge so nah und dicht nebeneinander stehen und so schwer, wie es Deine Gedanken sind, denn jeder macht dem Hörer und Leser erst noch Raum zu einem paar Dutzend, die Du alle mit einem Griff angabst. Adieu, Gott sei mit Dir und gebe Dir Segen.

Die fertigen Briefe müßten nach und nach hin- und hergeschickt werden, immer so vier bis sechs miteinander, damit man gehörig Herr darüber werden kann. Meine aber wünschte ich denn gleich allzusammen, um sie kopfüber durcheinanderschmeißen zu könnnen. Du müßtest denn auch sagen, inwieweit in den Briefen über Deine Werke gesprochen werden darf.

Wäre nicht der Sturm von Shakespeare zu einem Operntext zu verbrauchen?

Charfreitag. Das, was ich Dir in diesen Blättern geschrieben, liegt mir nun ganz fern. So ist der Mensch! Der Spielball seiner eigenen Phantasien und augenblicklichen Einfälle. Doch will ich mich deren nicht schämen und unbefangen fortfahren, als wenn sie gar nicht dastünden . . . . . .



An Christian Heydenreich.

1. April 1841.

Mein geliebter Bruder!

Dein gestern erhaltener Brief hat mich mit Sorge und Betrübnis um Dein geistiges und leibliches Wohl erfüllt, deshalb geh ich auch gleich ans Antworten, obschon ich an einem kleinen Unwohlsein im Bett liege. Desto ungestörter bin ich, an Dich zu denken. Was aber kann, was soll ich sagen! Ach, ich weiß es wohl — Du hast ein Recht so zu sprechen, Du hast recht, die Menschen anzuklagen, und doch sind es nicht allein die Menschen, es ist die Zeit, in der wir leben, die schlammige, faulige, die alles geistige Leben erstickt in ihrem Mischmasch von Eigennutz, Schlechtigkeit und listiger Koketterie. Aber doch — lieber Christian, bleib Dir noch getreu, laß den Mut nicht ganz sinken, lästre nicht das heilige Feuer, das Dich im Innern beseelt. Und im allerschlimmsten Fall — doch lieber vom Feuer verzehrt, als verfaulen und den Würmern zur Speise —

nicht? Aber so weit sind wir noch nicht. Du kannst, Du darfst nicht untergehen. Eine heilige Stimme sagt das in mir, sie hat mich noch nicht betrogen. Lächle nicht über meinen Glauben. Es steckt ein tiefes Geheimnis darin. Manchmal mein ich, ich müßte Dein Glück vom Himmel herunterholen — Gott läßt sich zwingen, man muß es nur recht anfangen. Ich will ringen wie Jakob mit dem Herrn, und wenn ich auch lahm werden sollte, wie er — Du Armer — Du Gequälter — wie selig wollt ich den letzten Blutstropfen hergeben, um Dir zu helfen. Ach, ich verstehe alles, ich begreife Dich wohl, und doch bitte ich Dich, ja ich flehe Dich an bei allem, was Dir heilig ist, bei dem Andenken unserer verklärten Mutter, laß den Mut nicht sinken. Halte noch eine Zeitlang aus. Wenn Du nicht mit aller Gewalt leben willst, freilich, dann muß es abwärts gehen, denn ohne die strebende Kraft des Geistes, wer kann ohne die aushalten, was Du mußt. Und doch bei all diesem tiefen, seelenverzehrenden, inneren Leiden, möchtest Du tauschen mit einem dieser kleinen ameisen- und spinnenfüßigen, krappelnden und zappelnden Geschäftsmenschen? Möchtest Du Deinen großartigen Schmerz geben um die nichtige Behaglichkeit eines solchen Vernierten, der weder Geist, noch Herz, noch Bewußtsein hat? Gewiß nicht. — Ach, zu was hilft das Schwatzen, das Unglück ist, daß Du die große Schuld, die das Genie immer der Alltagswelt zu zahlen hat, in Kreuzern und Pfennigen zahlen mußt, das macht so müde und die Hände schmutzig. Ich wasche Dir sie mit meinen Tränen. Ach gewiß, ich habe noch keine heißeren geweint, als über Dein Schicksal. Sollten die vor Gott gar nichts gelten? —

Wir wollen nun an alle Welt schreiben. Nicht? Man probiert es bei allen Regierungen und wärs selbst die Königin Viktoria. Händel hat seine Oratorien in seinen sechziger Jahren komponiert, willst Du früher alt werden? Alles muß probiert, alles muß aufgeboten werden, und solange noch ein Balken auf dem Meer

schwimmt, darf der Mensch nicht verzweifeln an der Rettung. Nur eins bitte ich. Warte nicht so schmerzlich von einem Tag zum andern, das ist der zerstörendste Zustand, den es gibt. Tue alles, was Du kannst und dann erwarte, aber warte nicht. Bei Deinen Arbeiten laß Dich ganz gehen, ringe nicht zu viel, laß es nur laufen, wie's kommt, ich meine immer, Du arbeitest zu viel an Deinen Arbeiten. —

Ich bin nun sehr müde vom Schreiben und Denken, was beides immer meine Tränen verdunkeln wollen. Gott sei mit Dir und gebe Dir Kraft und Mut, und er allein stärke Deine Körperkräfte, daß sie nicht erliegen in den Stürmen der Seele. Lebt wohl. Ich schließe mit schwerem Herzen. Könnt ich nur was tun! ....



An Christian Heydenreich.

26. Mai 1841.

Schon lange hätte ich wieder einen Brief angefangen, wäre ich nicht seit längerer Zeit mit heftigem Zahnweh und Gesichtsschmerz behaftet gewesen. Jetzt geht es zwar etwas besser, doch bin ich heut oder morgen in Erwartung des Arztes, der mich von zwei Zähnen auf einmal befreien soll. Die dumme Zwischenzeit, in welcher ich etwas Hasenfußartiges verspüre, kann ich nicht besser vertreiben, als wenn ich, Euch schreibend, mich selbst vergesse. Mit welcher Sehnsucht ich schon seit einigen Tagen einem Briefe von Euch entgegensehe, kann ich nicht beschreiben. Meine Seele ist sozusagen hungrig danach, zumal da der böse Erbfeind (Sorge) sich hie und da wieder bei mir einschleichen will. Ihr werdet indessen die Bettina erhalten haben und in ihrem reichen Geistesborn schwelgen. Ich weiß kein Buch, welches auf mich wenigstens einen so wohltätig anregenden Eindruck gemacht hätte. In diesem beweglichen Leben fühlt man erst wieder, daß man selbst eines hat. Sie hat neuerdings ein zweites

Werk herausgegeben, den Briefwechsel mit der Günderode, wobei auch der alte Geheimrat Kreutzer in Heidelberg, den ich wohl kenne, als Liebhaber der Günderode, dessentwegen sie sich tötet, seine Rolle spielt. — Das Ganze soll aber durchaus der Geistesfrische entbehren, welche die Goethesche Korrespondenz so unwiderstehlich macht. Auch hat Bettina nach ihrer Art viele selbstgemachte, falsche Briefe mit unterlaufen lassen, worin sie falsche Namen und verkehrte geschichtliche Daten in der Eil handhabt, was ihr von den Kritikern hoch aufgemutzt wird. Mir wär das all eins, denn der Geist bleibt doch die Hauptsache. An der gedruckten Bettina find ich aber Ungezogenheiten liebenswürdig, an der wirklichen würde sichs wahrhaftig anders verhalten. Ja so! Erinnerst Du Dich noch des in der Allgemeinen Zeitung abgedruckten Briefes von Beethoven an Bettina? Den hat sie auch selber gemacht und damit in der mutwilligen Laune ihrem eigenen Gotte eine Ohrfeige gegeben. Doch genug von der Bettina! — — — Mein Leben geht so still seinen Alltagszug fort, äußerlich bin ich fleißig, innerlich aber will sich wenig regen. Ach, ich kann es wohl sagen. Glücklich ist der, welcher einen geliebten Toten im Grab betrauert, gegen denjenigen zu nennen, der einen bei lebendigem Leibe Toten beklagen muß! So geht mir's. Anselm ist — ach, ich weiß selbst nicht wie — ein ausgebrannter Vulkan. Ob es bloße Krankheit ist, ob Gewohnheit, kann ich nicht beurteilen, ich fürchte, beides, und habe wenig Hoffnung für die Zukunft. Er hält seine Kollegien, sitzt den ganzen Tag am Arbeitstisch, bringt aber leider nichts zusammen. Gegen Fremde versteht er sich zusammenzunehmen und etwas vorzustellen; zu Hause aber ist er völlig in sich versunken, stumm, teilnahmslos, oft können mehrere Tage vergehen, ohne daß es nur möglich ist, eine Antwort aus ihm herauszubringen. Ach, das ist ein betrübtes Leben, und wär ichs nicht gewöhnt, so würd ich mich unglücklich fühlen. So sind Deine Briefe, lieber Christian, meine einzige geistige

Nahrung. Ich trage so alles still in mir, denke, handle, genieße und leide für mich allein, das geht dann wohl eine Zeitlang — aber doch nicht immer — und eben jetzt will der Quell versiegen, und ich hasche wehmütig nach dem einzelnen letzten Tropfen. — In der Zahnwehzeit habe ich einen Aufsatz geschrieben über weibliche Bildung, vielleicht bring ich ihn, nebst Auszügen aus Deinen Briefen, in ein Journal. Wenn Du wirklich glaubst, daß wir etwas zusammen schreiben können, so gib Nachricht, damit ich einen festen Gedanken in den Kopf kriege. — —

Wegen A.'s Befinden antworte mir nichts, es nützt ja doch zu nichts. Gott sei mit uns allen. Schreib bald, unsere Korrespondenz ist mein einziges Labsal auf dieser dummen verkehrten Welt. Ich wollt, ich wär draus fort!



An Christian Heydenreich.

Den 2. Juni 1841.

Ich bin wieder voll Sorge und Angst, weil ich so lange nichts von Euch hörte. Schreibt mir doch gleich ein paar Worte, wies steht bei Euch. Mir gehts passabel, Anselms Stimmung ist greulich. Ich habe heute von dem Redakteur der Europa Antwort erhalten. Beiträge sind sehr willkommen, ich kriege für den Bogen 22 Reichstaler, was aber bei dem großen Druck und kleinen Format so viel wie die 33 f. beim Morgenblatt sind. Für die Kunstideen aus Deinen Briefen fragt er, ob der Verfasser wohl mit diesem Honorar zufrieden sei, und ich denke daher, noch etwas mehr für Dich herauszuschlagen, nun schreib mir nur recht Briefe, damit ich Auszüge machen kann. Später sammeln wir dann die Sachen zusammen und haben dann doppelt Honorar. Sei so gut und schreibe noch mehr über die Entstehung und Entwicklung des Kunstwerkes. Über das Verhältnis der Kunst zur Welt und zum Leben — über

Kunstgeschichtliches überhaupt. Für jetzt habe ich schon Vorrat. Ich tue jetzt nur die Kunstideen aus den Briefen, später, wenn wir sie allein benutzen, bleibt das andere auch dabei. Der Spaziergang muß auch in die Europa. Das Requiem wird nun gerade mit dem Postwagen in Berlin angelangt sein. Du wirst sehen, es glückt. Schreib aber bald und viel. Das Porto kann ich jetzt wieder zahlen. Ich bin jetzt wieder bei Geld. Gott befohlen. Schreibt bald.



An Christian Heydenreich.

Den 5.

Ich ließ diese Zeilen noch ein paar Tage liegen, in der Hoffnung, einen Brief zu erhalten, und diese Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Habt Dank für die lieben Worte. Gott sei tausend Dank, daß Du, lieber Bruder, wieder so bist, wie ich Dich wünsche. Dein Brief in seiner eigentümlichen Weise hat mich erquickt. Auch bin ich sonst wieder bessern Humors, weil indes die Besoldung eingetroffen, Anselm doch etwas weniges besser ist, und weil mir die Aussicht auf unser Journalisieren Freude macht. Es kann auch später für Dich gut sein, da die Europa in 6000 Exemplaren doch ziemlich weit herumkommt in der eleganten Welt und wir dann freien Raum für alle möglichen Rezensionen und Anzeigen haben. Durch Hr. Lewalds Brief sind wir beide zu Mitarbeitern avanciert, d. h. ich inkognito. Ich arbeite sehr an meinem kleinen Aufsatz über weibliche Bildung, welchen ich fürs erste dazu bestimmt habe. Aber es geht mir schwer, weil ich durchaus keine Leichtigkeit im Denken habe, sondern alles mühsam aus der tiefsten Tiefe herauswinden muß, wie den Eimer aus dem Brunnen. Sei Du nur zufrieden, wir werden doch noch was, trotz dem Leben, das uns wie eine angehängte Last nachschleift. Wenn ich nur mit meiner Arbeit in acht Tagen fertig werde. Aus Deinen Briefen hab ich fürs erste ungefähr für

einen halben Bogen Kunstideen ausgezogen, einstweilen zur Probe. Schreib mir nur recht Briefe und laß Dich darin laufen. Herzlich freue ich mich der baldigen Vollendung der Sonate, doch kann ich einige Angst nicht unterdrücken in Gedanken an die Preisrichter. Die Welt ist dumm und begreift nicht das Genie. Wir wollen uns zum voraus waffnen. — Von dem Bischof in Passau hab ich schon gehört. Er handelt ganz gegen die katholische Manier, gegen andere streng und gegen sich selbst sehr duldsam zu sein. Es gehört gewiß ein nobler innerer Fond dazu, in glänzenden Verhältnissen eine solche Entsagung durchzuführen, obschon ich es für eine Verirrung halte, indessen tut der Sinn alles, aus welchem es geschieht. Ich denke an den Apostel Paulus, der sagt, einer meint, er möge allerlei essen, wer aber schwach ist, der isset Kraut. Ich begehe gewiß mit Essen keine Sünde, denn mir ist's ganz eins, ob ich mit Kapaun oder Kartoffeln meinen Magen fülle. Was den Katholizismus betrifft, so hat es dabei mit Euch Künstlerseelen eine eigene Bewandtnis, und ich kann mir auch den gewissen Zug dahin wohl erklären. Die katholische Religion ist wie eins ihrer gemalten Heiligenbilder, voll Pracht und Glanz in weite bunte Gewänder gehüllt, die Wahrheit, der Geist liegt im Ausdruck, den die Künstlerphantasie den Gestalten gegeben. Der Protestantismus ist wie ein Daguerreotypbild — ein Schatten des Wirklichen, Wahrhaftigen. Deshalb erkläre ich mir, warum die meisten poetisch und künstlerisch begabten Menschen im tiefsten Innern eine Neigung zum Katholischwerden verspüren. Im ganzen wäre auch nicht viel dawider zu sagen, denn Geist bleibt Geist und Form ist Form. An etwas Sinnliches muß sich der sinnliche Mensch eben doch halten. Aber das Übertreten hat doch etwas Kurioses — weil gewöhnlich äußerliche Rücksichten dabei im Spiele sind. Voriges Jahr, als A. in Rom war, hieß es im ganzen Land, er sei katholisch geworden. Auf dies machten sich plötzlich die Herren Theologen hier an mich,

und ich habe mich dabei mit unserm gelehrten, scharfsinnigen und pfäffischen Dogmatiker, Hrn. Staudemeier, oft stundenlang herumstreiten müssen. Er fing äußerst klug und selbst feinsinnig an zu sprechen, redete von der Vereinigung der beiden Konfessionen als von einer leicht tulichen Sache und wollte mich so übertölpeln, aber ich merkte gleich, wo es hinauswollte und setzte mich in gehörige Positur. Endlich gab er's auf und sagte, mit mir sei gar nichts anzufangen, ich sei zu eigensinnig und zu gescheit. Als A. dann als Nichtkatholik nach Hause kam, hatte die Geschichte ohnedies ein Ende. Eigentlich muß ich aber sagen, daß ich in unserer Kirche auch nicht zu Hause bin. Die Vernunftmenschen, die schalen, leeren Rationalisten, die dastehen wie eine angetünchte Wand, wohinter nichts weiter steckt, durch die man in keine Tiefe sehen kann, sind mir ein Greuel, und vor den Mystikern fürcht ich mich, sie sind mir unheimlich. Obschon ich im Herzen ihre Lehre für wahr halte, so kommt mirs vor, wie wenn sie gleich einem vom Schlag Getroffenen ein unrechtes Wort für ihren Begriff aussprächen und dann darum die ganze Sache verkehrt und verdreht sei. — Ich bin gläubig im eigentlichsten Sinn des Worts, und wenn ich meine innerste Überzeugung ausspreche, von der unmittelbaren Verbindung der Seele mit Gott, von der Nichtigkeit unserer Erdennatur, von der Erscheinung des Heilands als vollkommene Offenbarung Gottes, von der Erlösung durch das geistige Erfassen mit — leider mit dem Tode Jesus, so könnten die Mystiker sagen — Du bist eine der Unsern, nun komm und zieh auch unser Gewand an, unsere Form — aber da steckt der Haken, das kann ich nicht. Ich kann nicht Sprüche klauben wie Erbsen und Linsen und nicht vom Blut Christi und von Jerusalem und Lämmelein reden — so wie ich die Form nur anschaue, so verschwindet mir das Wesen unter den Händen. Ich gehöre so, was man sagt, zu den Frommen, ich stehe in einer steten Verbindung mit Gott, ich kann mit großer Inbrunst und Gewalt

beten. Ja mit dem Gebet kann man Gott zwingen, ich weiß nicht, ob Du mich verstehst. S'ist manchmal die Gewißheit in mir, er kann nicht anders, er muß mich erhören, da mein ich denn, ich könnt Wunder tun. — Es sind große Geheimnisse im Geist, die noch kein Mensch aufgedeckt hat, und die an jedes Herz nur in der Ahnung und in der zum Bewußsein gesteigerten Ahnung, im Glauben sprechen können. Das Denken ist gewiß die höchste geistige Kraft des Menschen, aber es hat seine Grenzen, der Glaube ist, dünkt mich, die Brücke, die ins Jenseits führt. Er ist selber ein unausgesprochener Gedanke, welcher seinen Ausdruck sucht aber auf Erden nicht findet. Glauben ist menschlich, Denken göttlich. Der zum Gedanken gewordene Glaube ist die wissenschaftliche Religionskenntnis, die Du erwartest. Ich glaube aber, dazu sind wir noch lange nicht reif. Ja, wenn der Gedanke ganz frei geworden, dann wären wir selig, das erwarte ich darum erst vom künftigen Leben. Die Vermählung des Gedankens mit dem Glauben ist die Kunst, wenn aber einmal der Gedanke ganz siegt, dann muß die Kunst untergehen, und was übrig bleibt, ist bloß Geist. Ist das richtig? Ich schwätz manchmal und weiß selbst nicht, ob es Offenbarung oder Unsinn ist. — Was ein etwaiges Wiedersehen betrifft, so hatte ich allerhand Pläne in der ersten Aufregung, von denen ich schwerlich einen werde realisieren können. Ich bin auch deshalb ruhiger geworden, da ich die feste Überzeugung hege, daß eine bessere Zeit nahe bevorsteht, ich weiß das aus einem Instinkt prophetischer Inspiration, der mich noch nie betrogen hat. Daher kommt auch die Munterkeit und Frische, mit der ich Deine Sache betreiben kann. Ich habe mich allerdings an Dich gesetzt, weil Du mein rechtes Ich bist. Was bei mir nur im Gefühl liegt, hat sich in Dir als Gedanke konsolidiert, ich meine dies nicht wörtlich, sondern dem Wesen nach, deshalb verstehen wir uns auch gut. Ich glaube nicht, daß lange Zeit dazu gehörte, das Verhältnis persönlich ins Geleis zu bringen,

doch befriedigt mich unsere Korrespondenz sehr, und es gibt Augenblicke, wo ich die Entfernung kaum fühle.

Die Rationalisten sind eine angeschmierte Fläche, die Mystiker ein dunkler Pfuhl, aber die eigentliche Tiefe des Christentums, die Weichheit, Unendlichkeit, in welche man wie durch einen Schleier schaut, und in welcher man sich wiegen möchte, die hat keine Religionsform erfaßt. Das steht nirgends als in den Evangelien. Könnt ichs nur ausdrücken, wie mir manchmal eine Decke um die andere vor den Augen weggezogen wird, und ich schaue hinein und immer tiefer und immer sehnsüchtiger und möchte mich ganz untertauchen, ganz verlieren in dieser unaussprechlichen Schönheit. Ach ich kann's eben nicht aussprechen, Du wirst's erraten. Ich habe vor, wenn sich's tun läßt, wegen meiner ewigen Krampfleiden für einige Wochen aufs Land zu gehen und eine Kur zu brauchen. Ich weiß nur noch nicht wohin, in eins der vielen benachbarten Bäder mag ich nicht — ich will mich nicht unter ein paar hundert Menschen herumtreiben und den ganzen Tag das französische Papageigeschnatter anhören, ich möchte in die Einsamkeit, in ein schönes Schwarzwäldertal ganz allein mit mir und mit der Natur — das wäre eine Lust! Aber weil ich doch baden muß, so muß ich eben in der Wahl darauf Rücksicht nehmen. Wahrscheinlich schlag ich in irgend einem Bauernhaus meine Residenz auf und lebe dann sehr romantisch mit Emilie, die ich mitnehmen will. Jedenfalls schreib ich noch vorher, denn unter drei bis vier Wochen kann ich keinesfalls fort. — Dein Urteil über Bettina unterschreib ich. Das Ganze ist Koketterie, aber es hat etwas unendlich Anregendes. Goethe stellt sich nicht besonders dar, recht vornehm und gnädig kalt. Eigentlich kann man es ihm nicht verdenken, denn sie hat ihn mit ihrer Liebe greulich malträtiert. Zuletzt hat er ihr auch die Türe gewiesen, als sie einmal seine Frau in einer Gemäldeausstellung eine Blutwurst hieß. Von da an datiert sich der Bruch. In Berlin passierte es ihr einst,

daß ein schöner alter Obrist, den sie als ganz Fremden im Theater fragte: „Darf Bettina ihren Kopf auf Deinen Arm legen?" ihr antwortete: „Ja, wenn Bettina keine Läuse hat." ......



An Christian Heydenreich.

Den 14. Juni 1841.

So unersättlich und ungeduldig bin ich, daß ich schon wieder sehnsuchtsvoll nach Briefen schmachte. Die Sorge um Euer Schicksal wacht mit mir auf und geht mit mir schlafen, soviel ist richtig, wenns Dir, lieber Christian, nicht gelingt, so geh ich per compagnie mit kaput. Und das ist mir auch ganz recht, weil ich die feste Überzeugung habe, daß weder eins noch das andere bevorsteht. Nur nicht verzagen. Was ist es denn mit dem Geschnittene-Nudeln-Esser, hat er nicht geantwortet? Wir schreiben eben an Gott und die Welt und wollen nicht müde werden, aus Grundsatz, wenn auch nicht aus sanguinischen Hoffnungen. Das nächste wäre, dünkt mich, der König von Preußen; und ich gebe Dirs zu bedenken, ob man nicht einen närrischen Streich machen sollte und ihn geradezu um eine Stelle bitten. Die geschickten Streiche fallen ohnehin immer dumm aus. Freilich müßte das wegen Bayern mit großer Vorsicht geschehen, doch ließe es sich vielleicht unter Vermittlung des Hrn. Prof. Kugler auf eine Weise machen, die Dich nicht kompromittiert. Freilich werden wir erst von dem eine Antwort abwarten müssen. Bleibe nur stark, wenn ich das erleben müßte, daß Du Mut und Tatkraft verlörst, dann wäre es um meine Ruhe und meinen Lebensfrieden geschehen, so fest und sicher er auch bis jetzt stehen blieb, trotz allem, was daran rüttelte. Mein Aufsatz wird jetzt in ein paar Tagen fertig, dann leg ich noch einiges von Dir bei, so wirds ohngefähr zusammen an drei Druckbogen machen, die wir redlich teilen wollen. Es ist heute der 16., ich hab

wieder den ganzen Nachmittag auf einen Brief gehofft. Statt von Euch ist einer von Nürnberg gekommen, der mir mitteilt, daß Helene plötzlich sich auf die Malerei geworfen hat und nun ihren Beruf darin zu finden glaubt. Der bekannte Maler Kupferstecher hat sie zur Schülerin angenommen. Wie lange wird das dauern? Ich weiß gar nicht, ob ich schrieb, daß Eduard sich vorigen Herbst verheiratet hat mit einer Nichte von Ludwigs Frau. Dieses letzteren Schicksal ist ein Pendant zu dem Deinigen. Der für den ersten Philosophen Deutschlands anerkannte L. sitzt in Bruckberg mit seiner Frau, welche ein kleines Vermögen in der Fabrik stecken hat, dessen Erträgnis samt seiner Pension, die alle unversorgten Feuerbachschen Kinder haben, vielleicht 7—800 rf. ausmacht. Seine Bücher tragen ihm etwas, aber man weiß wohl, wie schlecht einer daran ist, der sich mit seiner literarischen Feder nähren muß. Dieser Ludwig also sitzt seit Jahren in dem Nestchen, von Gott und aller Welt geschieden, weil er am wohlfeilsten leben kann und in der Fabrik freie Wohnung hat. Keine Reise, keine Zerstreuung, und dies alles, weil er den Theologen zu nahe getreten ist. Es ist eine traurige Zeit. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dies Gegenstück hermale, denn es ist ein schlechter Trost, zu wissen, daß andere auch nicht besser dran sind als wir, und doch ist es einer! Aus welchem Grund, darüber will ich mich gar nicht besinnen, denn am Ende bleibts am Egoismus hängen.

In den letzten Wochen bin ich über Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Otto geraten, und dann über den Schiller- und Goetheschen. Sie gefallen mir beide nicht besonders, der eine ist mir zu warm, der andere zu kalt. Wenn man diese Götter beim Licht betrachtet, so sind sie eben auch wie andere Menschen. Bei Jean Paul ersäuft man fast in einem beständigen Gefühlssturm, und in dem andern überfliegt einen ein Frösteln, wie in einem uneingeheizten, prächtig möblierten und gewichsten Visitenzimmer.

Es ist was Großes, Herrliches um den Geist, aber das Gemüt ist doch auch nicht zu verachten, was hilft mir der Glanz, wo die Wärme fehlt. Und doch, glaub ich, ist Goethe ein so großer Dichter, weil er ganz nüchtern war und immer die lenkenden Zügel in der Hand behielt und sein Werk nur objektiv behandelte. So ist mirs auch aufgefallen, daß in den Schillerschen Briefen gerade von solchen poetischen Charakteren mit wärmerer Teilnahme die Rede ist, die nachher schlecht geraten sind. So sagt S., er sei im Wallenstein einzig und allein für Max P. persönlich warm, alle anderen Personen seien ihm an sich gleichgültig und nur durch die Arbeit interessant. Und gerade dieser Max ist die schwächste Personage im ganzen Drama mit seiner sentimentalen Tobsucht. Ich weiß keinen Dichter, der Geist und Gemüt im höchsten Grade verbindet als Shakespeare. Ich meine, Mozart läßt sich mit ihm vergleichen. Dumm ist es, wenn man Goethe und Beethoven in ein Joch zusammenbringen will. Eher Gluck, doch ist der noch zu gebunden. Für Beethoven weiß ich keinen Dichter, denn Schiller ist mir für ihn zu matt. Byron kenne ich nicht. Es wäre interessant, eine solche charakteristische Zusammenstellung zu machen. Versuche es einmal. Vielleicht käme auch ein Gleichgewicht in den verschiedenen Kunstperioden heraus. Haben nicht Schiller und Weber einige Verwandtschaft? Aber ich muß aufhören. Ich habe so viel andere Briefe zu schreiben, und ehe ich michs versehe, sitze ich wieder vor Eurem Papier.

Guten Morgen. Denn früh ist mir eingefallen, lieber Bruder, Dich zu bitten, mir, weil ich doch von jetzt an ordentliche Briefe schreiben möchte, zu sagen, was ich besonders dabei zu beobachten habe. Auf den äußeren Stil kommt es gerade nicht an, sondern auf das Wesen der Sache. Einen Fehler weiß ich selbst, der mir besonders im Gegensatz zu Deinen Briefen sehr auffällt. Du hebst alle Gedanken mit der Wurzel aus und pflanzest sie vor einem hin, daß

sie erst hintennach noch grünen und blühen und Frucht tragen, ich fasele so obenhin darüber weg und pflücke nur hie und da ein paar Blumen am Stengel ab, die vielleicht verwelkt sind, ehe sie an Ort und Stelle kommen. Doch ist das vielleicht eben weiblich? — Ich habe übrigens geistig eine kuriose Stellung im Leben. Ich befinde mich gerade auf der Grenzscheide des eigentlich weiblichen Wirkungskreises, festgebannt zwischen zwei reichen Feldern, deren ich keins erreichen kann. Auf der einen Seite zieht das häusliche Geschäft, zu dem ich keine rechte Liebe, auf der andern Kunst und Wissen, zu dem ich keinen Beruf habe. So bin ich in beiden nichts. Dann quält mich wieder mein tätiger, praktischer Sinn, da muß ich denn flicken und stricken, Stunden geben, schriftstellern, es ist mir aber trotz meinem Eifer doch nicht recht Ernst. All diese äußeren Dinge sind nicht der unmittelbare Ausdruck meines Wesens. Den finde ich nur, wenn ich vor Gott im Gebet auf den Knien liege. Drin liegt das ganze Geheimnis meines Glaubens und Wesens eben, weil sich dann alles, was sonst in mir streitet, zu seliger Einigkeit auflöst.

Einen schönen Titel hab ich zu unserer Korrespondenz gefunden: Briefwechsel zweier von den Musen besessenen Geschwister!



An Christian Heydenreich.

Den 1. Juli 1841.

......Was Schnyders Urteil betrifft, so geht das, was Dich vielleicht entmutigen könnte, nicht Dich, sondern die ganze Kunstperiode des strengen antiken Stiles an, von welchem er kein Freund zu sein scheint. Er mag Palestrina, den Repräsentanten derselben, nicht recht und zieht die Übergangsperiode zur Profanmusik vor. Das ist nun individuell, und es läßt sich darüber nichts sagen. Du hast darin eine andere Ansicht, und er läßt trotz seiner Abneigung in

Deinem einmal gewählten Stil Deinem Werk volle Gerechtigkeit widerfahren, damit kann man, mein ich, dennoch zufrieden sein. Ich für meine Person finde S.'s Ansicht nach meinem Gefühl unrichtig. Als Kirchenstil kann nur der alte gelten. Überall, wo die Melodie vorherrschend wird, z. B. Händel, ist die Wirkung der Musik zugleich eine sinnliche, es ergreift uns eine poetische Bewunderung der Kunst als solcher, und wo die Kirchenmusik durch Anwendung affektmachender Wendungen an das Theatralische streift, so schweift auch die Empfindung ab von dem einen, zu welchem sie sich ohne Um- und Abwege fest und gerade richten soll. Solche Musik gehört in den Konzertsaal. In der Kirche soll sie nur der Träger der Andacht sein, und darum ist eben dies festgebannte In-sich-selber-Wogen ihr rechtes und einziges Element. Andacht heißt sich abschließen. Die herrlichste Profanmusik kann nicht Andacht, obschon Begeisterung erwecken, weil sie vielmehr eine weite reiche Welt aufschließt, in die man sich versenkt und verliert. Kirchenmusik soll den Geist in sich selber zurückführen. In ihrem Verhältnis zum Gottesdienst erscheint sie gleichsam als bewegter Hintergrund (wie denn alles Menschliche begrenzt sein muß), durch welchen uns ein Schimmer der damit verhüllten Unendlichkeit entgegenleuchtet. Die Profanmusik hingegen stellt sich selbst als Tableau vor die Augen, rückt uns deshalb auch sinnlich näher und weist die Empfindung als Hintergrund zurück. So ungefähr erkläre ich mir den Gegensatz der gebundenen und freien Bewegung. Und deshalb möcht ich selbst Händel, den ich so hoch verehre, nicht in der Kirche hören, weil er sich mit der melodischen Bewegung in den Vordergrund drängt und so das ganze Verhältnis verändert und stört. Ich möchte alles noch viel klarer auseinandersetzen, aber das würde zu lange dauern, weil es viel Besinnen kostet. Ich kann meine Gedanken nur so gar mühsam zutage fördern. In der Regel weiß ich nur, was ich fühle, und dies eben kann ich nicht aussprechen

ohne lange Vorbereitung und große Anstrengung, weil das Gefühl, welches sich anfangs nur in dichten Wolken auf und ab bewegt, bald sich sammelnd, bald zerfließend nur mit einem wahrhaft eisernen Willenszwang dazu gebracht werden kann, sich zu verdichten und als Gedanken konsistente Gestalt zu gewinnen. Manchmal bring ichs gar nicht zuwege, und trotz dem Bewußtsein des Vermögens, welches ich immer habe, läuft mir alles unter den Händen auseinander. Der Mensch ist ein kurioses Ding. Hätt ich nur Zeit, recht in mich hineinzuhorchen, ich brächte mancherlei heraus und zum Bewußtsein, was jetzt einen guten dicken Schlaf schläft. Den rechten und wahren, unmittelbaren Ausdruck für sein Wesen finden, das ist wohl die Hauptsache. Du hast ihn in der Kunst. Ich nicht, so wenig als im Denken und Fühlen, nur im Beten und Handeln, und drum wollt ich oft, ich hätte was Großes zu schaffen, wo ich hie und da auf einen Moment all meine Kraft zusammenraffen könnte. Heut schwatz ich auch wieder. Ginge der Brief an jemand anders als an Euch, so würden sie wieder sagen, ich sei überspannt, aufgeregt, verwirrt. Von dem allen ist aber nichts wahr, ich bin ganz ruhig und denke nur nach.



An Christian Heydenreich.

10. Juli 1841.

Ich bin sehr müde und kann nicht mehr schreiben. Noch wollt ich Euch in der Voraussetzung, daß Ihr den Roman Notre Dame de Paris nicht gelesen habt, ein Resümee geben, nun bin ich aber zu faul. Denkt Euch ein unter der verworfensten Diebsklasse aufgewachsenes und in reinster Unschuld und Unwissenheit aufgeblühtes Zigeunermädchen als Heldin. Einen bis zum höchsten Grad sinnlicher Raserei in dies Mädchen verliebten Priester. Eine in höchster Reinheit platonischer Liebe schmachtende Mißgeburt, der

Glöckner von Notre Dame, welcher so fürchterlich beschrieben ist, daß einem schon von der Schilderung dieser Mißgestalt die Haare zu Berge stehen. Das Mädchen selbst zweimal unter dem Galgen, den Strick um den Hals und zum drittenmal doch gehängt — noch eine Menge ebenso pikanter Nebenpersonen. Am Ende der Priester vom Turm gestürzt, der Glöckner nach Jahren als Gerippe im Beinhaus gefunden, wo er das Gerippe der Gehängten umfaßt hält. Das sind so einige Hauptzüge, aus welchen man sich einen schwachen Begriff dieses Werkes machen [kann], welches eigentlich sozusagen ganz von Verwesung durchduftet und durchwühlt ist. Ich flog es durch, lesen konnt ich es nicht, am Abend nach der Zahnoperation. Jetzt hab ich eine andere Lektüre, die wunderlich genug neben Victor Hugo sich ausnimmt, nämlich das Leben und die Bekenntnisse des heiligen Augustin. Das war einmal ein geistreicher frommer Mensch — ich habe noch nie eine solche durchdringende Schärfe des Gedankens angetroffen, er zerlegt den Menschen mit seinen widerstreitenden Empfindungen bis ins kleinste, faßt alles an der letzten Spitze, nirgend ein pietistisches Geschwätz, lauter Klarheit, nur hie und da ein wenig zu philosophisch gehalten für mich. Dabei aber eine Glut und einen Strom der Begeisterung, die unwiderstehlich mit sich fortreißt. Das nächste Mal mehr und Proben. Die Adrastea will ich künftige Woche beginnen, wenn es ruhiger in meinem Haus wird geworden sein. Ich brauch wohl notwendig eine erhebende Lektüre, da das Leben tief genug niederdrückt. Hör ich doch in Monaten oft kein gutes freundliches Wort, ich, die gewohnt war, von Kindheit an von Liebe getragen und ernährt zu sein. Und doch ist's nicht böse gemeint, und man kann nicht zürnen, sondern nur bemitleiden. Das Mitleid aber für einen Mann ist schlechte Arznei für Hochachtung und Liebe. Wen man bemitleiden muß, hört auf, Mann zu sein.

An Christian Heydenreich.

Ende Juli 1841.

Ich wollte gerne einen langen Brief beilegen, aber seit einiger Zeit bin ich gar nicht zum Schreiben aufgelegt. Seit A.'s Unwohlsein ist er so gar gereizt, daß alle mögliche Aufmerksamkeit dazu gehört, nur den ganzen Tag Kleinigkeiten zu vermeiden, die zu Verdrießlichkeiten führen können. Eben bin ich sehr gezankt worden, weil ich ein Feuerzeuglein vergessen habe holen zu lassen. Freundliche Worte sind ohnedem rar bei ihm, und in solchen Zuständen sprudelt er Gift und Galle. Es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß gerade ich, die von Kindheit an nur von lauter Liebe erzogen und getragen wurde, in diesem Fegefeuer aushalten muß. Nun, es ist auch gut so. Geduldig bin ich wenigstens, vielleicht wird es doch auch noch einmal besser auf der Welt . . . . . .

Gestern war ich in einem furchtbaren Konzert, wo einige neue Ouvertüren und himmelschreiende Arien vorgetragen wurden. Oh heilige Musik! Der Kunst gehts eben auch wie dem lieben Gott, ach — der muß viel ausstehen. Ludwig Feuerbachs neuestes Werk ist dieser Tage zu uns gelangt. „Das Wesen des Christentums." Es soll unerhört geistreich und tief gedacht sein und dazu sehr schön und klar geschrieben. Aber ach, der Inhalt ist erschrecklich. Ich wundere mich nun nicht mehr, daß er keine Anstellung bekommt. Das wäre wirklich unmöglich. — Er stößt den lieben Gott von seinem Thron und setzt sich selbst hinauf, d. h. Gott existiert nicht, sondern ist nur eine Idee der Menschheit, der Gattung, das Selbstbewußtsein der Gattung. Die Idee der menschlichen Vollkommenheit ist unser Gott, folglich das Erscheinen Christi eine bloße Allegorie, eine Dichtung. — Im Gebet betet der Mensch, also auch nur die Idee der Menschheit in sich selbst, d. h. sein eigenes Herz an. Jedes Volk hat seinen eigenen Gott, der wahre Gott eines Volkes ist das point d'honneur seiner Nationalität. Die Taufe bedeutet die Aner-

kennung und Assimilation mit der Naturkraft, das Abendmahl gilt als Anerkennung des menschlichen Geistes in Verbindung mit der Naturkraft, weil Brot und Wein von beiden herkommt usw. Ich darf nichts sagen, weil ich Anselm mit jedem Tadel sehr aufbringe, auch versteh ich es wohl nicht, und mag es auch nicht lesen, denn es widersteht meiner innersten Natur. Ich möcht nur wissen, ob die Idee der Menschheit die ganze Welt hervorgebracht, oder ob die Tierwelt und Pflanzenwelt auch durch eine eigene Tier- und Pflanzenidee ist erschaffen worden. Ich denke mir eben immer eine große allgemeine Kraft, die sich in verschiedenen Formen des Ausdrucks, aber doch immer als dieselbe offenbart. — Ich wollte, ich redete mit niemand mehr über religiöse Dinge. Da sind welche, die sich in wohlgefälliger Selbstgerechtigkeit ein Christentümchen zusammengezimmert haben, so künstlich, daß nur ja ihrem bißchen Vernunft kein Unrecht geschieht. Die lassen zwar dem lieben Gott die Ehre als erschaffende Kraft, weiter aber darf er nichts machen, und sie brauchen ihn auch nicht, denn den heiligen Geist haben sie schon von Kindheit, d. h. ihren, und das Gebet erhört sich selber. Wenn ich aber dann sage, daß das gerade auf Ludwigs Sprünge kommen heißt, so nehmen sie's gewaltig hoch. Dann gibts wieder andere, die viel von kindlichem Vertrauen reden und den lieben Gott einen sehr guten Mann sein lassen. Und wenn ich dann, wie ich nach meiner Überzeugung muß, beide Richtungen bestreite, und ein Lichtchen auf mein inneres Leben werfe, dann kucken sie mich mitleidig an, zucken die Achseln und sagen: „Doch ein wenig Schwärmerei"! Nun meinetwegen, ich kann eben nicht anders. Mir ists doch so ziemlich hell und klar im Kopf. Ich muß schließen, um nicht die Post zu versäumen.



An Christian Heydenreich.

7. November 1841.

Die Entscheidung wegen der Sonate erwarte ich mit zitterndem Herzen. Ich weiß wohl gewiß, daß Deine Arbeit den Preis verdient, aber verdienen und erhalten ist eben leider zweierlei. Jetzt endlich geht das Allegro bei mir, ich habe acht Wochen alle Tage daran studiert. Es ist aber gut, daß sie so schwer ist, das will man heutzutage. Ich habe neben der Freude an der Sache selbst so große Lust zum mechanischen Exerzieren, und ich mag gern Klaviersachen wenig durchgehen, nur zum Ansehen, wenn ich sie nicht der Mühe des Einstudierens wert achte. Es ist aber auch um den Vortrag was Schönes, und ich will immer lieber die Gestalt in ihrer ganzen Form mit Fleisch und Farben haben, als das anatomische Gerippe. Wunderlich ist's, daß mein Talent nur ganz allein auf das Praktische geht. So sehr mein Kopf von Melodien wimmelt, so bin ich doch nicht fähig, nur eine einzige selbst zu erfinden. Ich bin nur der Spiegel, der das fremde Bild zurückgibt. Wir zwei ergänzen einander. Du bist der musikalische Kopf und ich die Hand. Ich spiele jetzt alles auswendig und studiere nur von Noten. Das ist eine Freude, wenns so aus dem Innersten herausquillt, und ich bild mir dann ein, ich hätte es selber gemacht. Den Winter denk ich ein Violoncell und Viola aufzutreiben, um die Beethovenschen Trios zu spielen. Ihr hofft, wir leben noch zusammen. Ich hoffe nichts, als daß es Euch gut geht. Für mich wäre das zu viel Glück. Nur einmal noch sehen, wenn auch nur auf Wochen — das ist mein Wünschen und Verlangen, und doch bin ich so entwöhnt von allem, was mein Herz begehrt, daß ich mir ein solches Leben gar nicht vorstellen kann. Bei uns ist Nacht — schwarze, finstre Nacht. Ich will sehen, was das alles für ein Ende nimmt.

An Christian Heydenreich.

Den 28. Dezember 1841.

Im alten Jahr muß ich mich noch einmal austoben und alles, alles sagen, was mir im hintersten Winkel des Herzens sitzt. Deshalb wird dieser Brief auch eine kuriose Physiognomie kriegen, drum bitt ich im voraus, erschreckt nicht davor. Sentimental bin ich gar nicht, im Gegenteil kalt, ruhig, so daß ich den Kopf höher hebe als gewöhnlich. Am Weihnachtsabend wars aber anders. Als ich fertig war und im dunkeln Zimmer die Bescherung übersah, da kniete ich nieder und weinte wie ein Kind, der Wachsgeruch betäubte mir den Kopf, die Stube kam mir wie eine Kirche, der Tisch wie ein Altar vor, es war aber beinah katholisch. Ich dachte und betete, und da war mein Geist so bei Euch, wie noch nie, und ich hätte nur das Fleischkleid ein wenig schütteln dürfen, so meint ich, dann hätt es gehen müssen. Ich möchte aber wissen, ob Ihr keine Ahnung davon hattet. Wie wäre das tröstlich, ich war wie magnetisiert ....

Ich will was anders schreiben, und eben von mir, was ich deshalb gar gut kann, weil ich, wenn ich so sagen darf, manchmal mich selbst und mein Schicksal ganz objektiv betrachte. Das halten dann dumme Leute oft für Verzweiflung, und es ist nichts, als daß ich mich innerlich meiner äußeren Personage gegenüberstelle, aber ein wenig höher, so daß ich drüber wegschauen kann. Wie gesagt, am Christkindchen wars ganz anders, da dacht ich — so mit Lichtern und Freuden feiert man die Geburt, aber in jedem Jahr und in jedem Leben kommt der Charfreitag hinterdrein und das Kreuz ragt weit, weit über die geputzten Christbäumchen hin. Glücklich der, der im Kreuz sein Heil zu finden weiß.

Seit einigen Tagen fühl ich mich geistig wieder ein wenig, das macht, das Christkind hat mir einen Blasbalg gebracht, der die abgebrannte Asche wegweht. Ich meine Rahels Briefe, nach denen

ich schon seit lange schmachte. Ich hatte freilich noch kaum Zeit, recht hinein zu sehen, doch spricht mich das wenige ganz vertraut an, und was die Hauptsache ist, regt mich auf, was ich notwendig brauchen kann. Müßte man die Geistesperlen doch nicht so mühsam aus dem holprigen Stil herausklauben. Sie schrieb unsäglich nachlässig und stolpert fast bei jedem Schritt. Die Rahel ist gerade das Gegenstück von Bettina. Nichts Fliegendes, nichts Phantastisches, lauter Reflexion, auflösende, fast vernichtende und zerstörende Reflexion, geistige Anatomie. Manchmal tut das Zerlegen wohl, manchmal weh, immer aber ist es auf das höchste interessant. Indes, wenn ich sagen sollte, daß mirs an einer Frau gefiele, müßt ich lügen. Diese bis auf die Spitze getriebene Aufrichtigkeit kann ordentlich das Schamgefühl verletzen. Ich meine, es muß auch am Geist manches verhüllt bleiben. Es sind aber wunderschöne Sachen darin, und ich werde gelegentlich einen kleinen Auszug oder später die drei Bände selbst schicken. — Nun muß ich noch etwas im Vertrauen sagen. Ich fühl mich trotz dem, was mich geniert, in der Art der Denkweise mit dieser Rahel verwandt. Man kann die Menschen nach geistigen Farben und diese wieder in Schattierungen einteilen. So bin ich der erste Anflug von blasser Schattierung, während sie von dem lebhaftesten Feuer derselben Farbe angeglüht ist. Ich bin aber doch zufrieden und möchte keine stärkere Farbe haben, denn ich seh's an der Rahel, wie die Weiblichkeit (ich mein nicht die Reinheit) daran zu Trümmern geht, das Sich-hingeben-können. Jede ganz selbständige Richtung, dünkt mich, macht die Frau zum Egoisten. So kann auch die Rahel von nichts sprechen als sich. Bezeichnend ist es völlig, wie sie einen Brief anfängt. „Ich will wieder einmal so aufrichtig sein, daß es eine Schande ist." Doch genug von der Rahel. Ihr werdet noch viel darüber hören müssen, denn sie steckt mir im Kopf und rumort darin. Über Rohmers Buch das nächstemal, ich bin noch nicht fertig, aber es gefällt

mir über die Maßen. Das ist einmal etwas, das nicht angefault ist, und das will was sagen, es ist so frisch und jugendkräftig, wie eine gebrochene, aber nicht abgefallene Frucht. Ich schwätz einmal heut. Laßt mich nur. Es ist mir gerade drum, wärs auch nur in den Nebel geredet, ich hab eben den Schlüssel nicht zu meiner eigenen Seele wie die Rahel. Wer wird ihn haben? Ich weiß nicht, ich muß immer nur durchs Schlüsselloch gucken. Aber wie die Rahel den Goethe verehrt! Sie sagt: „Bewunderung ist die rechte Rührung, alles andere ist Mitleid, und deshalb ist Goethe der einzige Dichterkönig (ausgenommen Shakespeare), weil er über dem Leiden steht." So ohngefähr lautets. Das ist alles wahr. Doch fällt mir gerade was Possierliches von Goethe ein, was aber mit dem Dichter nichts zu schaffen hat. Neulich fand ich in den Anhängen zu Goethes Leben folgende Stelle: „Unlängst wurde mir die Gnade, den Kaiser und die Kaiserin von Rußland Majestät in meinem Garten zu verehren und in das prächtig verzierte Album der Kaiserin eine kleine poetische Gabe verehrend einzeichnen zu dürfen." Ich mußte recht lachen und dachte, nun da haben wir die Achillesferse des Göttersohnes. Dixit.

Da meint man nun, ich wäre wunder wie lustig, besonders weil ich meinen Kindern zu Weihnachten ein Lustspiel gedichtet habe. Freilich weiß niemand, daß dies in drei Nächten geschehen ist, wo Krämpfe mich nicht schlafen ließen, und so ist's im übrigen auch mit meinem bißchen Witz beschaffen. — Ich steh dem Geschick gegenüber, ruhig, auch kalt, sogar heiter und mit einer Art von Neugier, wie man ein neues Experiment betrachtet. Alle Erdenblümlein hab ich mit der Wurzel in meinem Herzen ausgerissen, kein Gräschen, kein Hälmchen grünt, alles öde, nichts ist da, als ich selber und was ich schaffe, meine Gedanken, die Gefühle und Empfindungen gehören zum Ich, wohl zu merken. So steh ich ganz abgerissen und abgeschlossen, und doch bin ich armer Narr die Gut-

mütigkeit selber, breit mich jedem unter die Füße, ordne mich überall unter, bin so demütig und freundlich auch gegen die, die ich nicht grad besonders liebe. Das ist doch recht kurios. Äußerlich hab ich eben gar keine Autorität, jede Magd kann mich unter den Pantoffel bringen. So dumm bin ich und denn doch oft wieder groß im Kleinen, was manchmal mehr ist als groß im Großen sein. Jetzt bin ichs Schwatzen satt, und Ihr werdet es auch sein. Nun gehe ich den Abend in Visite und rede vom Theater, von allen möglichen Frau Basen, und keinem Menschen fällts ein, daß darunter ein tiefer Abgrund verborgen ist, wo es manchen schwindeln könnte, nur hineinzugucken. Das weiß ich jetzt, daß unter 20 Leuten 19 gar keine Idee haben, was eigentlich ein Gedanke ist. Streift man an so etwas, dann spricht man mit fremden Zungen. Adieu. Eure geschwätzige Schwester. Die Rahel ringt auch ganz entsetzlich mit dem Ausdruck.



An Christian Heydenreich.

2. Januar.

Ich warte recht auf Briefe und sorge mich müde. Schreibt ja bald; und vergeßt das vorherige in einem Raptus Geschriebene. Ich habe dieses Jahr, was mich selbst betrifft, ganz ohne Hoffnungen angetreten, und so habe ich wenigstens den Schmerz getäuschter Erwartung nicht zu fürchten. Gott gebe nur Euch, was Ihr bedürft, weiter bedarf auch ich nichts. Haltet das nur nicht für eine Redensart. Es ist die reine Wahrheit. Wärt Ihr nicht und mein kleiner Anselm, so wüßt ich schon, was ich mir wünschte. Aber eigennützig war ich mein Lebtag nicht, und so glaub ich, schmeckte mir selber die Ruhe der Sel'gen nicht, wenn ich ein liebend Aug' um mich weinen wüßte. Ich hab in diesen Tagen oft an Karl gedacht. Es wird einem doch mit der Zeit immer heimatlicher in der andern

Welt. Auch die gute Neidhardt fiel mir ein. Im Jahr 36 feierten wir den Neujahrsabend. Sie stellte die Uhr auf den Tisch, dann wickelte sie aber einen Schleier um das Zifferblatt und sagte: „Wir wollen die Stunde nicht von Minute zu Minute sterben sehen, wenns dann unversehens schlägt, so ist's kein Abschied, sondern ein Willkommensgruß." So ist sie auch gestorben, die Stunde war mir verhüllt. Ich habe sie recht lieb gehabt. Hier habe ich auch liebe Freunde, und wie ich früher zu Hause durch Liebe und Aufmerksamkeit verwöhnt wurde, so werde ich es jetzt außer Hause. Und so verschiedenen Charakters und Wesens auch meine Bekannten sind, so klingt doch in jeder eine Saite, die mir verwandt ist und mir wohl tut. Überhaupt finde ich es als eine der glücklichsten Naturgaben, wenn man nicht so auf einer Seite festgerannt ist, um fremde Individualitäten zu würdigen, wenn sie auch gerade mit unserer Originalität nichts gemein haben. So hatt ich vorgestern einen langen Disput mit Herrn Arnold, der mir meinen guten alten Herrn v. Greiffenegg nicht wollte gelten lassen, bloß weil er ein wunderlicher Kauz ist, Jean Paulsche konfuse Briefe schreibt, seine tiefe, tragische Weltverachtung unter einer satirischen Maske verbirgt, Karikaturen zeichnet, halb türkisches Kostüm trägt, und seine ganze Wohnung zu einer Reliquienkammer seines vergangenen Lebens gemacht hat. Warum soll der kein ehrwürdiger alter Mann sein, mit seinen Narben, die er sich in vielen Schlachten geholt hat, mit seinem weißen Haar und Schnurrbart und den tausend Späßen auf der Zunge, hinter denen sich schwerer, tiefer Ernst verbirgt. Muß denn jeder achtungswürdige Mann einen Professorenkittel anhaben und hochgelehrte Sentenzen im Munde führen? Ich muß Euch einmal den alten Oberst näher vorführen. Ich hab ihn gar gern, obgleich wir immer in Krieg und Streit leben. Die Gelehrten sind ein kurioses Volk. Bei den Besten verstopft doch der Wissenskram endlich den Quell der Poesie und des Geistes, obschon

sie meinen, den lieben Gott an Weisheit selber zu übertreffen. Das ist die Weisheit der Welt, von der die Kinder des Lichts nichts wissen. O gesegnet dreimal ist die Kunst, die macht den Weg erst recht offen und breit. Was hilft am Ende aller gelehrte Wust. Sich selber ans Licht schaffen, das ist die Hauptsache. Ach, ich möchte noch vieles sagen, aber mit dem Schreiben ist es nichts, weil ich keinen Brief zu beantworten habe. Ich habe nie von selbst Gedanken, wenn sie nicht durch etwas Äußeres aufgeweckt werden. Die Unselbständigkeit ist eben recht weiblich. Von Gefühlen kann ich ohnedem nicht reden. Wer so steht, wie wir zusammen, da ist jede Liebesversicherung eine Entheiligung. Worte sind blaß, sagt die Rahel, schweigen heißt reden!

Ich will diesen Brief schließen, was sollte ich auch hinzufügen. Ich warte noch bis heut abend mit Absendung des Briefes, vielleicht kommt doch noch einer von Euch und stillt meine Sehnsucht. Lebt wohl.

Eure getreue Schwester.



An Christian Heydenreich.

14. Februar 1842.

Im letzten Brief hab ich etwas nicht geschrieben, eine Ehre, die mir widerfahren ist, ich war betrübt, daß es mir und nicht Dir begegnet ist, und da mocht ich es gar nicht sagen. Durch Lampe und Wilhelm wurde mir eine holländische Übersetzung meines Büchleins zugesandt, mit einem allerliebsten feinen Brief des Übersetzers aus Leyden, welcher sich der Pflegevater im Ausland unterschreibt. Dem Schriftchen ist noch eine Vorrede beigegeben, die sehr anmutig und für mich um so erfreulicher ist, als sie keine abgeschmackte übertriebene Lobhudelei, wie in den Hallischen Jahrbüchern*), sondern eine recht feine, geistreiche und schmeichelhafte Beurteilung ist. Ich Un-

*) Vgl. Seite 23 ff.

bekannte habe dem ungenannten Herrn geantwortet, nachdem ich mich lange besonnen. Endlich dacht ich, wenn einer einen auf dem Weg grüßt, so muß man danken, und das Leben ist ein langweiliger Weg. Auch dacht ich, wozu vielleicht eine Bekanntschaft im Ausland für Euch nützen könnte, und so schrieb ich frisch meinen Namen unter die womöglich noch feiner und zierlicher gedrechselte Antwort. Den Brief schickt ich an den Verleger in Leyden und bin nun der Antwort gewärtig, die vielleicht eine sehr sentimentale Korrespondenz anknüpfen wird. Ich freue mich kindisch darauf, es muß ein zarter Ästhetiker sein, am Ende gar ein Professor. — Nun ich werd jetzt 30 Jahre alt, da kann man schon was riskieren. — —

Heute nacht meint ich, entsetzlich viel zu schreiben zu haben, und jetzt weiß ich nichts. Ich bin oft morgens im Bett wie betrunken, und wenn ich dann aufsteh, so kommt mir all mein Gedankenleben gar kümmerlich und armselig vor, und doch hab ich sonst nichts auf der Welt und es kommt mir doch oft recht zugute, wenn ein kühler Geistesstrom meine brennenden Tränenaugen kühlt. Ich wollte, der liebe Gott ließe mich zu meinem Heil und Vergessen wieder etwas schreiben. Heut nacht definiert ich viel an der eigentlichen weiblichen Natur, sie gelangt auf dem Wege des Gefühls zur Selbstanschauung, sie schaut nur an, im Ganzen, und zerlegt, zerteilt nichts. Was aus ihr herausgeht, ist nicht selbst gemacht, sondern verhüllte Eingebung, deshalb muß auch alles gerundet sein, sie ist mehr unbewußt, unschuldig im Geist, wie auch die Kunst. Die Künstler haben auch bis auf einen gewissen Grad weibliche Natur. Sie kommt mir umfassender, wenn ich so sagen darf, gottähnlicher vor und doch auch auf der anderen Seite wieder untergeordnet. Ich bitte, hilf mir auf die Sprünge, es bedarf nur einer glücklichen Wendung, so ist es heraus. Was Unschuld ist, weiß ich jetzt auch. Es ist Unbewußtsein. Unschuld des Herzens beweist eben, daß Sünde in uns ist, denn wenn sie nicht da wäre, so könnten wir auch

nicht nichts von ihr wissen. Das ist ein kurioser Beweis für die Erbsünde, nicht? Ihr werdet müde sein und meinem Sermon ein seliges Ende wünschen, was ich gewissermaßen auch selber tue. Aber ich mußte dies alles schreiben, sonst hätte ich keine Ruhe davor gehabt. Und ich muß noch etwas sagen. Die verschiedenen Menschen haben auch verschiedene Arten zu denken. So z. B. versteht mich recht. Ich muß schöne Gedanken haben. Sie dürfen gerad nicht immer ganz wahr sein, wenn ich mich auch irre, das tut nichts, denn die Wahrheit liegt dann in der schönen Form. D. h. (ach ich muß schon wieder definieren): Es besteht alles aus Geist und Leib, nun nenne ich aber nicht das Wort den Leib, vielmehr ist das Wort nur Gewand. Der Leib oder die Form ist die eigentümliche Art und Wendung des Gedankens, abgesehen von seiner innerlichen, tieferen Bedeutung, und wenn die schön und zierlich ist, dann ist der Gedanke gut und meiner Natur angemessen. Du, lieber Christian, darfst es aber nicht so leichtsinnig treiben, Du mußt wahr sein, und zwar ohne Schmuck, bei Dir ist die Wahrheit die Schönheit, wie es bei mir umgekehrt ist. Aber bohren und graben darfst Du nicht im Denken, du darfst nur anschauen. Andere müssen grübelnde, tiefforschende Gedanken haben. — Das, was ich eben sagte, auf dieser Seite, ist ganz gewiß wahr, das weiß ich. Alles andere ist mehr nur erraten, auf gut Glück, aber das weiß ich gewiß. — Zum Beweis, was ich unter der zierlichen Gedankenform verstehe, will ich ein Muster aus meinem Tagebuch anführen: „Wenn ein Gedanke im Kopfe fertig geworden ist, und man nun aufhört, an ihm zu arbeiten, so zieht er sich zwar sogleich deutlich in den Hintergrund zurück, aber er läßt uns anfangs noch das Bewußtsein, daß er in derselben Gestalt, in welcher wir ihn entlassen haben, jeden Augenblick bereit ist, wieder zum Vorschein zu kommen, sobald er zitiert wird. Geschieht das nicht, so verschwimmt er später in unbestimmten Umrissen und tritt endlich gar in die dunkle Tiefe zurück, aus

welcher er aufgetaucht ist, dann ist es, als wenn er nie dagewesen wäre. Benützt man aber die rechte Zeit, ihn an das Licht der Offenbarung zu bringen, dann ist die Luft, in welcher das ausgesprochene Wort verhaucht oder das Papier, auf welchem es niedergeschrieben wird, die geweihte Erde, in die man den Gedanken begräbt, und aus welcher er verherrlicht wieder aufersteht, denn von nun an kommt er auch in uns selbst erst zu einem deutlichen klaren Dasein. Er existiert dann individuell selbständig und kann dann nicht mehr vernichtet oder vergessen werden. Durch seinen Austritt aus der gewohnten Stätte, in welcher er geboren und entwickelt wurde, ich meine, durch seinen Tod, hat er das ewige Leben erworben. Wenn ich nun sage, wir sind Gottes Gedanken, wer wüßte die Anwendung nicht zu machen?"

Jetzt seid Ihr erlöst und ich auch. Die drei Bögen hab ich in einem Zug geschmiert. Jetzt will ich sie erst lesen. Seid nicht böse, daß ich Euch mit mir selbst plage.



An Christian Heydenreich.

25. Februar 1842.

Meine Teuern!

Ich muß einen Brief anfangen. Der Abend ist so still, so schön, und ich habe mit allen Chorälen, die ich weiß, am Klavier mein Herz zur Ruhe gesungen und Gott alle meine Sachen anheimgestellt. Es kommen manchmal so aufgelöste Stunden, wo alles weich wird, ruhig und durchsichtig. Mein ganzes großes Zimmer war voll Mondstrahlen und die dunkeln Berge draußen glänzten phantastisch mit ihren Schneestreifen. Ich betrachtete das still und freute mich der Einsamkeit. Ich bin so gern allein. Wie unglücklich wäre der Mensch, wenn er nichts wüßte und hätte, zu dem er aufschauen, dem er sich in die Arme werfen kann, ohne zu reden oder zu denken,

wo das kleine Tröpfchen Bewußtsein verschwimmt in das große Meer des Geistes. Das tut sehr wohl, und man will dann gar nichts Besonderes mehr sein. Ich will etwas erzählen. Es ist eine Dame aus Bayern hier mit ihrem brustleidenden Sohn, der seiner Gesundheit wegen hier studiert. Sie ist in Franken zu Hause, kennt alle unsere alten Bekannten in der Gegend und in Ansbach und München. Ihr ältester Sohn hat vor fünf Jahren seinem Vater unversehens ins Knie geschossen, der starb an der Verwundung und der Sohn drei Jahre darauf aus Kummer und an der Abzehrung. Jetzt hat sie noch den einen, und der hatte schon dreimal den Blutsturz. Diese Frau ist ein wahrer Engel an Liebe und Güte und eine Heldin in ihrem schweren Schicksal. Sie hat mich sehr lieb, und wir sprechen, wie das nun so zu gehen pflegt, viel von der Heimat; so erzählte sie, daß die Esenbecks in Sarnheim ihre Verwandte seien, und daß sie im Jahr 1811 die Auguste aus der Taufe gehoben hätte. Mich traf das wie ein Blitzstrahl, ich fragte ahnungsvoll, waren nicht Geistliche aus der Nachbarschaft zugegen? O ja, mehrere, vor andern Herr und Frau Pfarrer von Er — Ermetzheim — Ermetzhofen half ich ein — Ja ja, so hieß es, er hat das Kind getauft. Ich mußte bitterlich weinen. Sie erschrak über meine Bewegung, und sagt ichs ihr. Welche seltsame Fügung — eine Fremde, die ich nie gesehen, nach dreißig Jahren. Ich konnte mich gar nicht fassen, und das verhüllte Bild des ungekannten Vaters griff in tausend Schmerzen mir in die Seele. — Damals war auch ich, obschon noch verhüllt und bewußtlos, doch gegenwärtig. O sagt mir nur nichts von Zufall. — Die Frau ist mir von Gott geschickt. — Ach Du bist doch glücklich, Christian, daß Du den Vater gekannt hast. Das Wort klingt mir seltsam, und bewegt mich seit gestern unaufhörlich, immer muß ich mir die Gestalt denken, aber ich weiß ja keinen Zug. Die Müller muß mir ihn beschreiben. Das Andenken der Mutter war mir der — ich wurde gestört.

An Christian Heydenreich.

14. [März] 1842.

Von Ansbach habe ich in langer Zeit nichts gehört, freue mich aber desto mehr, daß Ihr in so gutem Vernehmen mit ihnen steht. Um mich bekümmern sie sich wenig, und ich dulde es gern. Es ist begreiflich, daß sich Sophie für den musikalischen interessanten Schwager mehr interessiert, das wirkt natürlich auf Wilhelm. Mit ihm ist es kurios. Seine Liebe kann die Entfernung nicht vertragen, er liebt, wie die meisten Männer nicht das, was man an sich selbst ist, sondern das, was man ihm ist, also nicht das Sein, sondern das Tun, und sein Beispiel bezeugt, daß man recht gut (das ist er) und doch recht egoistisch sein kann. Was ihm konveniert und behaglich macht, das liebt er, alles andere verschwindet, sei es auch besser und wertvoller als das ihn Umgebende. Mich mißverstehen sie alle. Ich weiß nicht warum. Ich bin doch so sorgfältig in meinen Briefen. Ich lasse keinen fort, der nicht anständig in Frack und Krawatte erscheint und allen Übermut mit der gesellschaftlichen Delikatesse überzogen hat. Aber sie halten mich doch für exzentrisch, phantastisch! Ach, ich bin's gewiß nicht! — In A. geht das Gerücht, wir wollten katholisch werden! Welche Verblendung! Das hat ein Spaßvogel erfunden, während A. in Italien war, und jetzt nach drei Jahren glauben sie's. Gestern erhielt ich einen Brief, worin Mine Keerl mich ganz feierlich als „Amaliens Schwester und Tante der Kinder" beschwört, die Kinder rechtgläubig zu erziehen. Seht Ihr, so gehts in der Welt, die Menschen, die von einem geistig bewegten, Strahlen schleudernden und auswerfenden Leben keine Idee haben, die halten dies Lichterspiel für extravagantes, schwankendes Hin- und Herschweifen und begreifen nicht, daß darunter die Kraft der Überzeugung und des Gemüts unverrückt wie die Felsen stehen. Wohl ist es nur ein Spiel der Gedanken, aber doch ein ahnungsvolles — etwa wie das kleine Mädchen mit seiner Puppe

spielt in der Ahnung seines künftigen heiligen Mutterberufs? Die klugen Leute sind aber Freigeister, sie dulden keine Ahnung und kein Spiel. Ach, Emilie hält herzbrechende Übungen auf dem Klavier; ich kann nicht weiter. —

16. Ich konnte heute nacht nicht schlafen, nun will ich alle Ergebnisse meines Wachens Euch zutragen, wie ich überhaupt wie ein fleißiges Bienchen aus allem Honig für Euch sammeln möchte. Ich möchte wissen, wie es einem zumut wäre, wenn man eine halbe Stunde lang im Leben keine Sorge und keinen Kummer hätte!

Jetzt will ich alles von heute nacht erzählen, aber lacht mich nicht aus, ich schreibs eben wie in mein Tagebuch. Der Laden schlug ans Fenster, da wachte ich auf, machte ihn zu und konnte nimmer schlafen, da stieg plötzlich das Bild der Mutter in meinem Herzen auf, von einigen auf sie sich beziehenden Vorstellungen begleitet, die mich peinigten und marterten; ich dachte dabei an Gott, aber ich fühlte ihn nicht, endlich fing ich an zu weinen und mich zu sehnen, da ward es besser und Gott mir fühlbar, dann fing ich an zu denken und das will ich jetzt niederschreiben. Zwar wird es nichts Rares sein, doch mein Eigentum. Es gibt in dem Herzen eine Menge Schubladen, die sind mit Bildern des äußeren und inneren Lebens angefüllt, und daß es lauter traurige, peinliche sind, dafür sorgt schon das Schicksal. Wenn nun ein plötzlicher körperlicher oder geistiger Affekt kommt, so wird so eine Schublade geöffnet, und das Bild steigt heraus und stellt sich zwischen uns und Gott. Wir erschrecken, geben uns dann dem Schmerze hin, der in solchen Momenten fast so heftig ist als derjenige, welcher von bösem Gewissen herrührt. Dann aber sträubt sich die Natur dagegen, wir kämpfen, den Schmerz hinwegzudrängen, wir beten, anfänglich aus purer Angst, dann aus vollem Herzen, nach und nach wirds Ruhe, der Schmerz wird stille, die Schublade schließt sich, und ein Schleier, nicht gerade der Vergessenheit aber des Geheimnisses, deckt das

Ganze. Wenn aber nun alle Schubladen auf einmal geöffnet werden, die Gestalten alle zusammen uns vors Licht treten, dann kanns der Mensch nicht aushalten, und das ist Verzweiflung. Es gibt dafür nur zwei Mittel, Beten und Denken. Beide gehen von ein und demselben Punkte aus, beide sind göttlich. Ich muß mir immer das Ich oder den Geist denken als einen Kern, das Bewußtsein, und aus einer flüssigen Masse, dem Gefühl, welches ihn umgibt. Beides gehört zusammen und ist aber in jedem Menschen selbständig und für sich bestehend, wie geteiltes Quecksilber immer wieder zur Kugel wird. Die verschiedenen Individualitäten entstehen durch die Zusammensetzung dieser beiden Substanzen, durch ihr Verhältnis zur körperlichen und äußerlich geistigen Organisation. Ihr wißt schon, was ich damit meine, dann durch Bildung, Erziehung usw., dann daß dieses Ich, unsere Seele in uns groß gezogen und zur Freiheit vorbereitet wird, dazu sind wir in dieser Welt.



An Christian Heydenreich.

26. Juli 1842.

Durch meinen Interimsbrief werdet Ihr indes wegen meiner Schreibefaulheit beruhigt sein, und ich füge deshalb kein Wort mehr hinzu, es ist nichts, als daß mir ein gut Stück meiner geistigen Elastizität und Mitteilungsfähigkeit abhanden gekommen ist, und niemand hatte dabei mehr Schaden und Schmerzen als ich. Es ist um Gemütszustände ein kurioses Ding, ein paar zu lose oder zu schroff angespannte Nerven, und das ganze Instrumentchen ist verstimmt. Da fehlt bei mir der Meister, der mich wieder zurecht zu bringen versteht. — Oft möcht ich all mein Blut herauspressen, um jemand zu haben, der was zu mir sagt, was mir zum Herzen dringt, aber es ist nicht möglich. S' ist alles fest verschlossen. Meine Freundinnen hier sind lieb und vertraulich, aber keine hat eigent-

lich geistiges Verständnis, es gleitet alles an der äußeren Wand ab, und im tiefsten Innern bin ich immer einsam. Das kann wohl vielleicht ein Mann vertragen, aber keine Frau. Ich bin recht dumm ins Leben hineingeplumpst. Alles hätt ich werden sollen, nur keine Frau. Im Gemüt zu weich, um willkürlichen Verletzungen Trotz zu bieten, und doch wieder zu fest und eigensinnig, um mich geistig unterzuordnen, mit einer Menge Herzensforderungen und gänzlichem Mangel an Sinnlichkeit, bin ich geistig und körperlich nicht für die Ehe qualifiziert. Ich mache mir oft Vorwürfe. Seht, ich will einmal aufrichtig sein wie vor dem lieben Gott. Begrabt den Brief in Eurem Herzen und verbrennt das Papier. Ich mache mir Vorwürfe. Mein Mann liebt und achtet mich über alles, und ich weiß, daß er sich nur durch mich aufrecht gehalten fühlt, daß, wenn der liebe Gott es mit mir machte, es mit ihm auch gar aus wäre, daß ich ihm das Höchste bin. Das weiß ich alles — und doch — mein Herz ist leer! — Mitleid, Pflicht, Gutmütigkeit, Gewohnheit, und wie die Surrogate alle heißen. — Ich kann je mehr, je weniger an ihm hinaufschauen, und das ist mein Unglück. Er ist der Rest von einem großen Menschen, und ich brauch was Ganzes. Geistreich, gelehrt, tiefdenkend, nun ja — aber moralisch ein Schwächling (nicht sittlich mein ich unter moralisch, sondern gemütlich). Er will das Rechte und tut es auch, aber so von tausend Furcht und Ängsten und Schwankungen umgeben und gefolgt, so daß man solche Kämpfe nur mit dem tiefsten Bedauern ansehen kann. Keine Freiheit des Willens und des Charakters, wohl einer großen Anschauung aber keiner großen Handlung fähig, nach fremder Autorität haschend. — Im Innern voll versteckten Selbstgefühls und doch völlig unselbständig, andere Individualitäten scharf auffassend und in sich selbst in einem Pfuhl von phantastischen krankhaften Vorstellungen wühlend. Im Herzen voller Güte, und doch im Moment nur immer nur sich selbst fühlend

und bedenkend, ist er nur geboren, sich selbst und die ihm am nächsten stehen, unglücklich zu machen. Gott hat was Rechtes aus ihm machen wollen, aber der Teufel hat sein Ei hineingelegt und den schönen Organismus zerstört. So — weil nie eine Übereinstimmung, ein Gleichgewicht in dies zerrissene Wesen kommt, bringt er auch handelnd und schreibend nichts Ganzes mehr zustande, und ich sehe zu und muß daneben stehen, wie dieser reiche Geist, die herrlichen Gemütsanlagen im Kampf mit ihren angehefteten Antipoden, und in Zerwürfnis ihrer selbst untereinander immer tiefer und tiefer dem Abgrund sich zuneigen und endlich versinken werden. — Und — großer Gott, ich bin noch dazu kalt und denke, nun so sei es denn, da es sein muß. Das mag wohl sein, weil ich nicht mehr hoffen kann. Früher dachte ich immer, es kann besser werden, weil viel körperliches Leiden mit im Spiel ist. Das hilft aber all nicht — unvollständiger Organismus, leiblich und geistig, da ist nichts zu ändern, und für mich hoffe ich auch nichts, denn mein Herz ist gestorben. Ich bin mein eigen Grabmal. Ich lasse mich austoben. Ihr versteht es recht. — Aber still. —

Die Zeit drückt mich auch. Fürchterliche Zeichen und Wunder geschehen, und mir steht vor den Augen ein finstres Gespenst, mit dem die Zeit wird kämpfen müssen, um neu und verjüngt daraus hervorzugehen. — Wer im Sturme fortgenommen wird, das weiß kein Mensch. Feuer und Blut müssen den Boden urbar machen für ein neues Stück Geschichte. Am ärgsten quält mich die Not in England. Selbst im Traume verfolgen mich hohläugige, verhungernde Weiber und Kinder. Wäre ich die Königin von England, ich würde wahnsinnig werden. Ich hatte früher nie die Idee, daß man von Außendingen so bis ins innerste Leben hin angefaßt werden könnte. — Wenn ich mir all das Elend denke — und das finstere, unheimliche Jesuitenwesen, was hier besonders von allen Seiten nach einem leckt und züngelt, so kanns mir ganz

schwarz vor den Augen werden, und ich muß sagen (aber in anderem Sinne, als es geschrieben steht): Wohin soll ich gehen, flöge ich gen Himmel, bettete ich mich in die Hölle usw. Nun der liebe Gott steht ja doch noch immer über dem ganzen Wust und hält die Fäden in der Hand ..... Das Schlimme ist aber, daß ich seit langer Zeit ganz leer und lau auch in Beziehung auf ihn war und gar nicht mehr recht beten kann. Das wird nun auch wohl wieder kommen. Ich kann nichts tun, muß alles erwarten. Ich kann das Beten so wenig erzwingen, wie das Denken, beides ist immer zusammen bei mir. Und nun genug von mir; ich könnte noch viel schwatzen, aber es würde zu dumm werden, das Hauptsächlichste ist auch vom Herzen .....

Und nun, Ihr Teuren, will ich schließen, ich fang schon wieder an stumm und dumm zu werden. Gott mit Euch.

Liebt Eure

Jette.



An Christian Heydenreich.

Den 13. September 1842.

Als ich gestern nachmittag mich ans Schreiben machen wollte, da war ich wieder zu nichts als zu griesgrämigen Betrachtungen aufgelegt. Deshalb ließ ich es bleiben und schrieb lieber den Rest des gesandten Aufsatzes gar fertig, um ihn heute an die Redaktion zu befördern. Diesen Morgen überraschten mich Eure Briefe und brachten mir nach langer, langer Zeit den ersten frohen, ungetrübten Augenblick. Mendelssohns Brief ist die erste Satisfaktion Deines schmählich unterdrückten Genius, und er freut mich um so mehr, als sich hier künstlerische Auffassung mit einem gewissen natürlichen freundlichen Wohlwollen vereint, welches mir einen guten Begriff von dem ganzen Menschen beibringt. Ich dacht es aber

immer, wenn einer Dich würdigt, so muß er es sein. Nun hast Du doch endlich ein kompetentes Urteil .... Wie freut es mich, daß M. auch gerade das Dies gewürdigt. Glaube mir, die Verbindung mit diesem Manne ist der erste Schritt auf festem Grund und Boden. — — — Ich schreibe von der Sache so ruhig und kalt, als hätte bloß mein bißchen Verstand mit zu schaffen. Ach — ich heiße das Herz schweigen, damit es den Kopf nicht überredet. Wenn ich mir die Seligkeit denke, Dich der Kunst gegeben zu sehen, wie im Innern, so auch im Äußern, dann ist mir nichts zu schwer mehr, dann wollt ich gern im Fegefeuer, in der Hölle doch nicht, zappeln und aufschauen zu Dir in Abrahams Schoß Sitzenden, und der Anblick würde die Gluten löschen und meine Schmerzen stillen. — — Glut entsündigt, da haben die Katholiken recht. Drum legte der Cherubim auch dem Jesaias eine glühende Kohle auf die Lippen. Aber ob er sich dabei den Mund nicht verbrannt hat, davon spricht der Prophet nichts. — —

Was habt Ihr alles gelitten! Oft schäme ich mich vor Dir, daß ich mit meinen Kleinlichkeiten so mißmutig bin, während Ihr so viel zu tragen habt und Christian unter dem großartigsten Schmerz, dem größten, den nur ein Mann und Künstler kennt, standhaft ist. Ich bin eben schwach — aber es sind auch nicht einzelne Verdrießlichkeiten, sondern der Schmerz eines ganzen Lebens, der sich manchmal in einem Moment bei mir zusammendrängt. Heute habe ich aber alles abgeschüttelt und bin einzig und allein bei Euch. Deshalb weiß ich auch nichts anderes zu schreiben, und alle meine sublimen, kritischen, politischen, ästhetischen, poetischen Bemerkungen, deren ich eine ganze Brut für diesen Brief im Kopfe hatte, sind zum Henker gegangen. Vielleicht kommen sie das nächste Mal des Weges wieder daher. Zum Geburtstag hat mir A. einiges von Webers Klaviersachen geschenkt. Da ist doch entsetzlich viel dummes Zeug drin. Nein, hör — Mendelssohn ist

mir lieber als Weber, wenn auch der letztere hie und da genialere Geistesblitze hat, so tut mir doch der schöne sanfte Strom, in welchem bei ersterem alles in einer großen Einheit dahinzieht, viel wohler, und dann hat er auch nicht so viel schlechtes Zeug, worin Weber seine guten Gedanken oft so versteckte, daß man sie wie ein Huhn herauskratzen muß. Aber alle zwei verschwinden sie weit unter Dir, und es ist eine grausame Ironie des Schicksals, daß man so demütig und untergeordnet tun muß. Doch muß sich das später ins Gleichgewicht stellen, denn nicht umsonst spricht der Herr, die Letzten werden die Ersten sein. Meinem Zorn über Heine und Börne muß ich aber doch noch einige Worte vergönnen. Der erste ist freilich ein Dichter, und ein wahrer dazu, die Poesie spiegelt sich in ihm in herrlichen, glänzenden, schillernden Farben, deswegen aber ist es doch nur eine Mistpfütze, in die der Mond scheint. Das Licht bleibt rein, aber Dreck bleibt auch Dreck, so verklärt er auch schimmert. Und Börne — nun, er schreibt geistreich und hat eine Gesinnung, die den Menschen immer adelt, auch wenn sie eine Narrheit ist, aber dieses ewige kindische Geschrei nach Revolution und Preßfreiheit wird einem doch am Ende zuwider. Da ist keine Spur mehr von menschlichem Gefühl, keine Kunst, keine Wissenschaft, nichts als Freiheit — Freiheit, und wäre sie nun da, so wollt ich alles wetten, daß die, die am meisten danach lärmten, auch die ersten wären, sie zu ihrem eigenen Besten in Ketten zu schlagen. Ich habe darüber meine eigenen Bemerkungen gemacht. Ich habe das Unglück, von Hr. Welcker, dem „christlichen Ritter der Preßfreiheit", wie ihn Börne nennt, immer mit großen politischen freisinnigen Reden regaliert zu werden, wahrscheinlich, weil ich immer ganz still und andächtig zuhöre und nichts zu erwidern weiß — da ist aber immer die Grundidee: „Das Volk soll herrschen, und ich bin der Repräsentant des Volkes." Ich habe darüber noch viel zu sagen. Die Könige sind auch eine kuriose Einrichtung. Aber wenn eben die

Kinder schon groß wären, so brauchte man ihnen nichts zu befehlen, und wenn die Völker vernünftig wären, so hätten sie auch keinen Fürsten, die Fürsten aber beherrschen sich wieder gegenseitig, und so ist kein Mensch frei, als etwa der Kaiser Nikolaus, der kann tun, was er will, so mag er's denn auch mit dem lieben Gott in einer andern Welt ausmachen. Ich schwätze aber recht dumm, drum adieu, lebt wohl, haltet Euch wohl und schreibt bald

Eurer

Jette.



An Christian Heydenreich.

Den 29. Dezember 1842.

..... Ich will, weil ich gar nichts Kluges zusammenbringe, einen Gedanken aus meinem Tagebuch abschreiben und frage, ob er richtig ist.

„Inneres Müssen ist Genie des Willens. Dem äußeren Muß nachgeben, nur deshalb eben, weil ich äußerlich gezwungen werde, ist Schwäche — Folgenwollen ist Gehorsam. Aufgebung seiner selbst durch Genie des Willens an Gott ist Frömmigkeit, an die Menschen im allgemeinen Großmut, an den Menschen im einzelnen Liebe, an das Gesetz der Sittlichkeit Tugend. Wo dies Muß regiert, hört das Verdienst auf — aber diese Verdienstlosigkeit eben ist die göttliche Vollendung des menschlichen Lebens, die Erhebung des Knechtes zum freien Sohn."

Manches muß ich auch, aber vieles will ich nur, und dann legt der Satan sein Ei hinein, und es wird nichts draus. — So viel weiß ich, daß ich jetzt bald ein wenig Ruhe haben muß, ganz prosaischerweise gemeint. — Nun will ich den Kindern noch einen Spaß erzählen. — Die meinigen nebst meinen andern Schülerinnen hatten Klavierexamen vor den Eltern und Verwandten,

und als sie fertig waren, baten sie um Erlaubnis, eine Charade aufführen zu dürfen. Sie hatten das Wort Jeremias gewählt. Da war die erste Silbe. „Eine adlige Familie vom Land, die den Fürsten auf seiner Durchreise zum Essen eingeladen hatte, um die Tochter vom Hause als Hofdame anzubringen. Anselm war der Fürst mit Krawatte und Schnurrbart und benahm sich mit der größtmöglichsten, zierlichsten Unverschämtheit und Nonchalance. Die junge Dame, sehr dumm und eitel, ließ sich während der Vorstellung öfters ihren Lieblingsausdruck „Herr Je" entschlüpfen, wobei die Durchlaucht ziemlich unbefriedigt schien und sich endlich mit vornehmer Herablassung verabschiedete. — Zweite Silbe. — Emilie hatte sich als eleganten Franzosen kostümiert, der mit der Lorgnette die divine nature betrachtet und endlich nach allen möglichen Phrasen und Ausrufungen einschläft. Vor der Türe tönt ein Jagdlied und ein Schuß fällt auch gleich darauf. Der Franzose fährt im Schrecken unter den Tisch, und ein verwundetes Reh stürzt ihm nach. — Indessen kommt der Jäger (Anselm) mit Gefolge und wollen das Reh aus dem Gebüsch vorholen, sie lärmen und schreien, und der Franzose ruft um Hilfe. O c'est un homme, un homme, sauvez moi usw., endlich wird Mensch und Tier vorgezogen, der Jäger entschuldigt sich deutsch mit dem geschossenen Reh, der Franzose parliert in einem fort und ergießt sich in Freundschaftsversicherungen, fängt endlich gebrochen deutsch an und bekomplimentiert sich zur Tür hinaus . . . . .



An Christian Heydenreich.

19. Januar 1843.

Nein, was heute für ein Höllenwetter ist: ein Sturm, ein Regen, der Blitz hat in den Münsterturm geschlagen und eine Rose zerschmettert, der Türmer lag zwei Stunden ohnmächtig von dem

furchtbaren Donnerschlag. — Wunderliche Januarslaunen — und vor dem Hause spalten zehn arme Sträflinge aus dem Zuchthaus mein Holz. Sie sind aber doch lustig, weil ich doppelte Portion Wein ausgeteilt habe. Ihr Lieben, laßt es uns auch so machen. Wenn gleich der liebe Gott genug Donner und Sudelwetter herunterschickt. — Wein ist Geist — doppelte Portion haben wir doch — ich auch — obschon ich nebenbei ein dummes Ding bin. Also wollen wir auch lustig sein wie die Zuchthäusler.

Adieu — lebt recht wohl. Ich schließe meinen Brief recht getrost, und traue auf den guten alten Gott, der ruhig droben auf dem Stuhle sitzt und die Welt regiert, obschon die neuen Philosophen unablässig an ihm zerren und zupfen, um ihn herunterzukriegen, und sich selbst gern auf den Weltrichterthron plazieren möchten. — Ja, der gute, alte Gott, der hat auch wohl mein unausgesprochenes, in kindischen Trotz verhülltes Gebet erhört, er hat Euch ein paar gute Stunden geschickt — und wenn das Monden und Jahre würden, was wollte ich dann noch mehr? Mit A. geht es auch wieder etwas besser. — Ach — zu reicher Inhalt im engen Gefäß, da wird alles zu Tod gepreßt. Was fehlt — ist Willenskraft, und die ists, die erst lebendig macht, alle andern Gaben sind am Ende ohne die nur totes Kapital. Das macht ihm auch den Mangel genügenden Selbstbewußtseins so schmerzlich. — Das ist doch das größte Unglück, in sich selbst zerrissen zu sein. Lebt wohl und Gott behüte Euch.

Eure

Jette.



An Christian Heydenreich.

Den 10. März 1843.

. . . . Ich war wieder unwohl an Krämpfen, deshalb oder vielmehr aus Unlust und allerlei Mißmut kam ich nicht zum Schrei-

ben, worüber ich mir nun noch bittere Vorwürfe mache. Da sie aber zu nichts helfen, so laßt mich schweigen und versteht mich recht. Uns ist das Frühlingswetter nicht lauter Auferstehung, der Charfreitag geht voran. Ich sehne mich dieser Tage recht nach einem Laut oder Hauch aus jener zugedeckten Welt, die hinter unseren Lieben die Türe zugemacht hat. Ach nur ein Traum, meinte ich, wär es auch Täuschung, es hätte mir doch wohl getan. Die letzten Wochen her habe ich mich wieder mehr mit religiösen Betrachtungen beschäftigt, teils durch streitende Meinungen (nicht von A.) dazu aufgefordert. Ach, wenn sie mich doch gehen ließen in meiner stillen, ahnungsvollen Gemütswelt, in der ich meinen Gott, wenn auch nicht im einzelnen begreife, doch im ganzen besitze. Was hilft es doch drüber streiten, ob die Wunder wahr sind oder nicht, und ob Christus durch das Ohr oder auf natürlichem Wege empfangen ist, das geht mich nicht an, es bleibt doch alles, wie es ist. Der unerschöpfte und unerschöpfliche Born der göttlichen Herrlichkeit, der hinter diesen Geschichten liegt, bleibt darum doch derselbe, und ich kann ihn wohl mit meinem Gefühl erfassen, mich drein versenken, aber kein Gebäude von Systemen daraus aufführen. Was die gewöhnlichen Menschen über Religion reden, eben allgemeine Naturgesetze, über Geschichte, und wie das alles nach den Forderungen der hochgepriesenen Vernunft zusammenhängt, je nun, das lautet recht vernünftig und verständig, kommt mir aber vor, als könnten die guten Leute nicht über einen Schuh tief unter die Oberfläche kommen. Dahinter waltet in stiller Dunkelheit Geheimnis über Geheimnis, Wunder über Wunder, ein Abgrund von tiefer Weisheit, den noch kein Auge durchspäht hat, und den wir nur in der Mystik des Glaubens ahnen können. Ich weiß auch nicht, was es ist, ich sehe nur das Dunkel, und das schon dünkt mich Licht. Wer das mit den Gedanken durchforscht, ist freilich der zweite Heiland. Aber kann es überhaupt ein Mensch? Christus hatte es getan, das schimmert

mir überall durch, aber wir könnens nicht tragen. Die Toren, die da meinen, Religion und Philosophie vertragen sich; wo der Gedanke anfängt zu zerlegen, da hört die Religion auf, denn dann wird sie Wissenschaft, und das kann sie, meine ich, vermöge ihrer Natur nach nicht sein. Drum kommt mir eigentlich das Wort Theologie als Wissenschaft immer sehr töricht vor. Es wird wohl einmal eine Zeit kommen, wo die Wissenschaft alles in allem wird, dann verschlingt sie aber Religion und Kunst, Gott lasse mich den Tag nicht erleben, wo das letzte Dunkel flieht, ich will warten, ich will warten, bis nicht Menschen, sondern Gott selbst mir die Decke von den Augen zieht. Ich schwatze recht dumm und schwach, nicht wahr? Ach, ich bin's auch und schäme mich nicht einmal, was kann ich auch dafür?

Nun schlägt es drei Uhr, ich kann nun meinen Brief heute wieder nicht fertig schreiben, es ist mir, als hätte ich noch viel zu sagen, und doch, wenn ich am Papier sitze, fällt mir nichts ein. Ich habe den alten cherubinischen Wandersmann von Angelus Silesius aufgegabelt, der erquickt mich wie Balsam. Der schaut sich auch um in dem unentdeckten Weltteil, der hinter dem Denken liegt und doch philosophiert er mitten in der Mystik — das ist kurios, ich tue es auch, habe es aber noch nicht heraus, wie das eigentlich sein kann. Ich denke eigentlich gar nicht, um mir selber etwas zu erklären und anzueignen, was schon lange mein ist, wenn gleich halb unbewußt, sondern ich denke gleichsam zum Spaß und hänge dem verhüllten Ahnungsbilde in meiner Seele die Gedanken wie Perlen zum Schmuck an. Adieu für heute.



An Christian Heydenreich.

1843.

Anselm hängt an seinen Kollegienheften — diese Altertumskunde ist doch ein recht verstaubtes und verkrumpfeltes Studium —

das weiß Gott — vor lauter Gelehrtenwust und Dampf kann man die Kunst am Ende gar nicht mehr dahinter sehen. Gott erhalte jedem seine freie Lebens- und Weltanschauung, solches Studieren ist ein langsamer Selbstmord. Lieber mit der Hände Arbeit sein Brot verdienen, als so aus der Mitwelt ausgestoßen, ohne in das Leben und seine Bedürfnisse lebendig einzugreifen, in wurmzerfressenen Abgründen wühlen und dann, wenns Glück gut ist, ein paar kleinliche Novitäten zutage fördern, die die Schönheit nicht schöner, die Klugheit nicht klüger und die Dummheit nicht dümmer machen . . . . . .



An Christian Heydenreich.

Den 4. April 1843.

Was Du in Deinem letzten Brief von Deinen Gedanken über Unsterblichkeit sagst, hat mich lebhaft überrascht durch die wirklich seltene Übereinstimmung mit meinen eigenen Ideen. Gerade das, was Du schreibst, war mir und ist mir auch immer die sicherste Bürgschaft. Wie sollen wir vergehen können, da schon das, was wir schaffen, individuell ewig ist. Die Gedanken in uns verwirren und verwischen sich ja auch nicht, so viel ihrer sind und werden, und zerfließen nicht in eines, wenn sie einmal gedacht sind, da bleibt jeder fertig und rund neben dem andern. Sie haben sich aus der Masse heraufgearbeitet und sinken nicht wieder unter. Wie wäre es möglich, daß wir, Gottes lebendige Gedanken, untergehen könnten? Der sich bewußt gewordene Geist ist gewiß unsterblich und geht von einer Klarheit zur anderen. Aber es gibt so viele Menschen, in denen der Geist gar nicht auf die Stufe des Bewußtseins kommt, die den Grad von Vollkommenheit nicht erreichen, der zum Übergang ins ewige Leben gehört, oder die ihr himmlisches Teil im Pfuhl der Sünde verderben. Was ist mit denen? Ich glaube fast, da könnte

man an Vernichtung denken, und dann erhielten die Worte des Apostels Recht — der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe des ewigen Lebens ist Freude in Jesu Christo usw. Es geht auch in der Natur so viel Stoff nebenhin verloren — aus dem nichts wird, es könnte wohl auch geistig so sein. Doch was geht's mich an. — Ich will mein Heil schaffen mit Furcht und Zittern gerade nicht, aber mit Glauben und Vertrauen, und dann wird der liebe Gott am Ende schon wissen, was er mit mir anzufangen hat. Ich denke, wir gehen eben stufenweise zu einer höheren Vollkommenheit, bis wir endlich spät ans höchste Ziel kommen. Vereinigung mit Gott. Es muß eine unbeschreibliche Seligkeit sein, frei denken und fühlen zu können, den garstigen Knirps von Erdenkloß sprengen und herauszuschießen wie die Hyazinthe aus der Zwiebel.

Deine Vergleichung der Kunst mit der natürlichen Schöpfung muß ich noch näher bedenken. Doch leuchtet mir sehr ein, daß Du auf meine Sprünge kommst. Ich sage ja immer, die Musik ist die geistige Kunst. Wo Bewegung ist, ist Leben, und wo Leben, ist Geist. Die Poesie vegetiert nur. Man spricht bei der Musik immer vom sinnlichen Eindruck, das ist ja eben das Schöne an ihr, daß sie die Sinne gleichsam heiligt und in Übereinstimmung mit dem Geist bringt. Das höchste in unserem Leben ist die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in einen Moment. Das kann keine Kunst als die Musik. Die Poesie scheidet erst noch recht. Christus ist die Harmonie der Welt . . . . .



An Sophie Heydenreich.

31. Oktober 1845.

Liebste Sophie!

Es ist eine rechte Schande, daß ich heute erst an die Beantwortung Deines lieben Briefes gehe. Warum weiß ich selbst nicht, jedenfalls

war es nicht Mangel am dankbaren Empfang des Deinigen. Du schreibst so schön, mit einer so kräftig frischen Liebenswürdigkeit, daß jedermann Freude an deinen Briefen haben muß. Wie viel mehr ich — deren ganzes Herz Du gewonnen hast. All deine Nürnberger Paradetouren habe ich im Geiste mit- und nachgenossen. Es erquickt mich ordentlich, daß Ihr was aus Euch gemacht habt, dens dies ist auch das einzige, was gilt, und man lebt nur einmal; mir ist auch das Leben nicht nur Staub und Dreck, obschon ich wenig von ihm verlange. Die Annonce von Wilhelms Vortrag hat sich selbst in unsere Freiburger Zeitungen verirrt, wo ich sie mit großer Selbstzufriedenheit verspeiste. Wenn man sich alles so von Mund zu Mund und Aug in Aug erzählen könnte, wie wäre das schön — eben zu schön! Drum müssen wir eben so zufrieden sein, und ich muß mich recht bei Dir bedanken, daß Du mich durch Deinen Brief alles hast mitleben lassen. Bei mir sah es indes ein wenig anders aus, zuerst der Auszug, dann eine hübsche Ruhezeit, wo die Septemberrosen zum Fenster hereinwuchsen — dann Kälte — Regen Ofensehnsuchten und Vorrätesehnsuchten, die teils befriedigt, teils vergessen wurden. Die Schilderung Deines Winterschweins läßt mich ordentlich wehmütig dem Quicksen und Grunzen zuhorchen, das alle Samstage unweit meines Fensters ertönt usw. usw. Trotz allem Mangel bin ich nun so gut es geht auch eingewintert und genieße die schönen Tage, die das Ende Oktobers gebracht hat, wenigstens teilweise noch im Gärtchen. Von meinem Goldkind haben wir herrliche Nachrichten. Der Düsseldorfer Hr. v. Woringen war 14 Tage hier und hat mich ganz gesättigt mit Erzählungen. Anselm ist der allgemeine Liebling, seine Fortschritte sind außerordentlich — Lessing hält sehr viel auf ihn, Schadow kann gar nicht ohne ihn sein. So hat er nun mit Beginn des Winters angefangen, gründlich zu malen. Abends zeichnet die Akademie bei Gasbeleuchtung Modell; dann muß er noch Anatomie, Perspektive

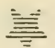
und Kunstgeschichte hören. Wenn es nur nicht zu viel wird. Alles setzt große Hoffnungen auf ihn. Hr. v. W. sagte, in ein paar Jahren würde er die Welt reden machen. Ein paar Goldstückchen hat er sich in diesem Herbst durch eine Zeichnung für einen Kupferstecher verdient, was ihm große Freude machte. Sonst soll er sehr brav und lieb sein, aber sehr ernsthaft und gehalten, was ich mir gar nicht an ihm denken kann. Sein liebes Gesicht hat er im Spiegel gezeichnet und mir geschickt. Das guckt mich auch mit einem ernsten, scharf forschenden und sinnenden Blick an, den ich nur sehr selten an ihm sah. Gott erhalte ihn nur gesund, dann ist mir alles recht. Oft habe ich bittere Sehnsucht, weil er mein Sohn und Freund zugleich ist und mich wahrhaftig und aufrichtig liebt. In seinem letzten Brief schreibt er: Wir sind eines Geistes und Gemütes, ich bin Dir ewig verbunden, Dein Leben ist auch meines, und ein Unrecht zu begehen bin ich nicht fähig, weil ich Dich immer vor Augen habe." Gott gebe allen, die er lieb hat, einen solchen Sohn.

Nach all dem muß ich Deiner musikalischen Seele auch noch etwas ins Ohr rufen. Ich habe Liszt gehört! und ich rechne mir dies als ein Glück, nicht als einen Genuß. Du kennst mich genug von innen und außen, als daß Du nicht wissen mußt, daß mir die gewöhnliche Lisztbegeisterung der Damen, wie sie in Berlin oder sonst im Schwange war, ebenso fremd als widerwärtig ist, dennoch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen, daß man ohne etwas Verrücktheit kaum dabei wegkommt. Die Stimmen hier waren sehr geteilt, Herr v. Woringen, der die Kennerschaft repräsentiert, war als ein vielleicht parteiischer Freund von Mendelssohns Spiel gegen Liszt zum voraus eingenommen und suchte durch mancherlei persönliche Spöttereien den Eindruck zu schwächen. Alle die, welche auf musikalische Gründlichkeit Anspruch machten, sind seinem Urteil gefolgt, mit oder gegen ihre Empfindung, weiß

ich nicht. Was mich betrifft, so gesteh ich auch auf Gefahr hier meinen echt musikalischen Sinn in Zweifel ziehen zu lassen, daß ich mich ganz und gar in dem Bann, den dieser musikalische Zauberer ausübt, gefangen habe. Es ist so etwas ganz Eigentümliches in diesem Spiel, daß man keine Worte dafür hat. Eine solche übermächtige Gewalt, solch ein zugleich liebliches und doch unheimliches Locken und Zittern, das Klavier hört auf, Klavier zu sein, alle Instrumente greifen ineinander, und dazwischen klingen Naturlaute wie Blättersäuseln und Donnerrollen. Kurz, wer ihn nicht gehört hat, der weiß nicht, was ich sagen will. Seine Fertigkeit ist übermenschlich, und die Art, wie er diese ungeheuren Schwierigkeiten ausführt, läßt jede Mühe und Anstrengung vergessen. Ich hatt einen guten Platz und konnte recht zusehen. Ganz unheimlich wurde mirs, es ist, als wenn er wie durch dämonische oder magnetische Kraft die Töne heraufbeschwöre und die Hände nur planlos nachlässig hin und her schleudere oder bewegungslos ruhen ließe. Zuweilen auch bei Kraftstellen fährt der ganze Mensch wieder in die Finger und zittert mit jedem Haar vor der Gewalt des eigenen Schaffens. Kurz, ich sage Dir, es ist gar nicht umsonst, daß man solch Aufhebens macht. — Es kann wirklich nicht mehr seinesgleichen geben. — Er ist kein Künstler im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern eine Erscheinung, ein Phänomen. Feuerbach hatte denselben Eindruck, und nun will ich Dir die Stücke noch erzählen. 1. Ouvertüre von Tell. Ganz in der kühlen Erwartung eines modernen Effekttaschenspielerstücks sitze ich da — da beginnt so einfach das Violoncello, die Glöckchen, endlich das Gewitter, dann Horngeschmetter pp. — da war alles Kunsträsonnement, was ich mir hochweise vorgesetzt hatte, verflogen, ich konnte kaum atmen, noch weniger kritisieren. Hierauf ein Andante aus Lucia Lammermoor — nicht gefallen. Abgerissenes, sentimental jämmerliches Zeug — dann Phantasie aus Don Juan. In Erinnerung geblieben

„Gib mir die Hand mein Leben" das Zerlinchensgeplauder wunderbar — endlich das Champagnerlied schäumend und sprudelnd wie der Champagner selbst. 3. Variationen von Beethoven (As-dur-Sonate) höchste Einfachheit, kein Vorschlag, kein Nötchen mehr — kein Dehnen und Ziehen der modernen Art, ohne allen Effekt, nach neuer Methode, nichts als die Komposition in vollkommener Vollendung. Einiges hab ich in dieser Sonate anders gefühlt, und bleib auch noch dabei, dennoch läßt sich nichts Schöneres denken. — Hierauf Mazurka von Chopin. Endlich — Erlkönig von Schumann. Darüber läßt sich eigentlich gar nichts sagen, weil man sich im Grauen der Geisterwelt selber fängt und sich fürchtet, wie das arme Kind. — Hier sind die verschiedenen Stimmen wie gesprochen, zuletzt geschrien, dazwischen die flüsternde Geisterstimme, und das Leben der Begleitung, bald im Sturmestoben, bald wie Blättergelispel. Der Schluß hat mich trotz der absoluten Vollendung des Vortrags oder des Erschaffens, denn so macht es sich geltend, verkrüppelt, ich kann den Rezitativschwanz nicht leiden. — Zuletzt kam ein chromatischer Galopp, der dann alle mechanische Kunst und Kunststudie in einer gefälligen Piece vereinigt. Wer Liszt als einen gewöhnlichen Klavierspieler gelten läßt, irrt sich arg. Dieser Geist und dieses Feuer sind Genie im eigentlichsten Sinne des Wortes. Auch das Materielle ist Genie, da bleibt nichts Gelerntes übrig. — Nun hast Du drei Seiten über ein so oft und vielbesprochenes Thema. Ich wollte, ich hätte Dir unmittelbar darauf schreiben können, als der Eindruck noch frischer war, und sich mit einigem Heulen und Zähneklappern äußerte. Jetzt ist schon gar viel Alltagswust wieder darüber gefallen und hat das Flämmlein ausgedrückt. Es heißt, Liszt käme im Dezember wieder. Ich glaube es schwerlich, daß er noch einmal spielen wird, denn der Saal war nicht einmal gefüllt. Dafür soll er sich reichlich mit Spöttereien und Champagner amüsiert haben, Baumgärt-

ner war sein sauvegarde, er hatte die Bestellung übernommen. Gute Nacht.



An Emma Herwegh.

Freiburg, 31. Juli 1846.

Liebe Frau Herwegh!

Schon während Ihres Hierseins freute ich mich kindisch auf den Moment, ich welchem ich Ihnen würde schreiben dürfen. Wundern Sie sich nur nicht, wenn ein so verkommenes Geschöpf wie ich, das mit zugenähten Lippen durch die Welt geht, leichter mit dem Gänsekiel zurechtkömmt, als mit dem lebendigen Wort. Ich bin der belebenden Eindrücke so ungewöhnt, daß ich immer nachher erst einige Zeit in der Stille brauche, um meinen Gewinn mir selbst anzueignen. So danke ich Ihnen denn auch jetzt erst mit vollem Bewußtsein und aus voller, tiefer Seele, daß Sie in unsern Gefängniswinkel so freundlich hereingeschienen haben. Obschon ich fast glaube, daß Ihre Prophetengabe an mir zuschanden werden wird, so ist mir's doch ein großer Trost, daß ich noch die Fähigkeit hatte, Sie beide zu begreifen, mich Ihrer zu freuen; darin liegt noch ein Stückchen gesunde Lebenskraft. Um die Welt gesünder und besser zu machen, brauchen Sie eigentlich nichts, als sich öffentlich zu zeigen, Hand in Hand, Aug' in Aug', und trotz aller Eng- und Hartbrüstigkeit würde dann jeder Zuschauer einen freien Atemzug und einen Gedanken voll Liebe als Entree zahlen. So dankbar bin ich, Sie kennen gelernt zu haben, daß ich selbst an unserm tollen, köstlichen Abschiedsabend nicht vor Schmerz weinte, sondern vor Freude und feierlicher Rührung, weil ich fühlte, daß so nur gute Menschen und Freunde scheiden können, und daß es so auch eigentlich nicht geschieden, sondern erst sich nahegekommen heißt. Was ich in Ihnen gewonnen, verliere ich im ganzen Leben nicht wieder —

Glauben an Menschen. Wenn ich Ihnen auch sonst nur wenig wert sein könnte, so müßte Sie dies doch freuen.

Ludwig reiste ziemlich wohlgemut und fidel nach Schwalbach ab. — Ich wollte, er hätte Sie in die Schweiz begleitet; es wäre ihm, dünkt mich, besser gewesen. Mein Mann ist leider, wie immer, sehr angegriffen. Er grüßt Sie aus einem Meer von Geistes- und Körperqualen. Ach, über das alles läßt sich nichts sagen. Wir müssen's tragen, und keins kann dem andern helfen!

Das blonde Kind*), welches Ihnen die zärtlichsten Grüße schickt, schwelgt im Andenken der vergangenen Tage und hebt jeden Moment in feinem, treuem Herzen für ihren Bruder auf. Wir zählen nun Tage und Stunden, bis Anselm kommt. Dann will ich mit meinen Kindern in den „anzüglichen" Bergen streifen und Ihrer gedenken.

Ich schreibe nicht mehr, da diese Zeilen nur ein Gruß sein sollen, den ich Ihnen aus Egoismus schicke — dazu ist mein Brief lang genug. — „Bleiben Sie uns gut", ist eigentlich alles, was ich sagen kann und darf.

Dero Hochwohlgeboren dem Herrn Geheimerat habe ich noch extra einen Gruß auszurichten von Monsieur Viktor, unserm Kater, der mir gestern in einer vertraulichen Stunde unter still seligem Spinnen und Schnurren offenbarte, wie glücklich er sich in dem Gedanken fühle, daß der Dichter unserer Zeit sein graues Fell streichelte. — Er bedauerte nur, daß er nicht im Winterpelz seine Aufwartung machen konnte, indem seine Don Juansnatur ihn gegenwärtig etwas heruntergebracht hat. —

Und nun Adieu — von ganzem Herzen glückliche Fahrt auf Ihrem Zugvogelleben! Bei uns haben Sie sich ein ganzes Nest

*) Emilie.

voll Liebe gebaut, in das in Ihrer Abwesenheit gewiß niemand anders schlüpft.

Ihre treue Henriette Feuerbach.



An Emma Herwegh.

Freiburg, den 15. November 1846.

Meine liebe, liebe Frau Herwegh!

Gestern erfuhr ich von Herrn Siebold, daß Sie noch immer in Montreux verweilen, und das ist mir ein wahrer Trost, weil nun doch noch ein Briefchen von mir an Sie abgehen kann und darf. — Ich hätte schon lange geschrieben, wenn ich nicht fürchtete, Sie wären der Himmel weiß wo hingeflogen, indem ich den von Ihnen bestimmten Termin allerlei Hindernisse wegen versäumte. Vor allem tausend Dank für Ihren lieben Brief, der mich sehr erquickte und erwärmte. Ich hatte tags vor seiner Ankunft viel mit Anselm (junior) von Ihnen geredet, und denselben Morgen zeichnete er eine Germanenschlacht, in welcher die Hauptfigur ein germanisches Weib ist, die ihr Kind den zurückkehrenden Flüchtigen unter die Füße zu schleudern droht, um sie in den Kampf zurückzutreiben. — Sie steht hoch auf der Wagenburg mit fliegenden Haaren. Als ich's zum erstenmal sah, war ich frappiert: „Das sieht Frau Herwegh ähnlich", sagt' ich, und Anselm erwiderte: „Seltsam, ich dachte auch an sie, und stellte mir sie ohngefähr so vor." Indem kam der Briefträger und brachte Ihren Brief, und wir freuten uns doppelt des anmutigen Zusammentreffens. Die Germanierin ist Ihnen aber so ähnlich geworden, daß, stehen Sie nicht daneben, es für ein Porträt gelten kann. Ich erzähle Ihnen das alles, weil ich meine, es müsse Ihnen und Ihrem Manne Freude machen.

Anselm war acht Wochen hier, und das war eine recht glückliche Zeit, obschon auch manch Schweres und Bitteres sich hineinmischte

und ich auch wieder recht meine Unfähigkeit zu genießen tief und schmerzlich empfinden mußte. — Es geht eben nicht, wenn der Mensch mehr tragen soll, als er kann — da gibt es innerliche Schäden, die keine Zeit mehr ausheilen kann. Ich möchte Ihnen von dem jungen Menschen viel erzählen, und es ist auch viel von ihm zu sagen, doch wär's mir lieber, Sie kennten ihn selbst, was Ihnen Freude machen würde. Er ist sehr schön geworden, ganz antik, und sieht aus wie ein junger Apoll, sein Kopf paßte auf eine griechische Statur, dabei sehr gewandt und elegant, eine frische, ganz freie, ganz selbständige Natur — trotzig, kühn, weich, wild, zart, stolz, demütig, heftig, ungeduldig, rücksichtslos, und doch im ganzen gleichmäßig artig, anständig, die angenommenen Formen des Lebens skrupulös einhaltend, übermütig lustig, ernst und tief melancholisch, feurig leidenschaftlich, und doch Maß haltend in allem, ein echter, gesunder Mensch an Leib und Seele, mit allem, was die Jugend herrlich und unbequem macht, so erschien er mir, nachdem ich im stillen die ungeheure Veränderung zu überschauen vermochte, die in anderthalb Jahren mit ihm vorgegangen war. In seiner Kunst hat er große Fortschritte gemacht, die alle Hoffnung für die Zukunft geben. — Ich habe nur die eine Sorge, daß er verwöhnt wird durch das Bewußtsein, allenthalben beim ersten Auftreten die Herzen zu gewinnen, denn dies Talent besitzt er in hohem Grade, dabei eine bedeutende Portion Eitelkeit — doch hoffe ich, sein bis zum Ekel steigender Abscheu vor Gemeinheit und Lächerlichkeit wird ihn mit seinem gesunden Sinn und seiner Begeisterung für die Kunst vor leerer Gefallsucht bewahren. — Hier machte er schon viel Glück bei den Damen — die mitteljährigen nannten ihn „den kleinen Raphael, Römer" usw., die alten „schöner Anselm, lieber Anselm, süßer Anselm", und die jungen Mädchen sagten mit niedergeschlagenen Augen und feinem Lächeln „der junge Feuerbach", „der interessante junge Maler!" —

Vorderhand ist er nach Düsseldorf zurück und wünscht dann später auf einige Monate nach Antwerpen zu gehen, was aber Lessing*) mißrät, so daß ich noch nicht weiß, wie sich die Sache machen wird. Ich denke, wenn auch jetzt noch nicht, wird er Sie später doch gewiß in Paris oder sonstwo heimsuchen, und wenn er fortfährt, körperlich und geistig sich in der bisherigen Weise zu entwickeln, so werden Sie sich seiner freuen.

Sonst steht es bei uns ziemlich beim alten. Ich kann nicht sagen, daß Feuerbach mehr, aber auch nicht, daß er weniger leidend ist. Seine tiefe, herrliche, edle, aber unglückselige Natur atmet nur in Qual und Marter und nährt sich von finstern Ideen und Anschauungen. Hier geht ein Dichtergeist zugrunde an der Zeit, der er in seinen gebannten Verhältnissen nicht gewachsen ist. Wie mancher edle große Mensch wird noch an dieser Klippe scheitern. Einige — eigentlich viel Hoffnung (wie denn der Mensch immer heimlich hofft, wenn man sich's auch nicht eingesteht) setze ich noch immer auf Heidelberg, wo in diesen Wochen die Sache bei Fakultät und Senat vorliegt. — Sind auch die Menschen und das Leben und der Geist derselbe, so sieht man doch nicht so gar viel schwarze lange Röcke, worauf bei meinem Mann viel ankömmt, weil die Phantasie sein Hauptquälgeist ist, und vielleicht bekommt man etwas mehr Geld, was für mich sehr gut sein wird.

Kapps — Herr und Frau — waren ein paar Tage hier, auf der Durchreise nach — ich weiß selbst nicht wohin. — Er ist entsetzlich dick geworden und ist eine lebendige Garantie für Falstaffs „der Kummer bläst den Menschen auf". — Es wurde viel gelandtagt, sonst aber waren es die lieben, treuen Freunde wie immer. Von Ludwig hörten wir unmittelbar nichts, wohl aber erhielt ich vor einigen Wochen einen lieben und sehr vertrauten Brief von seiner Frau, aus dem sich manches zwischen den Zeilen heraus-

*) Arzt.

lesen läßt, was nicht darin steht. Sie will gerne mit ihrem Kindchen aus der allzugroßen Einsamkeit heraus und gedenkt zu meiner großen Freude in unsere Nähe sich zu wenden. Ludwig ist nach ihren Nachrichten wohl und sehr tätig, obgleich es ihm im Anfang seiner Rückkehr sehr schwer wurde, in Bruckberg sich einzugewöhnen. Bertha schreibt auch, sie seien entschlossen, im Fall wir Ostern nach Heidelberg kämen, vielleicht schon im Herbst völlig dahin zu ziehen. Jedoch glaube ich es von Ludwig noch nicht sicher, weil er überhaupt in äußeren Dingen bis zur Krankheit unentschlossen ist.

Eben hatte ich Besuch von zwei Klosterdamen weiß und schwarz, ehemalige Lehrerinnen von Emilie, und die haben mich dermaßen aus dem Konzept gebracht, daß ich einen förmlichen Anlauf nehmen muß, um meinen Brief zu schließen, mit dem Sie überhaupt sehr vorlieb nehmen müssen, indem ich in demselben Zimmer schreibe, in welchem Emilchen mit drei guten Freundinnen sich amüsiert. Daß sie Ihnen eine Million Grüße sagen läßt, versteht sich von selbst — sie ist wohl und munter und freut sich auf die Winterkälte, wo ich Ärmste, als Mondfigur postiert, die bitterste Langeweile ausstehen und meine Stockfischnatur in der größtmöglichsten Blüte entfalten kann.

Und nun leben Sie wohl, liebe Frau. Ich freue mich von ganzer tiefer Seele Ihrer künftigen Autorschaft, und wünsche Ihnen einen kleinen Helden nach Ihrem Herzen, Ihnen und der Welt zur Freude und zum Glück. — Ich denke mir es schön, Mutter zu sein, und als kleines hilfloses Kind zu lieben, was uns später . . . .

Wieder eine Visite, und zwar ein Stück Universität. Dazu trinken die Mädchen Kaffee und zwitschern wie die jungen Vögel. Keine Möglichkeit, weiterzuschreiben!

Vergeben Sie den konfusen Brief und hoffen Sie in Zukunft bei besserer Muße auf bessere Schreiberei. Ich würde das Gesudel

nicht fortschicken, wenn ich nicht fürchtete, daß es morgen zu spät sein wird.

Schließen Sie uns in Ihre freundlichen Gedanken ein, grüßen Sie Ihren Dichter, und bleiben Sie immer ein wenig gut Ihrer

Henriette Feuerbach.



An Emma Herwegh.

1. Januar 1847.

Liebe — liebe Emma!

Ich will mir ein gutes Neujahr machen und an Sie schreiben. Ihren Brief habe ich so recht mit ganzer Seele durch und durch genossen, und danke Ihnen vielmal dafür. Glauben Sie mir nur, es gibt wenig Menschen, die es zu würdigen und zu genießen verstehen, wenn jemand, den sie in ihrem Innern hochstellen, ihnen wirklich und wahrhaftig gut ist wie ich. Solch ein sicheres Bewußtsein ist mir ein Schatz, ein Lebensreichtum, ein festes Kapital, von dessen Zinsen ich lebe und zehre. Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie habe kennen lernen, denn ich war fast am Punkt, mich selbst als völlig für das zu nehmen, für was die andern mich hielten. — Ich war so demütig geworden, so resigniert auf mich selbst, daß mir auch das Gewöhnlichste imponierte, wenn's nur mit Sicherheit auftrat. Ich hatte einen merkwürdigen Respekt vor meinen Frau Kolleginnen selbst, und weil ich mich aber dennoch und dennoch unverstanden fühlte, so hielt ich mich für völlig dumm — und eigentlich bin ich es auch wirklich bei Zeiten. Doch das Bewußtsein, daß dieser Zustand nicht meine eigentliche Natur ist, haben Sie zuerst wieder in mir zum Leben erweckt. Sie mit Ihrem freien, völlig bewußten, ganz aus sich aufgerollten und entwickelten Wesen können sich nicht vorstellen, wie es mir oft zumute ist, wenn ich alles fühle, was in mir lebt und arbeitet, Tiefes, Großes, Gutes,

und doch in siebenfaches Gewölk eingewindelt bin, und noch von außen mit Stricken gebunden, so daß nichts herauskann, alles erdrückt und erstickt wird. Wie Sie so schnell den Schlüssel gefunden haben, so daß mir ein einziger Gedanke an Sie schon Luft macht, weiß ich nicht zu sagen. Neulich lernt ich eine niedliche Frau kennen, die unglücklich verheiratet und geschieden und sich mit einem talentvollen Künstler versprochen hat. Sie ist ein ganz selbständiger Charakter, hat einen originellen Geist, der aber noch ganz naiv und kindlich in allerliebsten poetischen Spielen umherhüpft. Sie gefiel mir sehr, und ich verstand sie besser, als sie sich selber, aber glauben Sie, daß nur ein leiser Hauch über meine Lippen kam, der ihr das zu verstehen gab? — Bewahre! Sie ließ in tugendsamer Altjungferngesellschaft ihre netten Lichterchen spielen und glitzern, alle Augenblicke durch einen guten Gefühlsmoment erwärmt, und merkte in ihrer Herzensunschuld gar nicht, daß ihre Zuhörerinnen, die ihre Liebenswürdigkeit priesen, auch keine Silbe von dem kapierten, was sie eigentlich wollte. Ich nahm Abschied von ihr auf wahrscheinlich Nimmerwiedersehen, mit einem leeren Kompliment, ohne irgend ein Zeichen des Anteils; ohne Zweifel dachte sie, das ist eine langweilige Person, und damit fertig. Sie heißt Frau Grab und führt auf einem Gut bei Baden eine humoristische Wirschaft mit einem Pudel und einem Kater und ein paar Verwaltersleuten.

Das alles erzähle ich so geschwätzig, weil es mir schwer wird auf ein trübseliges Thema zu kommen, welches ich noch im Hintergrund zurückhalte. Vorerst noch meinen freundlichen Dank für Ihre Erzählungen und Beschreibung Ihres Pensionshaushalts. Bedauern will ich Sie eigentlich nicht über die Trennung von Ihrem Herzenskleinod, — denn Sie beide können eigentlich gar nicht getrennt werden, die Gedanken und Empfindungen finden sich gewiß jeden Moment auf einer sicheren Mittelstation zusammen,

und dann genießt sich auch nachher die liebe Gegenwart um so süßer. Aber dennoch kann ich mir Ihre Einsamkeit, noch dazu in Erwartung einer wenn auch freudigen, doch verhängnisvollen Zeit, wohl vorstellen, und möchte gerne ein heiter freundliches Wörtchen dazwischenwerfen, wär ich nur nicht selbst ein so armes, verlassenes Ding mitten in der Heimat, das seine Fühlhörner alle Augenblicke verdutzt und schüchtern herausstreckt, um sie eben so schnell verletzt und geknickt wieder einzuziehen.

Ich habe Ihnen entsetzlich viel, und entsetzlich Schlechtes zu erzählen. Das alte Jahr hat für uns mit einem Theatercoup geschlossen; leider war das Stück ein sehr tragisches Vexierspiel. Vielleicht wissen Sie schon aus irgend einer miserabeln deutschen Zeitung, daß unsere Hoffnung auf Heidelberg schmachvoll betrogen wurde. Nachdem mit stetem Hinhalten und Versprechen achtzehn Monate vergangen waren, endlich die Universität einstimmig Feuerbach erwählte und vorschlug, und wir stündlich die formelle Bestätigung erwarteten, lasen wir in der Zeitung nebst dem Ministerwechsel mit dem Anhängsel zugleich die Ernennung des Ministerialrat Zell an die Professur der Archäologie in Heidelberg. Kaum glaublich — unerhört und doch wahr. — Eine politische Konstellation, die diesen Herrn entfernt haben wollte, wahrscheinlich noch einige Einflüsterungen von anderen Seiten, eine Unvorsichtigkeit Kapp's, am Landtag begangen, dies alles mochte zu dieser sauberen Katastrophe mitgewirkt haben. Diese Christbescherung traf zwei Tage vor Weihnachten ein. Auf Feuerbach hat der Schlag furchtbar gewirkt. Zuerst war er aufgebracht, das war noch ein Trost — ich aber sah schon das schleichende Ungetüm, diese finstere Stumpfheit und Apathie im Geiste nachziehen, die leider jetzt schon wieder auf seinem Wesen lastet mit all ihrer furchtbaren, lähmenden Schwere und Hoffnungslosigkeit. Ich habe auch recht innerlich gelitten, für ihn, für die Kinder und für mich. In der Christnacht schrieb

ich einen Brief an den Minister, voll Schmerz, Stolz und Indignation, dabei löschten die Tränen meinen Brouillon aus. Er wurde recht gut und würdig. — Als er fertig war, dauerte mich's, daß so ein Stück lebendig Leben an einen Minister sollte abgehen. Endlich schickte ich ihn doch fort. Mit umgehender Post bekam ich Antwort, voller Freundlichkeit und wohlmeinender Worte, Versprechen, Trost usw. — Der hiesige Kurator kam auch gelaufen, wahrscheinlich weil er die Weisung bekommen hat, Feuerbach zu beruhigen. Ich gebe sehr wenig auf all die Sachen, doch war es eine kleine Satisfaktion, daß mein wunderlicher Einfall etwas eingeschlagen hat. Ich glaube freilich auch, daß der gute Mann noch keine solche Epistel in seinem Leben gekriegt hat. Nun wissen sie wenigstens, was man denkt. Ich möchte Feuerbach gerne überreden, daß er seine Quieszenz verlangt, nach Heidelberg zieht, und dort irgend etwas treibt — vielleicht Gastvorlesungen an der Universität. — Um den Ausfall in pekuniärer Hinsicht zu decken, wünschte ich auch, daß er über das Vorurteil hinauskäme, durch welches mir verboten ist, für unsern Unterhalt zu sorgen. Ich kann sehr gute Klavierstunden geben, obgleich ich oft selbst nicht zu spielen vermag. (Es geht mir damit wie mit meinem ganzen Wesen. Zu Zeiten kann ich die Leute weinen und lachen machen, und dann wieder keinen Finger rühren, wie zum Beispiel, als Sie hier waren.) Warum darf und soll ich das Talent nicht benützen, um uns Not und Sorgen zu ersparen? Es ist eben ein Elend, daß wir so arm sind, weil mein Mann diese Armut nicht als eine unverschuldete Widerwärtigkeit, sondern als eine demütigende Schmach trägt. — Freilich, er ist in vornehmen Verhältnissen aufgewachsen. — Was mich betrifft, so war ich immer arm und würde keine Schande darin finden, mein Brot mit meiner Hände Arbeit zu verdienen — doch besser, als die Erziehung der Kinder mit Not, Angst und Schulden zu erkaufen, wie wir es tun müssen.

Wie das alles sich wenden und fügen wird — ich weiß es nicht. Recht müde bin ich, das gebe ich zu. Mit dem steten Sichselbstvergessen will's auch nicht mehr recht fort. Ist es das Alter, oder bin ich schlechter geworden, zuweilen regt sich etwas Egoismus, der kaum zu überwinden ist. Ich habe Wünsche, Bedürfnisse, die mich allein betreffen, so etwas kannte ich früher nicht. — Ach Gott — nur einmal möchte ich acht Tage ohne schwere Sorgen, ohne Kummer leben, nur eine Woche — damit ich doch wüßte, was es heißt, ein Mensch sein, leben. — Bisher lebten wir elend, jetzt wird's ein Tod bei lebendigem Leibe sein; ich meine oft — ich kann's und kann's nicht mehr ertragen. Mein Verlangen nach einer freundlicheren Umgebung, nach Heiterkeit und Seelenruhe ist oft wie ein schmerzhafter Kampf, ich sterbe vor brennendem Durst darnach, ich winde und ringe mich ab, unter der Last eines Schicksals, das zu schwer, zu hart für meine Natur ist. Ein großes Unglück, das einschlägt wie der Blitz, das könnt ich eher tragen, aber dieser fortgesetzte Druck, den der Einfluß eines durch und durch erkrankten Gemütes auf mich ausübt, saugt nach und nach alle Lebenskraft aus den Adern des Geistes.

Verzeihen Sie — ich lasse mich recht gehen. Ich habe niemand, dem ich sagen kann, wie mir zumute ist. Nun sitz ich so allein da, es ist 12 Uhr nachts — und da schwillt das Herz über. Lassen Sie sich's eben gutmütig gefallen.

Emilie dauert mich auch recht, daß das arme Kind ihre schöne Jugend so trübe verleben muß. Es taugt ihr gar nichts, und ich bin ihr in dieser Beziehung so wenig nütze als der Vater. Wir lieben uns sehr, dennoch aber sind unsere Naturen zu sehr verschieden, um ein ganz inniges Verständnis möglich zu machen. Sie geht mehr zum Beispiel in das Kappsche Haus oder zu Feuerbachs in Nürnberg. Ich bin äußerlich zu tot für sie, und das, was dafür entschädigt, die gemütliche Tiefe versteht sie nicht recht. Ich möcht

ihr gerne ein recht freundlich Los bereiten, weiß aber leider keinen Rat dafür.

Von Anselm haben wir gute Nachrichten. Er hatte indessen einen Strauß mit Herrn von Schadow, der ihn als Schoßkind und Famulus verhätschelte und quälte, von welchen beiden Obliegenheiten er sich durch ein aufrichtig Wort losmachte, und jetzt in Ruh und Frieden an der Akademie arbeitet. Zu Weihnachten schickte er uns sein wunderhübsch gemaltes Porträtchen, mit dem schwarzen Hütchen, wie er es hier trug. Das Bild ist reizend, erinnert in der Art der Anlage an die Van Dyckschen Porträts, so lieblich vornehm guckt es aus dem goldenen Rähmchen heraus, über alle die gemeinen Nöte des Lebens hin, daß man sie billig auch drüber vergessen sollte. Dieses Kind ist auch mein einzig reines Gut, was ich im Bewußtsein habe, und an dem ich mich über dem Wasser halte. Was Sie über Lessing sagen, dünkt mich vollkommen wahr. Dennoch sind er und Sohn als Porträtmaler die einzigen, von denen man malen lernen kann. — Die geistige Richtung muß und wird Anselm sich gewiß selbständig bahnen. Sein fester Plan ist, sowie er so weit, einen guten Studienkopf zu malen, nach Belgien zu gehen, auf längere oder kürzere Zeit — je nachdem er sich am Platze fühlt.

Von da, hab ich ihm einstweilen Hoffnung gemacht, kann er Sie vielleicht in Paris besuchen, wenn es sich so glücklich trifft, daß Sie gerade zu dieser Zeit anwesend sind. Vielleicht im Laufe des Sommers oder im Herbste — ich weiß das noch nicht genau. Anselm hat einen Freund gefunden, an den er sich mit voller und tiefer Seele angeschlossen hat — ein junger Genremaler (aber bedeutend älter als Anselm); er ist nach Antwerpen voraus.

Von Ludwig hörte ich seit meinem vorigen Brief an Sie nichts mehr. — Bertha scheint mir die völlige und personifizierte Resignation. — Sie tut alles, für und um ihres Kindes willen. Viel-

leicht kommt sie künftigen Sommer nach Freiburg, wenn wir denn doch hierbleiben.

Wenn ich mir Ludwig so in der tiefen Einsamkeit in seinem Bruckberg denke, wird's mir auch ganz schwindlig. Da waren Sie denn doch auch äußerlich der gute Engel, der Ihrem Mann und Geliebten über die widerlichsten Klippen des alltäglichen Lebens hinweghilft. — Leider Gottes ist das Geld eine Macht, die auch innerlich mehr wirkt und aushält, als man gewöhnlich glauben und zugestehen will.

Nun bin ich aber so schläfrig und müde, daß ich meinen Brief morgen fertig schreiben will, und heute mit einem freundlichen Gute Nacht meinen Kopf auf's Kissen legen. — Sie dauern mich wahrhaftig, daß Sie dies lange Gekritzel lesen müssen.

2. Januar. — Heute habe ich den halben Tag Noten geschrieben für Sie, und nun nur noch einen herzinnigen Gruß, an den sich die Meinigen anschließen. Auch der junge Anselm, der Ihnen tausendmal für Ihre Liebe und Freundlichkeit dankt. Ich habe ihm alles geschrieben. Emilie hat sich heute Locken schneiden lassen, die ihr allerliebst stehen. Sie erinnert daran recht an ihre Mutter. Das gute Kind liebt Sie auch sehr. Leben Sie wohl und bleiben Sie recht gut Ihrer

Henriette F.

Wenn Sie an Ihren Wanderer*) schreiben, so bitten Sie ihn auch, daß er uns nicht ganz aus dem Gedächtnisse verliert. Ich hätte Ihnen noch eine Masse Dinge zu sagen recht tief von innen heraus, aber es wird zu viel. Ich wollte, ein neugieriger Postbeamter, der auf staatsgefährliche Geheimnisse sinnt, wenn er Ihren Namen sieht, machte den Brief auf — der hätte seine liebe Not. —

*) Georg Herwegh.

An Emma Herwegh.

Freiburg, den 14. Juni 1847.

Gute — Teure — Geliebteste. — Was soll ich Ihnen sonst noch für süße Namen geben?

Seit vier Wochen freue ich mich in Gedanken an Sie. Einmal vierzehn Tage über Ihren Brief, und dann wieder vierzehn Tage auf meine Antwort. Ich hatte allerlei Sorgen während Ihres Schweigens, glaubte Sie krank oder meinen Brief verloren; daß Sie mir nicht mehr gut sind, das dachte ich nicht. Nun sitz ich in der Laube und laß mich von der lieben Junisonne bis auf die Knochen durchbrennen. Das gehört auch zum Schreiben, daß einem das Blut warm durch die Adern kreist, und ich möcht Ihnen so gerne ein Stück Leben statt einem Blatt Papier schicken.

Daß ich in den letzten Wochen stündlich Ihrer gedachte, brauch ich Ihnen nicht zu versichern. Und ich tat dies mit solcher Zuversicht, daß Sie selber Ihre Freude daran haben müßten. Womit andere sich abquälen und ablamentieren, so denk ich nur, das machen Sie still und fertig in Fried und Einigkeit mit der Natur ab, und aus den Schmerzen erwächst Ihnen ein neuer Liebesschatz, der Ihr Glück und Ihre Liebe nicht tiefer, denn das ist unmöglich, aber weiter, umfangreicher macht. Ich hoffe sehr, daß nun alles überstanden ist, und diesen Zeitpunkt wollt ich auch erwarten, sonst hätte ich Ihnen gleich geantwortet, wie mein Herz begehrte.

Tausend, tausend Dank für das herrliche Gedicht und den lieben Gruß des Dichters. Ach Gott, ich bin's gar nicht wert, und doch hab ich es begriffen, und weiß nun, was ich nie ausdrücken konnte, warum Herwegh so ganz anders ist als alle andren Menschen — Dichter — Helden. „Wer liebt, der gehet in den Tod für eine Schäferstund'?" — Er ist der Liebende — vielleicht der einzige, der liebt, während die andern nur gemeine Kurmacher oder tyrannische Ehemänner der Freiheit zu sein trachten. Das hab ich in

dem Gedicht verstanden, ein Schmerzensschrei der tiefsten Liebe, all ihre Qual, das Herzblut — das Mark des Lebens strömt drin, und daß es so süß, so melodisch klingt, das muß den Dichter zugleich stolz und wehmütig lächeln machen. So fühl ich's, und daß Sie nun seine Freiheit und seine Liebe sind, nicht als Surrogat, verstehen Sie mich recht, sondern als die lebendige, Fleisch und Blut gewordene Idee seines Lebens und Wesens. Ich habe mich selten, vielleicht noch nie eines eigenen oder fremden Glückes so verständig freuen können wie des Ihrigen. Das beste Zeichen davon ist mein guter Glaube an seine Unzerstörbarkeit. Ich meine immer, daß jeder Mensch großenteils sein Schicksal aus sich herausschafft, so wird auch in allen Fällen Ihre gesunde, kräftige Natur den nächsten Lebensverhältnissen die nötige Heilkraft für momentane Störungen mitteilen, die freilich nirgend ausbleiben.

Auf Ihren lieben, lieben Brief möcht ich Ihnen gerne Zeile für Zeile antworten, aber es will nicht recht gehen. Die Sonne ist noch nicht heiß genug für mich frostige Person. Sie müssen eben auch zwischen den Zeilen lesen, und es ist wahr, wenn man sich alles sagen kann, so braucht man sich am wenigsten zu sagen. Mit dem Schreiben ist es noch ärger. Ein Stückchen Lebenslauf müssen Sie aber doch noch haben. Leider ist das kein anmutig Geschenk. Wären nicht die zierlichen Rebblätter, die auf dem Papier hin und herspielen, die Bienen und Fliegen, die ihr Käferlied summen, und die langen Grashalme, die zur Laube hereinrücken, ich möchte gar nicht fortfahren.

Feuerbach ist seit vierzehn Tagen von einer Erholungs- und Badereise zurück, die aber, fürcht ich, wenig Erfolg haben wird. Auf Heine's Rat brauchte er Sturzbäder und von kaltem Wasser in Gleisweiler bei Landau. Der Winter war so schwer, daß ich nichts davon sagen mag. Gott weiß, was die Zukunft bringt; ich sehe alles dunkel vor mir. — Die Wallungen nach dem Kopf haben sich

seit diesem Winter auf beängstigende Weise erhöht, sodaß auf der rechten Seite die Adern der Stirne bedeutend gegen die andere Seite angeschwollen waren. Denken Sie sich diesen steten Blutandrang, ein heftiges, melancholisches Gemüt, Grimm und Bitterkeit im Herzen, und völliges Unvermögen, sich zu beschäftigen. In einer etwas milderen Schattierung ist es auch jetzt noch so. Nach Heidelberg glaube ich nicht, daß wir noch Hoffnung haben, und wenn auch, wir nehmen unser Unglück mit, wo wir auch hingehen. Was jetzt die Bitterkeit und Trostlosigkeit über eine verfehlte Zukunft schadet, das hätte vielleicht in Heidelberg übermäßige Anstrengung verdorben. Es bleibt nichts übrig als zuzusehen. Mit welchem Gefühl trostloser Ohnmacht ich dies tue, und mit welcher Masse von bitteren Nebendingen, die mich Unschuldige doch wie Geistesqualen drücken, können Sie am ersten sich denken, weil Sie sich die Mühe genommen haben, mich kennen zu lernen, eine Gunst, die mir selten genug zuteil wird.

Freiburg und die Universität ist Feuerbach nun schrecklich verleidet, das ist so begreiflich nach allem Vorangegangenen — aber was tun! Ich bin immer noch für Quieszenz, da sie uns doch nicht viel abziehen können. Feuerbach hat schon zweiundzwanzig Dienstjahre. Auf der anderen Seite fürchte ich die Gefahr einer gänzlichen Untätigkeit. Wenn der Ärmste doch nur eine andere Frau hätte, vielleicht wär er gesünder und heitrer — O — wenn Sie wüßten, wie mich der Gedanke martert — doch stille. — Warum soll ich ewig lamentieren; damit wird nichts besser gemacht. Emilie war dieses Frühjahr zugleich mit ihrem Vater auf Reisen, in Heidelberg und Wiesbaden. Sie hat sich auf den traurigen Winter gut ausgelüftet und war unsäglich vergnügt; morgen erwarten wir sie zurück, da wird es wohl einiges Heimweh nach der Fremde setzen. Ich war also vier Wochen ganz allein zu Hause. Die Ruhe tat mir auch gut, denn ich war diesen Winter zum Erschrecken blaß

und mager geworden. In den ewigen Kämpfen und Sorgen zersplittert man sich so; alles fährt ordentlich auseinander ohne Halt und Mittelpunkt, da sucht ich mich denn in der Einsamkeit wieder ein wenig zusammenzuklauben. Was ist das ein Glück, sich ganz zu fühlen. Jeder Gedanke, der ganze Geist, jede Empfindung, das ganze Herz. — So weit bring ich's, aber nicht mit meinem zerfetzten Stück Leben und Persönlichkeit.

Von Anselm in Düsseldorf haben wir gute Nachrichten; ich weiß noch nicht, ob er nächsten Herbst oder erst nächste Ostern nach Antwerpen geht. Feuerbach will gerne haben, daß er einen Abschluß macht in Düsseldorf, und Anselm möchte gleich durchbrennen. Wann er Sie aufsucht, weiß ich noch nicht, aber geschehen wird es jedenfalls, wenn auch erst über's Jahr. Um mit Nutzen reisen zu können, muß er doch auch erst etwas Tüchtiges gelernt haben. Was die Menschen dort (in Düsseldorf) betrifft, so sind die Proben, die ich davon zu sehen bekam, von einer grenzenlosen Oberflächlichkeit.

Ein Teil der Familie, bei welcher er in Kost ist, war hier bei ihren Verwandten. — So zierlich, so gespitzt, so fein und fertig, und dabei so zum Grauen und Erschrecken leer an Herz und Sinn; ach, Liebste, ich konnte kein Wort mit ihnen reden, es war mir, wie wenn man mir ein Brett vor den Kopf und einen Knebel in den Mund schnallte. Anselm dauert mich, daß seine Hausgenossen eine solch betrübte Meinung von seiner Mutter bekommen mußten, aber ich konnte nicht anders, und froh will ich sein, wenn er aus dieser anspruchsvollen und doch so nichtigen Umgebung heraus ist.

Solchen Menschen gegenüber drückt mich aber auch, glaube ich, nur die Armut. Jeder prüfende Blick auf unsere kahle Stube war mir eine Marter. Das ist eine Schwachheit, aber Feuerbach ist noch viel schlimmer in diesem Punkt als ich. Zum Stundengeben versteht er sich nicht, ich begreife das auch, so gern ich alles aufböte,

um unsere Lage zu verbessern, so habe ich diesen Plan aufgegeben, weil ich sehe, daß es ihn tagtäglich verletzen würde. Nun habe ich wieder einen anderen Einfall, bei dem ich ein wenig auf Rat und Hilfe von Ihnen hoffe.

Voriges Jahr bekam ich durch ein ganz zufälliges Zusammentreffen den Text zu einem Kupferwerk aus dem Französischen zu übersetzen und verdiente mir damit in vier Wochen beinahe hundert Taler. Das Werk selbst kam in Paris heraus, und die dort gelieferte deutsche Übersetzung war so fürchterlich schlecht, daß der Herausgeber sie selbst verwarf und von einem Bekannten hier eine neue verlangte; auf diese Weise kam es an mich halb im Scherz, das Gold aber war Ernst.

Nun dacht ich, wenn Sie mir vielleicht irgend ein nagelneues französisches Werk aussuchten, so könnte ich durch eine Übersetzung mir eine kleine Summe verdienen. Ich möchte Feuerbach sogar gerne in ein Seebad verhelfen. Ein Buchhändler wird sich ja dann doch wohl zum Verlage finden, wenn auch nicht zu Freiburg, doch vielleicht in der Nähe. Oder kann man in Paris selbst dergleichen brauchen? So gut wie ein anderer ordinärer Übersetzer kann ich es auch, und was die Wahl betrifft, so ist mir's gleich, weil es weder zu meinem noch zu jemand anderes Amüsement geschieht, sondern nur um der Bezahlung willen. Sie werden das sehr betrübt und gemein finden, aber ich stehe so, daß mir das eher eine Annehmlichkeit als eine Last ist, deshalb bitte ich Sie freundlich, das heißt, wenn Sie wieder ganz wohl sind, ein bißchen Rundschau zu halten in den französischen Literaturzeitungen, und mir Rat zu geben, wie und was ich anfangen soll. Belletristisch oder geschichtlich gilt mir gleich, nur ein Name, der zieht. Denken Sie sich, die Glückseligkeit, wenn ich ein paar hundert Gulden selbst *verdient* hätte, und Feuerbach könnte eine weitere Reise machen, darüber würde ich zehn Jahre jünger werden. Nicht wahr? —

Wenn Sie ganz hergestellt sind, beraten Sie sich ein bißchen auch mit Ihrem Manne. Ach — er ist ja so gut und steigt gerne einen Moment von seiner Höhe herab, um mir armen Schelm zu etwas zu verhelfen. Diesen Sommer und Herbst hätte ich so gar gut Zeit. Ihr „Vielleicht kommt Georg ein paar Tage zu Ihnen" wirft uns ein helles Licht auf die nächsten Monate, und wir halten einstweilen an der Hoffnung fest. — Dann würde er doch wohl auch mit Ludwig zusammenkommen. Von ihm haben wir lange nichts gehört, als daß er fleißig an der Herausgabe seiner zweiten Auflage ist. Bertha hat mir vor zwei Monaten einen ganz verzweiflungsvollen Brief geschrieben, er klingt wie ein Testament, indem sie mir die Sorge für ihr Teuerstes, ihr Kind, vermacht. — Gott — welch ein Abgrund von Leiden und Unglück in dieser Familie. Ich sehe übrigens noch immer nicht klar, wie die Verhältnisse stehen. Ludwig scheint eben unglücklich und unzufrieden in seiner Einsamkeit, ohne doch sich zu einem dezidierten Schritt entschließen zu können. Bertha wollte hierher zu mir, aber Ludwig wollte es nicht gerne haben. — Ich begreife das so sehr, er hat nichts als sein Lorchen, und das kann auch wieder die Mutter nicht entbehren. Bertha ist viel — viel unglücklicher als ich — noch viel gedrückter — für sie wäre ich noch eine Stütze, während ich selbst noch immer umhergreife. Indessen ist die älteste Schwester Helene aus dem Missionshaus in Basel heimlich weggegangen, hat sich einem Mönch in die Arme geworfen, ist katholisch und Nonne geworden. — Was sagen Sie dazu? Lange wußten wir nicht, wo sie sich nur aufhielt, endlich kam man ihr auf die Spur, sie wohnte in einem Dörfchen bei Zürich. Von hier aus schrieb sie mir endlich, nun sollte ich hin, um zu sehen, was zu tun ist, da wurde Feuerbach ernstlich unwohl; indessen trat sie über und ließ sich als Novize einkleiden. Die Mutter und Brüder wissen noch kein Wort davon, ich wage nicht, diese Nachricht meinem Manne zu hinterbringen;

bei seiner Reizbarkeit könnte es schlimme Folgen haben, und zittere ich, sowie ihr Name genannt wird. Seltsames Verhängnis — diese Familie, so überschwänglich begabt, und alle — alle unglücklich, da ist auch kein Anhaltspunkt — der Abgrund ist geöffnet.

Meine Liebe, Teure, verzeihen Sie, daß ich Ihnen so vorschwatze. Ich mache mir selbst Vorwürfe und mag doch nicht aufhören.

Nun soll es aber doch ernstlich ans Abschiednehmen gehen. Ach — ich schreibe Ihnen so gerne, mir ist, als hätt ich jedesmal ein gut Teil der Schollen abgeschüttelt, unter denen mein Herz begraben liegt. — Sie gehen ans Meer — das sind Klänge wie aus den Märchen von Tausend und einer Nacht — das Meer! —! Nun, da trinken Sie in der fessellosen Luft frische Kraft und Seelenfreiheit, und der Wellenschaum soll allen Schmutz und Staub des Lebens von Ihren Pariser Sohlen spülen. — Es geht Ihnen ja gewiß gut, es kann ja nicht anders sein, so sag ich mir immer mit fester Zuversicht, wenn die Sorge für Sie in dieser verhängnisvollen Zeit mich beschleicht. Seien Sie tausendmal gegrüßt, das große und das kleine Paar (?) und allen Segen, den ein redlich Menschenherz nur wünschen kann. Feuerbach grüßt Sie innigst. Er hat mir das Gedicht genommen und für sich behalten, der böse Mensch. Sie müssen mir einmal aus dem Papierkorb ein Blättchen von Ihrem Dichter stehlen, damit ich doch auch 'was aufzuheben habe. — Ich bin ordentlich für Sie froh, daß ich jetzt aufhöre — nur muß ich noch sagen, daß ich eine Tiroler Zither habe; die klingt so tief und eigen, wie wenn ein gefangener Geist drin flüsterte und weinte. Mit wahrer Leidenschaft gehe ich jetzt ans Lernen. — Das ist etwas für mich. —

Adieu — Adieu! Bleiben Sie stark, gesund und immer gut Ihrer

Henriette F.



An Emma Herwegh.

Freiburg, 9. Oktober 1847.

Ich entschuldige mich heute gar nicht wegen meines langen Schweigens auf Ihren letzten Brief, Liebe — Gute — (ich spreche diese Allerweltsworte im tiefsten und heiligsten Sinn aus —). Sie bekommen in ungefähr vierzehn Tagen einen womöglich noch längeren Brief nach Berlin, worin ich mich Ihnen ganz selbst schicken will, und auch alles erzählen, warum und wie, und alle Falten aufdecken, und alle verlegene Ware aufschütteln. Ich war zu Zeiten unwohl und hatte viel Trübes und Peinliches, das teilweise auf so geheimen Gemütsverfassungen beruht, daß ich weit ausholen müßte, um mich Ihnen recht verständlich zu machen. — Kurz — ich konnte eben nicht schreiben, das heißt Ihnen (sonst schon Briefe, so viel man will). — —

Mein Verhältnis zu Ihnen ist mir ein Heiligtum, in das ich nur in geweihten Stunden treten mag; ich will mir's rein erhalten und nicht mit ordinärem Lebensschlamm bespritzen. Wie ich Sie von Herzen liebe, das müssen Sie wissen und fühlen, und Ihr heutiger Brief hat mir auch wieder so viel Mut und Freudigkeit gegeben. Ich kann's eigentlich immer nicht recht begreifen, daß Ihnen wirklich viel an mir liegt, weil ich mich doch so gedrückt und matt und leer fühle. — So nehm ich's an, als ein unverdientes Geschenk, das ich nur mit Hingabe meines ganzen Selbst erwidern und belohnen kann. Ist's auch nicht viel, so ist's doch alles, was ich habe.

Wie sind Sie freundlich, meinen lieben Jungen sehen zu wollen. Fast möcht ich sagen, leider ist er noch hier, und kann bis zu Ihrer Reise nicht in Köln sein, weil er in Karlsruhe zum Großherzog muß, der Ärmste — wegen eines Stipendiums! Das muß den nächsten Mittwoch über acht Tage sein, wo Audienz ist, sonst würde er augenblicklich reisen, um Sie zu sehen. Aber vielleicht kommen

Sie im Rückweg wieder über Köln; dann bitte ich Sie, Anselm nach Düsseldorf nur mit einem Wort zu benachrichtigen. Seine Adresse ist: A. Feuerbach bei Frau Trenelle an dem Elberfelder Bahnhof. Sollte sich Ihre Reise verzögern, und Sie erst bis zum 23. bis 24. Oktober in Köln sein, dann kann er auch kommen und bittet nur um ein Wort. Sonnabend, den 23., wird er in Düsseldorf wahrscheinlich eintreffen. Was wäre das eine Freude für das gute Kind! — Wir haben seit sieben Wochen zusammen schöne und trübe Stunden verlebt. Ich muß Ihnen auch über ihn viel sagen. Es ist ein prächtiger Mensch, so jung, so frisch, und doch macht mir wieder manches Sorge. —

Das alles führt heute zu weit. — So hübsch und reizend ist er noch immer und wird's, hoffe ich, immer mehr, bis er auswächst. Gegenwärtig fängt die Knabenstimme an sich zu brechen; der Ton, der sonst so unangenehm ist, hat so etwas rührend Kindliches an ihm. Ach Gott, wenn Sie ihn nur sehen könnten — ich wäre ganz glücklich. Er grüßt Sie tausendmal und dankt Ihnen mit schwerem Herzen, denn es tut ihm zu sehr leid. — Nun noch meinen Dank und Antwort wegen der Übersetzung — Sie Gute, Freundliche, Vorsorgliche! Ich begleite Anselm nach Karlsruhe, damit er nicht die widerwärtigen Geschäfte ohne Hilfe und Rat abmachen muß. Nur will ich noch mit nach Heidelberg hinüber, und vielleicht im Namen eines dritten Unbekannten mit Welcker oder Kapp sprechen, daß sie den Buchhändler Bassermann in Mannheim fragen. — Wenn sich etwas macht mit der polnischen Revolutionsgeschichte, so gebe ich Ihnen dann augenblicklich Nachricht. Ich muß mir das alles selbst besorgen, da mein Mann leider zu allem zu angegriffen ist, und denke es besser mündlich abzumachen. Dies geschieht von jetzt an in acht Tagen. — Ich kann nicht sagen, wie Ihre Sorge und Liebe mich rührt. Mit der George Sand wär's freilich prächtig. Ich habe schon öfters einiges von ihr aus Privatvergnügen über-

setzt, weil mir die deutsche Bearbeitung so schlecht vorkam. Wenn Sie wieder in Paris sind, will ich Ihnen einmal was davon schicken. Ich muß eilen, der Brief muß fort.

Tausend Liebesgrüße Ihnen und Ihrem Schatz und Reichtum. Ach — ich möchte zu Ihnen fliegen — und wenn ich's könnte, so würd ich armes Ding doch nichts können als weinen. —

Ihre Henriette.



An Emma Herwegh.

17. November 1847.

Liebste Emma!

Schauen Sie mich mit Ihren freundlichen tiefen Augen nur nicht an, sonst schäme ich mich meiner Wortbrüchigkeit — und doch, was nützt es, daß ich viel Umstände und Entschuldigungen mache. Lieber seinen Freunden sich in aller Schwachheit hingeben — das tue ich nun.

Verzeihen Sie mir, es war nicht Undankbarkeit, nicht Lieblosigkeit, nicht Vergeßlichkeit — sondern etwas Schlimmeres als das. Traurigkeit, Dummheit und Leerheit. Zwar weiß ich nicht, ob es heute besser sein wird — aber ich habe doch die Feder in der Hand. Ich habe mich überwunden, Herz und Mund zu öffnen, und so ist der schwerste Bann nun schon gebrochen.

Für Ihre letzten zwei Briefe, die lieben, süßen, kräftigen, trostreichen, habe ich Ihnen so oft mit dem Herzen gedankt, daß ich kaum noch Worte weiß, um all das Langempfundene und Genossene zu wiederholen. Sie fühlen das wohl auch selbst, viel besser, als ich es sagen könnte, wenn ich mich nun wieder einmal ganz aufrichtig und offen vor Sie hinlege.

Was zuerst Ihre Güte und Sorge und wegen meines damals ausgesprochenen Manuskriptes betrifft, so hab ich leider bis jetzt davon nichts profitieren können. — Nach Ihrem ersten Brief

befolgte ich augenblicklich Ihren Rat. Ich schrieb an Ludwig, worauf seine Frau erkrankte, aber so, daß ich daraus merkte, er habe keine rechte Lust*). — Da dacht ich, gar zu große Delikatesse hilft auch zu nichts, und schrieb noch einmal mit der direkten Bitte, doch einen Versuch zu machen. Darauf habe ich aber seit drei Monaten gar keine Antwort erhalten. — Auf Ihre zweiten Zeilen wegen „la révolution polonaise" wendete ich mich an Welcker, und bat ihn, Bassermann in Mannheim zu fragen. Auch keine Antwort. — Dann versucht ich's noch mit einem wunderlichen Gedicht der George Sand. „Les sept cordes de la lyre", von dem nur eine sehr mangelhafte Übersetzung vorhanden sein soll, und das gerade in meinen Kram taugte, weil alles oder wenigstens sehr viel dabei auf die sorgfältigste und reinste Sprache ankömmt, was ich sehr liebe — Ich fragte bei einem andern Heidelberger Buchhändler an, — ebenfalls keine Erwiderung. Was will ich also machen! Feuerbach ist nicht dazu gemacht, sich einer solchen Besorgung ernstlich zu unterziehen, also bleibt mir nichts übrig, als in Geduld zu warten, bis sich eine Gelegenheit bietet. Selbst etwas schreiben — ja Liebste, wenn ich könnte! Sehen Sie; ich bin nicht dumm, das weiß ich schon, und habe manchmal leidliche Gedanken, aber sie sind, vielleicht durch den Druck meiner Verhältnisse, zu beschränkt geblieben für unsere Zeit. Ich habe keinen Grund und Boden, auf dem ich stehe, kein Verhältnis zur Welt. — Das Leben ist an mir vorübergegangen und hat mir nichts gelassen oder gegeben als mich selber, aller Beziehungen durch außen [bin ich] los und ledig.

In mir bin ich schon tief genug, um etwas schaffen zu können, auch dünkt mich zuweilen, daß ich ein Talent, wenigstens eine gewisse Leichtigkeit und Zierlichkeit habe, mich schriftlich auszudrücken,

*) Der Sinn ist wohl: „Worauf er mir schrieb, daß er infolge Erkrankung seiner Frau sich um nichts kümmern könne."

aber das ist nicht genug. Mein Verstand ist zu begrenzt für die Zeit, ich habe keine Übersicht, keine Einsicht der Geschichte, und, was das Traurigste — keine Begeisterung, kein Feuer. Ich bin ein ganz persönliches Wesen, für einen geliebten Menschen will ich zehntausend Tode sterben, für eine Idee habe ich kein Herz. Das ist ein Mangel in meiner Natur, oder durch Verhältnisse erzeugter, ich weiß es nicht. Diese Beschränkung, deren ich mir selbst vollkommen klar bewußt bin, ist mein Unglück. Geist und Gemüt sind angelegt, etwas Tüchtiges zu schaffen, aber der innere Herd ist kalt und öd, es brennt kein Feuer, das die Kräfte zur Bewegung in Tätigkeit bringen könnte. Mein einziger Sporn ist eigen Unglück oder fremdes Leid, das macht mich energisch.

Nun können Sie sagen, „Schreiben Sie aus sich — es ist immer interessant, einen Menschensinn, der nicht zu den gemeinen gehört, in aller Wahrheit sich entfalten zu sehen." Das ist auch wahr, aber nun kömmt wieder ein Gefühl der Eitelkeit, des Stolzes und der Scham hinzu, das mich hindert. Ich habe nichts als mich — das ist wenig in den Augen der Welt. Um ohne äußern Anhaltspunkt etwas Bedeutendes aus mir selbst zu schaffen, dazu reicht meine Kraft und mein Talent nicht zu, und doch ist mir das wenige, was ich eben bin, wieder so heilig, es ist mein alles, ich habe sonst nichts als meine Gedanken und Empfindungen. — Soll ich die profanieren, ohne daß etwas dabei herauskommt, ohne daß jemand eigentlich sich daran erquicken kann, weil bei der höchst erreichbaren, für mich erreichbaren Vollendung eben erst das liebe Ich, eine kränkliche lückenhafte Organisation desto mehr heraustreten muß. Ich habe ja nichts als Wahrheit —, keine Empfindung, keine Begeisterung, keine Phantasie, keinen poetischen Flug. Ich habe es schon versucht und dadurch einen Ekel vor mir selbst bekommen. Das ist alles, was ich über diese Sache sagen kann. — Auch bin ich gerade wegen dieser Angelegenheit nicht so weit-

läufig gewesen, sondern weil's mir überhaupt sehr lieb war, einmal ganz offen meine Gebrechen aufdecken zu können, und so aufrichtig zu sein, daß es, wie Ihre Landsmännin Rahel sagt, „eine Schande ist". Nach all dem muß ich aber doch noch sagen, daß ich mich in schlaflosen Nächten mit ein paar Schwarzwälder Kindermärchen herumtrage. Aber welche Qual, daß ich alles poetisch empfinde und doch nichts erfinden kann. Wenn noch etwas draus wird, will ich sie dem kleinen Lorchen schenken. Geld, was ich so notwendig brauchte, kann ich doch nicht verdienen, und die Armut, mein größter Fluch, weil er mich demütig macht, bleibt doch an mir haften, oder vielmehr an den Meinigen, denn ich bin weder reich noch arm für mich selbst. Aber sorgen und sparen an jedem Pfennig und sich ewig in allen möglichen Lumpereien zurückgesetzt sehen, eben wegen einer Lumperei, das macht mich so dumm, daß ich mich selber ganz verliere.

Doch jetzt genug von diesen Dingen. Es drängt mich recht, Ihnen zu sagen, wie ich mich gefreut habe über all Ihre guten Nachrichten, den kleinen großen Mann, der schon so gestiefelt und gespornt in unsere arme Welt gesprungen ist, und daß es Ihnen gut geht, über Ihren Aufenthalt am Meer, und selbst über Ihre Reise nach Berlin, von der ich freilich aus Zeitungen mehr und Näheres erfuhr, als aus Ihrem letzten Brief. Ihr Paßkampf hat mich amüsiert, da alles glaublich ist, so war's anfangs ein Grund mit, daß ich Ihnen nicht nach Berlin schrieb, weil ich dachte, Sie könnten am Ende höflichst wieder zum Tore hinaus bekomplimentiert oder wenigstens mein Brief aufgemacht werden, was mir unangenehm gewesen wäre. Jedenfalls hätt ich dann recht klein und undeutlich geschrieben, um ihnen einige Not zu machen. — Aber auch dazu konnt ich nicht kommen. Es verging ein Tag nach dem andern — bis heute. Wenn ich alles schreibe, was mir alles im Kopfe steckt und erzählt sein will, so kriegen Sie ein ganzes

Buch. Dieser Tage dacht ich schon insgeheim daran, ob Sie wohl über Köln zurück sind, und ob Sie Zeit hatten, meinen Liebling zu sehen. Ach wie viel wäre mir das wert. — Er war diesen Herbst zehn Wochen hier bei uns; darin ist für mich ein ganzes Leben. — Seine Entwickelung ist geistig und körperlich herrlich vorgerückt, auch hat er große Fortschritte in seinem Studium gemacht, doch ängstigte mich eines kläglich, nämlich der Beginn des Feuerbachschen „seiner Laune nachgeben" — sich mit melancholischen Stimmungen umhertragen, ohne rechte Willenskraft, tüchtig dreinzuschlagen, um die Nebel zu verjagen. Später, als ich ihn näher kannte, denn in einem Jahr muß man ein solch junges Naturkind immer wieder von neuem studieren, beruhigte ich mich drüber, weil ich fand, daß diese traurige Stimmung dennoch nur großenteils von unserm häuslichen gedrückten Leben und so manchem Mangel an Bequemlichkeit oder einer kleinen Eleganz herrührten, an die er gewöhnt ist, und sie um desto schmerzlicher für uns in den hiesigen Verhältnissen vermißte. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes hier waren ganz eigentümlich reizend. Es fiel ihm zum erstenmal ein, einen kleinen Roman zu spielen, und selbst noch völliges Kind, suchte er sich ein anderes Kind von vierzehn Jahren, nicht hübsch gerade, aber sehr lebhaft, originell, mit großen schwarzen Augen, die ganz verwundert in die Welt gucken. Sie erinnern sich vielleicht noch dunkel der kleinen Antonie Siebold, die aussieht wie eine Kreolin und scheu und flink wie ein Reh über Stock und Stein springt. Die beiden Kinder waren so reizend zusammen, so rührend unschuldig und lächerlich naiv, daß man kein liebliches Gedicht ersinnen könnte. Zum Glück war der etwas philisterhafte Herr von Siebold in Venedig bei den Naturforschern, und seine Frau, eine nachsichtige Mama, die zu meiner Verwunderung fein und nobel genug fühlte, um die Schönheit und Anmut dieses ganz duftig feinen Verhältnisses zu begreifen. Sie

tat alles, was sie Anselm nur an den Augen absehen konnte, hätschelte, schmeichelte ihm auf alle Weise und half dadurch ihrem eignen Töchterchen aus aller Verlegenheit und Grübelei. Wir waren drei Wochen lang — denken Sie, drei Wochen lang, fast täglich zusammen, und die Mamas ertrugen ihren Opferlamms-beruf so geduldig, als hätten sie selbst ihre größte Freude dran, was freilich auch eigentlich der Fall war. Ich freute mich, weil ich Anselm täglich heiterer und blühender sah, das Bild der jugend-lichen Kraft und Gesundheit, und Frau von Siebold ihrerseits war sehr eitel, daß das junge Ideal, wie sie ihn nannte, ihr Töch-terchen auszeichnete; sie wußte nicht süße Namen genug für ihn zu ersinnen. So tanzten die Kinder zusammen, sprangen und rannten auf Spaziergängen über Hecken und Gräben, und des Abends wußte es Anselm geschickt zu berechnen, daß er die Kleine vorauskriegte; dann führten sie die naivsten Gespräche, die den Müttern zu Hause wiedererzählt wurden. Ein paarmal gab Frau Siebold in ihrem hübschen Saal kleine Tanzgesellschaften. Da führten die jungen Leutchen Märchen auf. — Antonie machte die Prinzessin Dornröschen, die hundert Jahre am Spindeltisch schläft — Anselm war der Königssohn; der sah mit Federbarett und blan-kem Schwert wunderbar schön aus, und es war der kleinen Prin-zessin nicht zu verdenken, daß sie gerne aufwachte und aus ihren rosa Gazeschleiern herausschlüpfte. Sie war auch so vergnügt, als wäre sie keine Prinzessin. Nachher nannte sie Anselm halb schel-misch graziös „Dornröschen", darauf schafften sie das „Herr Feuerbach" und „Fräulein Antonie" ab, und zuletzt im Eifer und Wirrwarr des Spieles kam gar manchmal ein kindliches Du heraus. — Der Abschied wurde durch die Rückkehr des Papas etwas gestört, ging aber doch ganz lustig vonstatten, ohne alle Sentimentalität von beiden Seiten. — Ein Sträußchen, von Heidelberg gesendet, war die Schlußzeile dieses echten Frühlingsgedichtes. Anselm

genoß die ganze Episode mit doppeltem Bewußtsein. Im Moment war er mit all seiner Lebenskraft glückliches ausgelassenes Kind, und zu Hause, dann mußte er selbst über sich lachen und fand seine Kinderei zugleich komisch und köstlich. Er konnte in einer Stunde die tiefsten Gespräche führen wie ein Mann, der nur von seinem Beruf erfüllt und begeistert ist, und dann in der nächsten vor dem Spiegel seine Charadenkostüme mit derselben Wichtigkeit probieren. Heine in Germersheim (Ihr lieber Mann kennt ihn) beurteilte ihn auch so. — Er schrieb mir: „Er habe Anselm nach verschiedenen Seiten hin genau beobachtet und in ihm eine ganz neue und bedeutende Erscheinung gefunden. Ein kindliches Herz bei der Gereiftheit und Klarheit eines Mannes, eine Künstlernatur vom echten und reinsten Schlag, und den wunderbarsten Reiz im Äußern und Benehmen." Ich wollte, Sie hätten das alles mit angesehen, es hätte Ihnen Freude gemacht, und auch die Kleine, die zuletzt nichts mehr wünschte, als über's Jahr ein Knabe zu sein, damit sie Anselms Freund werden könnte, was doch viel hübscher sei, wäre Ihnen selbst lieb geworden. —

Bis Heidelberg habe ich Anselm begleitet. Da war mir's recht eigen. Ich wohnte drei Tage lang bei Welckers, und der schöne Neckar, über den sich abends im Mondschein die Bergschatten so zärtlich warm hereinlegen, und das schöne Schloß machten mich wehmütig. — Es ist doch noch eine Luft, die man atmen kann — ich war nicht vergnügt in Heidelberg, aber ich lebte doch — —. Bei Kapp's war ich viel; sie sind fürstlich eingerichtet in ihrem Waldhörnchen. Herr Kapp sieht etwas kummervoll aus, und hält schöne fließende Reden von der Hohenstaufen Schwerterklang, von Kettengeklirr und Rom. Abends im Mondenschein, nachts um 10½ Uhr oben am Philosophenweg geriet er über Anselm in Begeisterung, und gestikulierte im gelben Nanking... und schwarzen Samttalar: „Kolossale Natur! Die Idee der Schönheit personifiziert,

der Geist des Hauses Feuerbach! — Ein griechischer Apoll ins Leben getreten!" Ich mußte lachen, denn seine Begeisterung kommt mir immer wie der Superlativ am unrechten Orte vor, aber doch — wie wärmt einem selbst ein so warmes und ehrliches Herz! Er war so lieb gegen uns. Frau Kapp war auch sehr gut mit mir, aber Gott, was hat die Frau alles zu tun, und wie bewundert sie ihre eigne großartige Tätigkeit. Sie leistet Unglaubliches, glaube ich, aber es ist so betrübt, daß man sie gar nicht genießen kann; ich muß mich immer halb fürchten vor ihrem Hausszepter. — Der junge August hat mir außerordentlich gefallen; das muß ein lieber tiefer Mensch sein. Mit Johanna endlich habe ich herzliche Freundschaft geschlossen. Sie kam mir auch so traurig vor, so — wie soll ich mich ausdrücken — so weich und tief und dunkel, noch viel mehr als ich — ich fürchte, sie leidet viel, und wir waren sehr innig zusammen. Wir sprachen auch viel von Bertha und Lorchen, für das Johanna sehr zu sorgen scheint. Sie sagte, Bertha sei so unglücklich, daß nur der Tod noch hinzukommen könnte, um sie es noch mehr zu machen. Aber auch hier wie in Berthas Briefen sind alles nur dunkle Andeutungen, aus denen ich auf keinen festen Grund und Boden schließen kann. Sie hat vor, glaube ich, nächstes Frühjahr zu uns zu kommen, damit das liebe kleine Wesen Musikunterricht bekommt. — Von Ludwig hört ich gar nichts; es scheint, daß er auch mit Kapps in keiner Verbindung steht. — Von Ihnen sprach ich auch viel mit Johanna. Sie hat Sie sehr lieb, und es gab ein harmonisches Duo. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, ich fand an Johanna fortwährend einen gewissen sentimentalen Anstrich, der mir auch nicht ganz gesund scheint. Ich fürchte, daß die geistige Übertreibung des Vaters auf ihr Gemüt übergegangen ist, und daß sie daran zugrunde gehen muß. Vielleicht aber habe ich sie nur von einer Seite kennen lernen in diesen drei Tagen, und es ist ein Gegen-

gewicht vorhanden, das mir verborgen blieb. — Hoffmann von Fallersleben, von dem mein Töchterchen im Frühjahr ganz entzückt und enthusiasmiert war, habe ich auch gesehen, aber er hat mir unglücklicherweise furchtbar mißfallen. Ich will dadurch seiner Innerlichkeit nicht zu nahe treten, aber seine persönliche Erscheinung hat mir einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Zottig, schmutzig, eine Studentenkappe auf den Kopf gestülpt, die Tabakspfeife im Mund, voll langweiliger alter Anekdoten, die er erzählt, als seien sie ihm passiert, dabei einen höhnischen Mund, der im ganzen Gesicht herumfuhr. — —

Ich glaube, wir haben uns beide furchtbar mißfallen, denn Frau Kapp setzte mich neben ihn, und mich verkrüppelte seine Art und Weise so, daß ich während des Essens kein Wort sprechen konnte. Er soll zartfühlend, geistreich sein, und ein kindliches Gemüt haben; davon konnt ich selbigen Tags allerdings nichts merken. Freilich war es auch bald nach der Mannheimer Ausweisungsgeschichte, und es ist möglich, daß eine gezwungene rohe Lustigkeit nur den Grimm und Schmerz eines kranken und verwundeten Gemüts zudecken sollten. Die ganze Zeit, seit ich von ihm schreibe, quälen mich noch zwei Worte, die ich eigentlich nicht schreiben wollte, weil ich es gewissenlos und häßlich finde, so hart über einen Menschen zu sprechen, über den man bei näherer Bekanntschaft vielleicht ganz anders urteilen würde, aber es läßt mir keine Ruhe — burschikos, schmarotzerhaft! So jetzt bin ich ruhig. Die arme Emilie alteriert sich förmlich, — sie hat niedliche Sträußchen im Album, die er mit seinen dicken Fingern selbst ganz rührend gepflückt — ich kann das alles nicht zusammenreimen. Emilie war auch dieses Jahr so glücklich in Heidelberg, daß ihr vom Menschen bis zu Gras und Stein alles idealisiert vorkam. Das arme Kind taugt eben gar nicht in unser trübes Leben. Denn so sehr ich mich zusammennehme, bin ich eben doch auch zu Hause

sehr matt und tot, und dann sind wir auch wieder so sehr verschieden, daß wir uns nur gelten lassen, aber doch nicht im tiefsten Innern verstehen können. Sie flattert sich ab, wie ein Vöglein im Käfig, und ich kann doch nicht helfen. Freilich bezweifle ich auch, ob bei völliger Ungebundenheit etwas Kluges herauskäme. Emilie hat zu viel Ähnlichkeit mit ihrer ältesten Tante, der unglücklichen Helene von Dobeneck — und obschon sie ganz in's andere Extrem reichen würde, könnten doch die moralischen Folgen dieselben sein. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geschrieben habe, daß meine Schwägerin Helene in der Schweiz katholisch geworden ist, und ins Kloster gehen will. Die Mutter und die Brüder, auch mein Mann weiß noch kein Wort davon. Mich wunderte es gar nicht; von der Neigung zur Schauspielerin ohne Talent kann man auch Nonne ohne Talent werden. Die Frage ist nur, wie lange die Herrlichkeit dauert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ach — der November ist so schön, so blau, frisch und glänzend; wie schade, daß man, wenn man zu sorgen hat, noch betrübter wird, bei aller Herrlichkeit der Natur. Sie sagen so freundlich, Sie dächten an uns, wie an kranke Freunde, nicht wie an unheilbar verlorene. Für mich können Sie recht haben, denn ich bin auch viel besser und kräftiger; wie das gekommen ist, weiß ich selbst nicht. Aber mein armer Mann? Ach, dem ist nicht zu helfen. —

Während ich schreibe, steht Emilie neben mir und mißt und rechnet, um aus einem alten Ballkleid ein neues zu machen. Das gute Kind tanzt so gerne, und ich mache ihr auch die Freude, so oft ich kann. Sie ist ganz niedlich geworden, und Anselm hat auch ein recht liebliches Porträt gemalt, mit idealer Haaranordnung in blauem Atlas. Das Ganze nahm sich wunderhübsch aus. Emilie hat viel Geist und einen sehr feinen gespitzten Humor. Sie könnte reizend und interessant sein, wenn sie freieren Spielraum hätte. Gegen mich ist sie sehr lieb und gut, und hat auch manchmal ein bißchen

mit mir auszuhalten, wenn meine eigene Laune in Dissonanzen gestimmt ist, doch kommen auch Zeiten, wo das Blättchen sich wendet. Frühjahr will ich sie wieder nach Heidelberg lassen; da erlebt sie in Welckers Garten unter den Blüten ungeheure Dinge, und alle Märchen werden wahr, weil sie selbst eines ist — phantastisch aber lieblich, solange alles nach ihrem Köpfchen geht. Ist das nicht, da hebt sie es ganz vornehm und zuckt so etwas dédaigneuse von oben herab — wogegen Anselm bei solchen Veranlassungen flucht und stampft. Die Kinder machen mir doch so viele Freude, und ich will meinen Brief mit diesem Gefühl schließen und nicht undankbar sein. Ich hoffe, daß, je älter sie werden, desto mehr verjünge ich mich durch sie, bis wir vielleicht einmal noch auf ebenen Grund und Boden zusammenkommen. Es ist so was Köstliches um eine solche frische urkräftige Jugend; ich wollte, ich könnte recht wachen und sorgen, daß der Blütenstaub nicht zu bald von den Flügeln gewischt wird. Ich sehe jeden Tag mehr ein, wie dumm ich früher war, daß ich eigentlich gar keinen Begriff hatte, wie schön es ist zu leben. Erst durch die Kinder erfahre und begreife ich es.

So bin ich nun zu Ende! Denn einen neuen Bogen fange ich nicht mehr an, der Brief soll auf die Post, und ich will in der Liedertafel ein Stück des Mendelssohnschen Elias probieren hören. Ach — der Todesfall hat mich auch tief ergriffen. Wenn solche Menschen so früh sterben, schämt man sich ordentlich seiner eigenen unbedeutenden Existenz. Ich habe ihn vorigen und diesen Sommer hier gesehen, und vergesse den Blick dieser tiefen, reinen Geistquellenden und -strömenden Augen niemals. Ihr Mann hat auch solche Geistaugen, aber sie sind noch tiefer, menschlicher, nicht nur künstlerisch. Behalten Sie mich beide lieb. Feuerbach und Emilie grüßen innigst.

Von ganzem Herzen Ihre Henriette F.

An Georg Herwegh.

Freiburg, den 27. Dezember 1847.

Mein lieber verehrter Freund!

Ich darf doch so sagen, nicht wahr? Ihr lieber Engel von Frau hat mir von Leipzig aus geschrieben, daß sie mir bei Wigand die Übersetzung von den Memoiren der George Sand ausgewirkt hat. — Ich war heute mittag ganz toll vor Vergnügen darüber, so toll als ich nämlich sein kann, das ist gar nicht viel, einmal über die Sache selbst, die mir so viel wert ist, und dann über die liebende Vorsorge, mit welcher Ihre Emma immer an mich denkt. Ich kann nur mit der tiefsten und innigsten Herzensliebe ihr danken. Heute mittag konnt' ich vor Freuden nichts essen, es war mir ganz übel, weil ich's so gar nicht gewohnt bin — Kummer und Schmerzen kann ich viel eher ertragen. Wollen Sie denn nun so freundlich sein, mir so bald als möglich die beiden ersten Bändchen zu übersenden. Ich will mir alle Mühe geben und wie wahnsinnig arbeiten, damit es schnell und gut fertig wird, und mein lieber Protektor keine Schande an mir erlebt.

Tausend und abertausend Grüße. Ich habe das Herz so voll von Freude, auch wegen Anselm, der nun Ihre Frau in Düsseldorf sieht. Kurz, der Brief war mir eine solch' herrliche Christbescherung, daß ich die an diesem Tag vor einem Jahr eingetroffene (Heidelberg) völlig aus dem Gedächtnis verlor.

Ich schreibe recht bald ausführlich — heute will ich auch keine Minute verlieren.

Meinem armen Mann geht es gar nicht gut. Ach — nun kann er vielleicht nächsten Sommer eine tüchtige Reise machen. Das danke ich Ihnen — liebes gutes Herz, liebste Emma! Denn der Brief wird doch mit Ihnen zugleich ankommen. Sie sind so weich und gut, und doch so felsenfest und unerschütterlich. Ich gebe Ihnen die Hand, und will Ihrer würdig werden.

Mit ganzer Seele Ihre Henriette.

An Emma Herwegh.

Freiburg, den 3. Januar 1848.

Meine liebste Emma!

Ich will Ihren gestern erhaltenen Brief gleich heute in aller Eile beantworten. — Ich möchte Sie eben so gut trösten wie mich selbst, denn ich fühle es ganz, daß es Ihnen so leid als mir, und vielleicht noch weher tun mußte — mir wär' es an Ihrer Stelle gerade so gegangen. — Ich gestehe, daß ich gestern sehr niedergeschlagen war, ganz leidenschaftlich betrübt, denn ich hatte mich an den schönen Gedanken so fest gerankt, daß alle Wurzeln erschüttert waren, wie er ausgerissen dalag. — Ich schäme mich gar nicht zu sagen, daß ich mich einsperrte und bitterlich weinte, aber des Abends wurd' ich wieder vernünftig, ich gab mir das Versprechen, noch drei Jahre lang zu kämpfen und zu ringen, mit all' meinem bißchen Kraft, und wenn zehn Sachen mißlingen, die elfte anzufangen; wenn dann die drei Jahre um sind, und es ist nichts aus uns geworden, dann solls der Teufel holen, und ich kratze ab. —

Dies in mir abgemacht, und nun war ich wieder ruhig, — da kam eine liebe Bekannte zu mir, eine Französin, die, ohne geistreich zu sein, eine Energie des Gemütes hat, die beneidenswert ist — sie hat nach dem Verlust von ihrem ganzen Vermögen, sich mit Mann, Kind und Mutter vom Bettelstab in die Höhe gebracht. Ich half ihr in ihrer schrecklichsten Zeit, deshalb haben wir uns lieb. — Der vertraute ich die Sache, weil ihr Mann gerade aus Frankreich kam. — Sie meinte, sich zu erinnern, von den Memoiren gehört zu haben und versprach mir, ihren Mann zu fragen. Diesen Morgen erhielt ich inliegendes Billettchen von ihr, und schicke es Ihnen nun im Original, weil es doch vielleicht noch einer Frage wert sein möchte. Vielleicht unterrichtet Sie auch Wigand noch näher. Mein Mann meint, es sei doch kaum glaublich, daß ein Geschäftsmann wie Wigand so völlig in die Irre gehen könnte.

Jedenfalls, ob nun noch etwas daraus wird oder nicht, verspreche ich Ihnen standhaft zu sein — drei Jahre — aber nicht länger. Ich lebe vielleicht ohnedem nicht viel länger, denn mein hartes Leben hat doch innerlich schon ordentlich an mir gefressen. Ich bin darüber ganz auf eigentümliche Art besorgt, so wie über einen zweiten Menschen — weil ich mir persönlich nicht viel draus mache, aber doch entsetzlich betrübt wäre, wenn den Meinigen dies Unglück widerfahren sollte.

Von meinem Anselm habe ich Briefe bekommen. Was haben Sie den lieben Menschen glücklich gemacht. Er ist so erfüllt von Ihnen, hat Sie so mit seinem Geist und Herzen aufgefaßt, wie ich es erwartete — es ist ihm ein ganz neues Licht aufgegangen. Nicht wahr, ich habe Ihnen nicht zu viel von ihm gesagt? Er will um Ostern fort von Düsseldorf, nach Paris wahrscheinlich. Heute hab' ich nicht Zeit, mehr darüber zu schreiben; das nächstemal ausführlich. Ach Gott, wie ich Sie liebe, das wissen Sie wohl, und daß Sie mir ein Stück Leben sind, und noch dazu das beste, denn Sie haben mir im schlimmsten und verhängnisvollsten Moment die Hand gegeben, wo ich am Abgrund der Selbstaufgebung grad ganz versinken wollte. Sie haben mir das Leben gerettet und nun ist's mir eine Heimat, wenn ich nur an Sie denke. Ich will recht brav und wacker sein, und mich in die Höhe arbeiten, so gut ich nur immer kann. — Wenn man recht redlich und ernstlich will, sollte es dann nicht doch endlich gelingen. Feuerbach ist noch immer recht übel. Er kann nun nicht mehr schreiben und lesen, ist ganz untätig. Heute war er einmal wieder er selbst; das heißt lieb und freundlich, sonst ist er immer so sehr böse in seiner Krankheit, fast immer wütend über mich; das ist so schwer zu tragen. — —

Leben Sie wohl. Tausend Grüße. Ihre treue

Henriette.

Ich habe wieder einen sechs Bogen langen Brief auf dem Herzen, aber heute ist keine Zeit.



An Emma Herwegh.

Freiburg, den 6. März 1848.

Meine teure Emma!

Es ist eine lange Zeit, seit ich Ihren letzten lieben warmen Brief erhalten — so dünkt mich wenigstens, denn es liegt so ungeheuer viel dazwischen, daß man meint, statt zehn Tagen zehn Jahre damit ausfüllen zu können. Was haben Sie nicht alles in der Zeit erlebt, Herrliches und Abscheuliches, Fröhliches und Betrübtes. In diesen großen Weltereignissen verliere ich meinesteils mich selber fast ganz, ich muß mit meinem kleinen winzigen Ich in diesem Meer mir selbst unfühlbar werden, das beängstigt einen denn doch bei aller Demut und Hingebung. Bei Ihnen ist das was ganz anderes — Sie spannen die Segel auf beim Sturm. — Ach Gott, wie geht es denn Ihrem Manne, das hat mich ganz betrübt gemacht, daß ein so herrlicher Mensch krank sein sollte, es gibt ja genug, bei denen das ganz einerlei ist. Ich habe überhaupt den ganzen Winter viel Sorge um Sie gehabt. Wenn man selbst mit so viel Sorge und Qual umgeben ist, so sieht man so leicht alles Liebe nah und ferne mit einem schwarzen Schleier... Wollen Sie denn jetzt wirklich nicht in den schönen milden Süden und recht von innen heraus Gesundheit und neue Luft schöpfen? Ihrem Dichter würde das auch wohler tun, als sich in dem fürchterlichen Gewühl der beginnenden Organisation und dem Kampf der Parteien, der jetzt noch folgen muß, abzumühen. Freilich, ich verstehe das nicht, ich bin ängstlicher und kurzsichtiger Natur, ich kann nicht wissen, ob nicht Ihnen mit dieser Katastrophe die Verwirklichung eines Lebensprinzips aufgegangen ist. — — — Wir haben auch ein

Revolutiönchen gehabt, oder haben es vielmehr noch, und spielen hübsch Soldaten. Ich gestehe aufrichtig, daß ich noch gar nicht fähig bin, zu jubilieren über Freiheit und Vaterland, die Gewährsmänner sind mir zu wenig Respektspersonen und vor dem lieben vielbesprochenen Volksgeist habe ich auch keinen Respekt. Ich meine so: Wir werden ganz außerordentlich frei sein, genau so wie es unsere liberalen Herren Deputierten befehlen. — Unser Städtchen sieht ganz kriegerisch aus, alle Bürger und Studenten sind bewaffnet und spielen, wie gesagt, hübsch Soldaten gegen einige Jakobinermützen, die gerne etwas aus der Brühe herausfischen möchten. — Übrigens ist doch mit einem Federzug Preßfreiheit, Volksbewaffnung und Geschworenengericht gewonnen, und das will doch was heißen. — Jetzt schmachtet nur mein Herz nach einem, und ich lese deshalb alle Tage so sehnsüchtig die Zeitung, daß es nämlich Ihren Allerwertesten in Berlin an den Kragen geht — ja, das wünsch' ich, und doch bin ich die friedlichste Person von der Welt, Gott sei's geklagt. — Wenn's aber einmal recht los geht bei uns, dann tragen Sie die Fahne voran, und ich ziehe mit dem Verbandzeug als barmherzige Schwester hintendrein, natürlich nicht als graue oder schwarze im Dienst des lieben Gottes, damit er mir nachher in dieser oder jener Welt den Orden der Frömmigkeit umhängt, sondern einzig und allein deshalb, weil Wunden weh tun, und weil ich so eine Leidenschaft habe für alle Menschen, die Schmerzen haben.

Ja, wenn man nur etwas Rechtes zu tun hat auf der Welt, dann ist es lange gut, aber so immer stricken und flicken, und stets sich so eng im Kreise drehen, wie des Färbers Gaul in der Rolle, und dabei im Herzen noch Poesie und Enthusiasmus sogar haben — das ist ein Elend!

— —

Anselm hat sein erstes Bild in Düsseldorf vollendet und ist

dann ganz gloriós durchgegangen ohne einen Kreuzer eigenes Geld nach Nürnberg zur Großmutter. Er konnt' es nicht mehr aushalten, und das kann man ihm auch eigentlich nicht verdenken. Er schickte klugerweise einen Freund mit dem Bilde hierher, um des Vaters Mißfallen erst austoben zu lassen. Vor mir fürchtet er sich nicht; er weiß wohl, daß ich armes Ding unter dem Pantoffel meines Herrn Sohnes stehe. — Feuerbach war denn auch wirklich ganz verklärt über das Gemälde — eine mythologische Gruppe, ein alter Faun, der sein jüngstes Kindchen mit der Flöte eingeschläfert hat, während zwei andere mutwillige kleine Bengel immer Spektakel machen wollen; dazu eine einfache heimliche Landschaft am Wasser. Die Kinder sind so wahr und innig, das kleine schlafende Ding so wahrhaft rührend menschlich, daß man unwillkürlich dabei an das Liebste denken muß, was man auf der Welt hat. — Das Bild ist nach Karlsruhe zum Großherzog gewandert, aber freilich zur schlimmsten Zeit, an dem Tage, an dem die Nachricht von der Pariser Revolution ankam. Wer konnte das auch ahnen. In vier Wochen wird Anselm hierherkommen und dann vor der Hand nach München gehen. Bis er dann nach Paris kömmt, in späterer Zeit, sind Sie wieder zurück von der spanischen Reise.

Sie sind aber nur zu gut, daß Sie so Not haben wegen der Übersetzung. — Was ist zu tun? Vielleicht war's auch wieder gut, daß nichts draus wurde. Ich war auch nicht wohl; ich hatte viele Wochen lang alle Abende so sehr Drücken auf der Brust, besonders wenn ich des Tags viel schrieb; vielleicht hätte es mir geschadet. Man muß sich immer mit etwas zu trösten wissen. Aber was ich getan habe, darüber werden Sie einmal lachen, Kindergeschichten habe ich geschrieben. Märchen von Herrn Meerrettig und Fräulein Zwiebel, die im Keller Hochzeit hatten, und vom König Truthahn, gegen den sein Volk rebellierte; da mußte der arme Kerl mit Stief-

mütterchen besteckt als Hauptbraten beim Schmaus figurieren. — Lauter dummes Zeug, der Himmel mag's wissen, wie ich dazu kam, denn ich habe die Possen in großer Betrübnis geschrieben. — Einige ernste sind auch dabei. Anselm d. J. haben sie gefallen, er wollte Bildchen dazu machen — Emilie nicht so. — Ich weiß selbst, daß gar nichts dran ist, aber ich wollte doch einen obskuren Buchhändler ausfindig machen, der mir ein paar Louisd'or dafür gegeben hätte, und bei dem ich mich mit der Albernheit nicht zu schämen brauchte, aber nun ist kein Gedenken dran, die Zeit ist zu ernst zu solchen Kindereien, und ich selbst bin ganz aus der Stimmung gekommen, um die noch fehlenden gar fertig zu machen.

Sie glauben nicht, wie komisch und tragisch das war, ich in meinen schlaflosen und kummervollen Nächten, bleich und oft verweint, und dann doch wieder, wenn alles im Bett war, auf einmal ganz vergnügt mit meinen kleinen Puppen spielend. Ich habe mich was Redliches dabei heruntergemacht und ausgelacht — aber am Ende war es doch eine Arznei, die sich mein armer Sinn selbst verordnet hat, und deshalb mag ich mein Heftchen gerne leiden, wenn es auch keinen Heller wert ist. — Ach Gott, wenn ich nur was Kluges schreiben könnte, wie gerne wollt' ich's tun, und wäre es auch nur Ihnen zuliebe — aber ich weiß in der weiten Welt auch gar keine Form. — Briefe wäre das einzige, und an Sie allerdings wieder das einzige, aber ich dürfte nur denken, der Brief könnte einmal gedruckt werden, dann bin ich versichert, daß er so dumm und kalt und trocken wird, wie ich selber in Sieboldscher oder Woringscher Abendgesellschaft. —

Ja, wenn ich etwas erlebte, wenn ich hinauskäme! Wie ich neulich drei Tage in Heidelberg war, was hatte ich da nicht alles zu erzählen, und das war doch kein großes Envenement. Aber wenn man nur um Kranke ist und eine Trost- und Beruhigungs-

maschine Tag für Tag sein muß, wo sollen da frische gesunde Gedanken herkommen. Daß ich an Sie manchmal leidenschaftlich schreiben kann, das ist nicht mein, sondern Ihr Verdienst, weil, wenn ich nur an Sie denke, so hab' ich schon was Schönes erlebt, und bin aus meinen vier Pfählen ins freie Land hinausgereist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nehmen Sie's nicht falsch auf, aber in solchen Dingen bin ich in meiner Lage etwas hartherzig geworden. Ich meine aber immer, in einem gewissen Alter sollte man wissen, was man will, und einen Weg sich vorgezeichnet haben, klar und hell von innen heraus, wenn er auch äußerlich im Dunkel sich verliert. Das hab' ich recht gelernt in meinem Leben, und es reicht aus, wenn ich auch sonst nichts wüßte, nur was man sich selbst ist, kann man auch andern sein. Ich habe auch einst am verkehrten Ende angesponnen, und träumte ein Paradies von Selbstaufopferung und Hingebung, ach Gott, so frommlich und sentimental und wirklich so herzensgut, aber das ist alles Täuschung, und eine gewisse süße Faulheit, in der man noch mit dem wohlgefälligsten Gewissen von der Welt untertaucht und meint, man hat was Großes getan. Nun das ist auch vorbei, und das Kissen ist mir unter dem Kopf weggezogen. Nun möchte ich meine Erfahrung allen denjengen predigen, die noch darauf ruhen, weil gerade durch diesen Wahn den edelsten und besten Menschen am meisten Unglück geschieht. Ich bin recht begierig, wie sich all das den Sommer entwirren wird. In vier bis fünf Wochen kommt dann Anselm. Ich freue und fürchte mich darauf. Er versteht so wenig, das kranke Gemüt seines Vaters zu tragen, und begreift alle diese seltsamen Erscheinungen nicht, da mag ich reden, was ich will. Ach, lieber Gott, wenn Feuerbach nur geistig gesund wäre, wie glücklich könnten wir sein, und so ruht ein Fluch auf unserem Hause, der jedes frische Gedanken-

flämmchen gleich im Keim erstickt. Anselm brauchte einen väterlichen Berater, der noch die Kraft hat, die Jugend zu begreifen. Ach, mein armer Mann ist dazu nicht fähig, er kann sich nur ängstigen und quälen, ist bei dem geringsten Widerspruch verletzt, so bringt ihm die tiefe Liebe, mit der er an seinem Sohne hängt, nur Schmerzen. Ich habe nie eine edlere Natur in so schmachvollen Sklavenketten gesehen wie ihn. Es ist ein Schauspiel zum Verzweifeln. Die Zeit — ja freilich an der Zeit ist er zugrunde gegangen, aber wenn er nicht so eine kranke Natur hätte, so wär's nicht so geworden. — Ein gesunder Mensch, ein kräftiger, wird eben den gesunden Atem seiner Brust eher der Zeit einhauchen, als daß er sich so schnell von ihr vergiften läßt. Jetzt wäre es wohl anders, aber für uns zu spät. Möchten nur Sie mit Mann und Kindern recht gesund beisammen bleiben — das ist so ein alter Gevatterneujahrswunsch, und ich möchte mein ganzes Herz ausschöpfen, so wüßt' ich keinen bessern. Und gehen Sie nach Spanien — man ist nur einmal jung; jetzt, wo Ihre Knaben mehr nur körperliche Pflege brauchen, geht es noch. Und von unser aller Neugestaltung bekommen Sie doch noch genug bei Ihrer Rückkehr. Vielleicht erfrischt die milde Luft Ihren teuren Kranken. — Italien tut ihm ja auch so gut. Und dann schreiben Sie mir zuweilen! nicht wahr? Wenn Sie wüßten, welch' Heiligtum mir Ihre Briefe sind! Ich will alles immer gewissenhaft geordnet halten, damit Sie jeden Augenblick Herr darüber sind. Was mich betrifft, so will ich mich in meinen Briefen halten wie bisher, ohne allen Rückhalt, ganz nur sein, mich nicht benehmen für allenfalsigen Druck. Es ist eigentlich dies mein einzig völlig freies Asyl im Leben. Wie es kommt, ob Sie mit mir zufrieden sind oder nicht, das kümmert mich nicht einmal, so bin ich aber, ja so geb ich mich. — Wenn man sich lieb hat, so sind auch die Schwächen eine Art von Heiligtum, und eben weil ich weiß, daß Sie wissen, ich verdiene Ihre Liebe im

Grunde der Seele, so will ich eben haben, daß Sie alles merken und ausspionieren, wo mir's fehlt.

Ich bin seitdem viel besser geworden und kräftiger. Zuerst hab' ich es nur Ihnen geglaubt, daß ich noch nicht so ganz dumm bin und elend, jetzt glaub' ich es mir schon selbst. Es muß dies, ohne daß ich's weiß, auch in meinen Briefen herauskommen. Da können Sie einmal Freude daran haben, das ist eine rechte Königskrone, die man trägt für's Leben. Wenn ich oder ein anderer Mensch so dem Selbstbewußtsein Feuerbachs aufhelfen könnte!!

Von Emilie hab' ich noch gar nichts erzählt. Die war diesen Winter unbarmherzig tanzlustig, und jetzt ist sie über all die Revolutionen toll vor Vergnügen. Sie hat sich eine trikolore Kokarde gemacht, so groß wie ein Wagenrad. Das arme Kind verkümmert auch hier, sie möchte sich so gerne lustig herumtreiben, und was sind das für Menschen hier! Daß Kapps sie gar nicht einmal auf ihr großes Gut einladen, tut mir leid — mit fünfundzwanzig Zimmern könnte man doch für ein so kleines Mädchen ein Plätzchen erübrigen. Und sie war voriges Jahr so glücklich am Neckar in Blüten und Mondschein. Diesen Winter war Frau Kapp einmal einen Abend hier — aber so komisch! — ich mag nicht sagen, wie!

Wie sich Anselms Roman*) gestaltet, ob viel sieboldisiert wird, bin ich begierig. Ich glaube übrigens er ist kuriert. — In Nürnberg werden ihn Großmama und Tanten gehörig verwöhnen, doch das schadet ihm weniger. Was ich fürchte, ist nur sein fahriges, unstetes Wesen, dem es noch an Gewicht und Beharrlichkeit fehlt. Aber er ist noch so sehr Kind — das wird sich wohl geben, wenn er selbst erst reif genug sein wird, um genau und selbstständig zu wissen, was er eigentlich will.

Es ist recht spät — tief in der Nacht, und ich kämpfe zwischen meiner Lust zu schreiben und dem Schlaf. — Wie Sie sehen, hat

*) Der junge Anselm.

der letzte schon den Sieg errungen. Ihren Louis Blanc mit seiner Messiasmission sollten alle guten Menschen des Morgens und Abends in ihr Gebet einschließen. Ist denn da eine Abhilfe möglich, eh' eine zweite Revolution losbricht?

Leben Sie wohl. Die innigsten Grüße von uns allen Ihrem lieben Manne.

Von ganzer treuer Seele ewig Ihre

Henriette.



An Sophie Heydenreich.

4. Mai 1848 (Stempel) 30. April.

Liebste Sophie!

Ich danke Dir für Deine lieben schwesterlichen Zeilen. Ihr seid so gut. Ich sage nicht nein auf Deinen Vorschlag, obschon ich auch noch nicht ja sagen kann. Wenn der Krieg beginnt, dann müssen wir allerdings fort von hier, denn es ist jetzt schon kaum zum aushalten. Nur weiß ich nicht, was ich mit Feuerbach machen soll. Er versichert, in Baden bleiben zu müssen, findet es aber vernünftig, daß ich und Emilie nach Bayern gehen. Hier laß ich ihn natürlich nicht allein, ob ich es in Heidelberg wagen darf, weiß ich nicht. Ach Gott, es ist betrübt, daß man ihm am Ende so wenig helfen kann. Im Fall es noch so weit kommt, schreibe ich Euch, dann könnt Ihr mir zu einem winzigen Haushaltchen bei Euch oder in Eurer Nähe verhelfen. Wenn ich daran denke, ist mir's wie Elfengesang und doch hängen so viel Sorgen und Schmerzen daran, daß man sich nicht freuen kann und darf.

Wir leben unter dem strengsten Kriegsrecht mit Zittern und Bangen, kein Mensch wagt zu atmen. Arrestationen, Exekutionen, dabei Parade und Generalmarsch den ganzen Tag. Die, denen all dies Unheil auf dem Gewissen liegt, mögen es verantworten.

Anselm ist hier seit Mittwoch; ich hielt ihn so lange in Heidelberg auf. Er fühlt den Druck unseres Lebens sehr, mich reut es fast, daß wir ihn kommen ließen, und doch hat man in solchen Zeiten die meiste Sehnsucht.

Ich möchte Dir manches erzählen, auch von äußerlichen Dingen, aber ich wag's nicht. Ach, es sind unverzeihliche Torheiten begangen worden, die nun alles verderben und ein liebes Bild in meinem Herzen hat einen Flecken der Lächerlichkeit, den tausend Tränen nicht abwischen können.

Tausend Grüße und Dank für Eure Liebe

Deine Jette.



An Sophie Heydenreich.

25. Mai [1848].

Du wirst mich für undankbar halten, daß ich Dir auf Deinen lieben freundlichen Brief, der mir so wohlgetan hat, noch nicht antwortete. Die Sache ist aber, daß ich gerne eine Entscheidung abwarten wollte und dann hätte ich Euch auch nur ganz hudlig schreiben können, denn bei mir war es die Zeit so unruhig, daß man nicht zu sich selbst, geschweige zu andern mit gesammelten Gedanken kommen konnte. Ich danke Euch mit so aufrichtigem warmem Herzen für Eure Liebe als Ihr uns entgegen gekommen seid. Zu solchen Zeiten fühlt man wieder recht, wem man eigentlich in der Seele zugehört und alle äußerlichen Bande fallen wie Lumpen ab. Für jetzt kommen wir nicht gleich, aber gegen den Herbst zu oder im Herbst hoffe wenigstens ich gewiß zu kommen und auch die Meinigen auf kürzere Zeit. Unser Plan ist jetzt so: Anselm ist krank und kann nicht lesen, so hält uns nichts hier. Unsere Wohnung ist gekündigt, meiner Köchin aufgesagt. Wir wollen zu Anselms Erholung auf einige Monate nach Baden-Baden, wo es

sehr wohlfeil und ruhig ist, dann, wenn A. sich vielleicht wieder etwas beschäftigen kann, will A. für einige Zeit allein nach Heidelberg, währenddem könnte ich mit Emilie zu Euch. Unterdessen kommt der Winter und wir wollen sehen, wie die Verhältnisse sich gestalten. Mir ist es wie eine Unmöglichkeit, daß A. wird Vorlesung halten können, und am Ende wird es auch so kommen, daß niemand welche hört — in einem Mansardenquartierchen hebe ich meine Möbel auf. So stehen bis jetzt die Sachen, ob noch eine Veränderung in dem Plane eintritt oder nicht, weiß der Himmel, denn jeder Tag bringt etwas Neues und bei der Reizbarkeit und Angegriffenheit meines Mannes ist auch auf nichts zu rechnen. Deine Prophezeiung wird sicher eintreffen, sie hat die Einfachheit der Wirklichkeit und Wahrheit für sich — nur muß die unglückselige letzte Freiburger Geschichte wieder die Tour durch Deutschland machen, und der Reaktion alle verlorenen Waffen wieder in die Hände zurückgeben. Ob unsere Kinder die Früchte der jetzigen Zeit ernten? ich will's hoffen, für uns Alten wird wohl nach einem mühseligen und erbärmlichen Morgen und Mittag ein kampfreicher Abend folgen. Wer's glücklich durchmacht, dem mag's vielleicht zugute kommen. Anselm glaubt nicht an eine junge Zeit, er glaubt an die letzte Krankheit des altersschwachen Europa. Doch er sieht alles nur von der schwarzen Seite. Doch genug. Ich will noch ein wenig erzählen von unserer bunten Wirtschaft seit Ostern. Über die Katastrophe selbst ist eigentlich nicht viel zu sagen, sie ist in Zeitungen durch und durch gedroschen, einzelnes, was nur der Augenzeuge mitnimmt, läßt sich auch nachher noch repetieren. Wir sahen auch eigentlich nur die großartige Seite der Sache, nicht die ekelhafte. Von der Stadt waren wir drei Tage abgeschlossen, nur durch die hinteren Fenster hörten wir drin heulen und schreien und Sturmläuten. Die Freischärler waren wie im Rausch. Am Ostersonntag morgens begannen die Feindselig-

keiten an der Dreisambrücke vor unserm Haus. Die Arbeiter wollten aus der Stadt Hecker zu Hilfe, den sie ein paar Stunden entfernt glaubten. Die Hessen hatten auf der anderen Seite die Brücke besetzt und ließen sie nicht durch — die Sensenmänner sahen scheußlich aus. Endlich zogen sie nach langem Parlamentieren zurück, indem sie Schildwachen an der Brücke ließen und verbarrikadierten die Stadt. Um vier nachmittags sollte die Stadt von unserer Brücke aus beschossen werden, die Kanonen rasselten an, Infanterie, Kavallerie rückten nach, da schossen die zwei Brückenschildwachen der Freischaren, zwei junge Turnerbürschchen, ihre Flinten ab, und in dem Augenblick schrie alles: Hecker kommt! — und stob auseinander. Aus dem Günthersthaler Wald sah man eine lange schwarze Kolonne herankommen, mit vier Kanonen und einem berittenen Anführer an der Spitze. Das Militär wogte in einem Knäuel an der Brücke durcheinander, ein Augenblick genügte, um den Angriff von der Stadt gegen die Freischaren zu richten. Pelotonfeuer krachte, Kanonen donnerten, die Freischaren sausten bis zu unserm Haus. Das alles geschah in der Hälfte der Zeit, als ich es erzählen kann. Die hessische Infanterie warf sich in vollem Lauf und mit lautem Hurrageschrei gegen den Wald zu, die Freischaren verschwanden drin und zogen sich nach zwei verschiedenen Richtungen in die Höhe, badische Dragoner besetzten die Eingänge, und nun blitzte und krachte es aus meinem schönen grünsamtnen Wald heraus, ach — das war traurig! Tote und Verwundete wurden herausgetragen, auf der Brücke standen noch immer Kartätschen gegen die Stadt gerichtet, damit die drinnen nicht herauskonnten, sie tobten wie gefangene wilde Tiere, und auf dem Münster stürmte es in einem fort. Das Gefecht dauerte bis 8 Uhr, dann wurde das Schießen seltener und schwieg endlich. Die Hessen kamen mit ziemlich gelichteten Reihen zurück. Einen Dragoner trugen sie vor unserm Haus vorbei, der war mit seinem Mantel zugedeckt,

so steif und starr wie Eisen, sein Pferd ging traurig mit. Man war ganz dumm geworden vor Schrecken und Überraschung, denn kein Mensch dachte an einen Angriff von außen, außer die Turner, die eine Verbindung unterhielten mit denen außen und an diesem Tag das Zusammentreffen mit den deutschen Arbeitern ausgemacht hatten, wozu die bewaffnete Volksversammlung das Signal war, Heckers und Struves Niederlagen gaben sie ihren Leuten als fingiert an.

Den andern Morgen war es trübes Wetter, ich öffnete die Läden um 6 Uhr. Alles leer, kein Soldat, keine Kanonen, keine Schildwache. Der Wald so still und geheimnisvoll, alles heimtückisch öde, nur der Staub wirbelte im Sturm auf der Straße. Um 9 Uhr hieß es, die Nassauer kommen mit der Eisenbahn — plötzlich drei Kanonenschläge vom Bahnhof, kleine Gewehrfeuer, Pelotonsalven, endlich regelmäßiger Kanonendonner. — Ich machte geschwind die Läden zu, da jagte in blanker Karriere die hessische reitende Artillerie auf unsere Brücke zu, ich, kaum vom Fenster weg, rufe die Meinigen, da kracht es, die Kartätschen platzen. Wir gingen in den Keller, das Bombardement dauerte 1½ Stunden, dann drang das Militär in breiten geschlossenen Reihen mit klingendem Spiel im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett in die Stadt. Wer auf der Straße war, wurde gefangen oder niedergemacht, wer an den Fenstern sich zeigte, erschossen. Die Freischärler hatten vorher die Hessen in Furcht gejagt, sie warteten auf kochendes Pech und einen völligen Straßenkampf. Nachher kamen die Arrestationen, das war greulich. Ich war nachmittags in der Stadt, sie glich einem Feldlager; 5—6000 Mann Hessen, Nassauer, Württemberger, Badenser, biwakierten in den Straßen, die Häuser zerschossen, überblasse, blutende Gebundene inmitten eines Trupps Soldaten mit geschwungenen Säbeln. Das dauerte vier Tage; aus den Kellern herauf, zu den Fenstern heraus wurden

sie gezogen. Alle Häuser durchsucht. Dann kam die Einquartierung. Wir hatten zuerst sieben Mann Hessen, die waren aber sehr ordentlich und zuletzt wirklich anhänglich, dann vier, dann zwei und jetzt noch zwei widerwärtige Württemberger Tambours. Allein waren wir noch nicht seit Ostern. Mitten zu meinen sieben hinein kam Anselm*), der indessen den Heidelberger „Putsch" mit durchgemacht hatte. Vier Tage darauf Karl Roux aus Heidelberg, sein Freund, zwei Tage darauf, eine Stunde nach Eintreffen Deines Briefes, Ludwig**), der nebst Roux elf Tage hier war. Recht lieb und zutraulich. Leider war Feuerbach sehr angegriffen, die andern drei aber waren sehr vergnügt miteinander und stiegen lustig in den Bergen herum. Zuerst ging Roux, dann Ludwig, gestern ist denn auch Anselm nach München abgereist. Wie öde und still es nun bei uns ist, kann ich noch kaum recht fassen, und mein erstes Geschäft ist, Euch zu schreiben. Nehmt mein bisheriges Stillschweigen auf Rechnung dieses bewegten Lebens. Ich hatte nicht Hände, Kopf und vor allem leider nicht Beutel genug, um alle die hungrigen Mägen zu versorgen. Unser Haus war wie eine Kaserne. Jetzt ist Ruhe und Sparen nötig, deswegen wollen wir uns ganz klein zusammenziehen.



An Emma Herwegh.

Heidelberg, 3. Januar 1849.

Liebe teure Emma!

Dein Brief kam mir wie ein rechtes Christkind mit goldenen Flügelchen ins Zimmer geflogen. Ich wußte wohl, daß Du mich nicht vergessen hattest, aber was hilft das bloße Bewußtsein in so weiter Ferne und über eine solche Kluft hinüber, wie die Zeit, die zwischen unserm Wiedersehen und dem jetzigen Moment liegt. —

*) Der Sohn. **) Feuerbach.

Mir ist, als wären Jahrzehnte da drunten im Abgrund des alten Jahres begraben, und aller Hoffnung bar und ledig trete ich wie Du in das neue Leben hinüber. — Das Ideal, nach dem man einen Moment mit freudenreicher Ahnung aufschaute, liegt als Zerrbild und Trunkenbold mit Kot besudelt am Boden. Freunde und Feinde haben es so zugerichtet, was ist da zu hoffen. — Euch habe ich unbeschreiblich bejammert in diese unseligen Winkelgeschichten verwickelt zu sehen, wo am Ende ein augenblicklicher Dusel von Freiheit und Champagner und etwas aufsehenliebende Eitelkeit die Haupttriebfedern waren. — Es kommt mir vor, wie wenn's mit der Idee der Freiheit ging, wie mit dem Schönheitsideal der Alten; die Menge begreift es nicht, und die wenigen, die es in seiner ganzen Harmonie verstehen und würdigen, können es eben doch nicht nachahmen oder vielmehr erreichen. — Wie oft habe ich an Dein Wort gedacht: „Sie verstehen die Revolution von 1848 nicht, diese Menschen." — Und was ist jetzt auch in Frankreich die Revolution von 48 geworden! —

Laß mich schweigen von all diesen Geschichten. Am Ende ist mein armer kranker Mann doch ein Prophet, der sagt, es sind die letzten Zuckungen des alterschwachen Europa. Für mich ist das alles noch leichter zu tragen, da ich überhaupt nicht auf politischem Boden wurzle, und doch habe ich tiefe Schmerzen gelitten und leide noch. Ich habe von Anfang des März nicht einen Moment festen Fuß fassen können in meinem Bewußtsein; das, was ich ahnte und wollte, das lebte eben nur in einem weit von der Wirklichkeit entfernten Bild. Und jetzt suche ich selbst die Gedanken davon zurückzuziehen. — Eine stille Insel, sag' ich, mit blauem Himmel und Orangenwäldern, und dann adieu Welt! — Doch das sind Träume! —

Ich freue mich, daß Deine Liebe Dir nach so vielen Stürmen, Kämpfen und Verlusten einen neuen Schatz bringt, der Dich der

Schmerzen viele vergessen lassen wird. Wir selbst und die, die uns angehören mit Leib und Seele, sind doch am Ende das einzige, auf das wir rechnen dürfen als Lebensgut und Eigentum. Wir können einander auch in dieser Richtung aufführen, nicht? Doch was braucht es der Worte! —

Warum ich Dir im alten Jahr nicht mehr schrieb, war bloß Unwohlseins wegen. Ich bin überhaupt diesen Herbst sehr krank gewesen, doch das gehört in die Erzählung. Feuerbach war auf einen furchtbaren Grad geistigen und körperlichen Leidens herabgekommen, so verließen wir Freiburg Ende Juni, um den Sommer in Baden-Baden zuzubringen. Dort war's gräßlich — die herrliche Natur und unser tiefes Elend, das Gewühl der Menschen und unsere Einsamkeit. Solche grausame Kontraste, wie sie nur die bitterste Ironie des Schicksals hervorbringen kann. Von da reisten wir nach Heidelberg, wo ich für meinen Mann ein kleines Quartier suchte, Emilie blieb bei Roux's, ich ging zu meinen Verwandten nach Ansbach, fast in der sicheren Überzeugung und einer tiefen Sehnsucht, mich in die heimatliche Erde für immer zu legen. So war es aber nicht gemeint. Ich bekam eine sehr heftige und gefährliche Hirnhautentzündung, von der mich mein guter Bruder durch die allersorgsamste Behandlung und Pflege in drei Wochen wieder aufbrachte. Nach acht glücklichen Ruhewochen kam ich Anfang November hierher zurück, um unsern nach langen Kämpfen von mir fast gewaltsam durchgesetzten Winteraufenthalt hier einzurichten, eine kurze Zeit nach Freiburg, um dort alles für unsere Abwesenheit zu ordnen, machte mich auf's neue unwohl, doch nur unbedeutend. Feuerbach geht es körperlich besser, geistig aber gar nicht, und es ist eine große Frage, ob er im Frühjahr sein Amt wieder wird aufnehmen können. Bis jetzt hatte er Urlaub — Ostern ist jedoch der letzte Termin.

Wir sind sehr gerne hier, besonders Emilie und auch ich. Wir

haben eine niedliche warme Wohnung und leben sehr wohlfeil im Verhältnis. Die gemütliche Familie Roux ist mir sehr wohltätig.

Ludwig ist hier, Vorlesungen haltend, nach langem Hin- und Herziehen, dem Inhalt nach interessant, wie natürlich, der Form nach zerrissen und nicht gut vorgetragen. Er selbst in hohem Grade verstimmt und verschlossen, und ein Zusammensein mit ihm sehr unerquicklich. Auch sein Äußeres hat sich verändert — ein roter struppiger Republikanerbart zerstört den Adel und die Feinheit seiner Züge, und läßt ihn äußerlich mehr einer gewissen Kaste angehörend erscheinen, was ich an seinem so hochstehenden Geist gar nicht liebe, denn am Ende ist die Gemeinheit überall im Troß, rechts oder links. Darin bin ich durch und durch aristokratisch, und kann nicht anders.

Unser kleiner Maler gerät nach und nach etwas in die Flegeljahre und scheint ein wenig rücksichtslos und geldverachtend sich zu gerieren, wogegen sich am Ende nichts sagen läßt, wenn nur ein großes Kinderbild von zehn lebensgroßen nackten Figuren, an welchem er arbeitet, bis zum Frühjahr glücklich und gut ans Licht kommt. Auch plagt ihn nebenbei die Poesie sehr, und die geduldige Mama erhält monatlich ganze Bücher geduldiges Papier mit Versen beschrieben, worunter manches wirklich Gute steckt und alles nur so ganz roh und ungekünstelt vom Herzen in die Feder geströmt ist. Emilie ist ganz lieb und fleißig helfend diesen Winter, dabei phantasiert sie sich in geistreich poetischen Spielen über die Lebensoberfläche weg. — Der Himmel gebe, daß nicht plötzlich ein Moment eintreten möge, wo der Ernst ihr wie ein Gespenst nahetritt, in dem sie zu Tode erschrickt. Mir ist ein Wesen wie Emilie eine wirklich rätselhafte Erscheinung; sie hat sich selbst eine Wolke gewoben, in der sie ganz warm sitzt und wohlgemut von Tag zu Tag und Jahr zu Jahr schifft. Bei mir ist leider alles

Wahrheit, nackte Wirklichkeit, alles zackig und felsenhart, doch kommt zuzeiten freundlich-grünes Moos und kleine Blumen zum Vorschein, die die scharfen Kanten mild umkleiden; das ist nun so meine Weise.

In Ansbach habe ich fleißig musiziert, ein Schüler von Thalberg hat mir viel geholfen, und ich lernte ungeheuer für die kurze Zeit. Das ist nun auch so ein Moosklümpchen, das in der Felsenspalte steckt.

Wie gern möcht' ich Dir mehr schreiben, aber mein Kopf ist von der Krankheit noch schwach. So nimm denn mit meinem gesunden Herzen vorlieb. Grüße Deinen Georg tausendmal.

Deine treue

Henriette.



An Sophie Heydenreich.

Sonntag (1849).

Liebste Sophie!

Nach langer Zeit versuche ich es, Euch ein Lebenszeichen zukommen zu lassen, freilich weiß ich nicht, ob es mit dem Zukommen wirklich Ernst wird. Sonnabend kamen wir von unserem Exil zurück, wo wir zehn Tage zugebracht hatten in tausenderlei Ängsten und Nöten. Feuerbach ist hinüber ins Elsaß und nach Basel, wir waren in Altbreisach an der Rheinbrücke bereit, sie jeden Augenblick, wenn es nötig sein würde, zu überschreiten, doch war es Gott sei Dank nicht notwendig, und so ließen wir die tausend und abertausend Flüchtlinge an uns ruhig vorüberziehen nach Frankreich hinüber, da Breisach der einzig offene Weg geblieben war. Zuerst Aristokraten, dann Demokraten, zuletzt flüchteten viele aus purer Preußenfurcht, es war ein Getümmel, das recht lächerlich ausgesehen hätte, wenn es nicht so gar traurig gewesen wäre. Seit gestern

bin ich mit Emilie zurück und habe alles unversehrt getroffen. Die Preußen sind eingerückt, Gott weiß es, in diesem Moment ein Rettungsengel. Es ist so weit gekommen, daß ich fast vor Freuden weinen mußte, als wir die ersten Vorposten passierten. Sie betragen sich sehr human und zeigen großes Mitleid gegen unser armes Volksheer, das so planlos und unverantwortlich ins Feuer geführt, doch so brav sei.

Wie es hier in der letzten Zeit zuging, läßt sich mit so wenig Worten, als ein Brief enthalten kann, nicht beschreiben, auch gibt es keine Worte, um diese Zustände auszudrücken. — Die eigentliche Retirade sah ich nicht, was man davon erzählt, grenzt ans Fabelhafte. — Das Elend, die Verzweiflung der armen Schlachtopfer, die zwischen ihren eigenen Henkern und dem Feind standen, war grenzenlos, sie wälzten sich buchstäblich auf den Straßen aus völliger Trost- und Hilflosigkeit, halb verhungert, in Lumpen, mit halben Kleidern, auf dem Schlachtfeld erbeutet, drangen sie in die Häuser, die alle Tag und Nacht offen stehen mußten. — Die Fremdenlegion war das schrecklichste Schauspiel. Man hat sie gekleidet, mit Wäsche und Kleidungsmitteln versehen, was jedes einzelne Haus nur vermochte, um die Plünderung zu verhüten. — Eine Nacht war jede Minute der Ausbruch des Kampfes in der Armee selbst zu erwarten, bis endlich es gelang, sie zum Abzug zu bewegen. — Jetzt sind sie im Gebirg zerstreut und einzelne Raubzüge verkünden ihre Spur. — Die barbarische Roheit und der Terrorismus, welche unter unserer provisorischen Regierung herrschen, läßt nichts zu hoffen und zu wünschen übrig. — Der preußische Belagerungszustand, in dem wir jetzt leben, hat uns eine so übergroße Freiheit zurückgegeben, daß wir gar nicht wissen, wie uns dabei benehmen. Man braucht nun nicht mehr zu zittern vor Gewalttätigkeit an Leben und Eigentum. Die Personen, die man verhaften will, werden nicht mehr mit Stricken ins Gefängnis geschleppt, und 18jährige

schwächliche Kinder dürfen zu Hause sitzen und brauchen nicht mehr unter dem 36 Pfund schweren Gewehr einherzuschwanken. Ach — diese Züge des ersten Aufgebots, von denen immer drei Viertel gezwungen gingen, konnten einem blutige Tränen auspressen. Hier blieb eine kleine Besatzung badischen Militärs zurück, weil sie, wie sie sagten, lieber von den Preußen erschossen werden wollten, als länger diese Marter aushalten, sie wurden sämtlich entwaffnet und nach Hause in Urlaub geschickt. — Die Furcht vor den Preußen war so groß, daß selbst die Verwundeten aus dem Spital liefen, wen noch die Füße trugen. — Das spiegelte man den armen Leuten vor, um sie zum Festhalten zu zwingen, wie überhaupt unsere ganze Revolution ein systematisch aufgeführtes Gebäude von lauter Lügen und Advokatenkniffen war.

Unser armes, armes, schönes Land, es verblutet sich an dieser Wunde, und die, die es in diesen Abgrund von Elend geführt, die genießen jetzt im Ausland die goldenen Früchte ihres Bubenstücks. — Verzeih, daß ich Dir so aufgeregt schreibe, ich kann nicht anders, eben zieht die preußische Vorhut 6000 Mann mit 20 Kanonen am Haus vorbei ins Oberland dem „Freiheitsheer" nach — wie viel arme Unschuldige werden diese Kanonen niederschmettern.

Lebt recht wohl und sorgt Euch nicht um uns — man schafft sich durch, wie man kann. Ich fand gestern schon vier preußische Herren ganz behaglich bei mir eingerichtet, sie sind aber ganz artig und bescheiden. Sei so gut, diesen Brief an Christian zu schicken, ich kann keinen zweiten schreiben. Lebt wohl.

Eure treue

Jette.



An Sophie Heydenreich.

Freiburg, 15. Juli.

Liebe Sophie!

Deine beiden Briefe sind mir kurz nach einander zugekommen, ein Zeichen, daß die Posten, wenn auch langsam, doch wieder sicherer zu gehen beginnen. Eure Liebe und Sorge hat uns sehr wohlgetan, tausend Dank dafür, doch braucht es darüber weder von Eurer noch unserer Seite Worte. Wären wir noch in Heidelberg gewesen, so hätte ich natürlich nichts Eiligeres zu tun gehabt, als zu packen und wenn auch nicht als Einquartierung zu Euch ins Haus, doch nach Bayern überzusiedeln, bis der Sturm in seiner ersten Heftigkeit ausgetobt hat. So aber übernahm Feuerbach mit seinen Vorlesungen auch alle amtlichen Verpflichtungen, an abermaligen Urlaub ist nicht zu denken, und wir müssen nun aushalten, was das Land und die Stadt zu tragen hat. Vor der Hand ist das nicht viel. Alles ist in der größten Ordnung und Ruhe, die Besatzung nur 2500 Mann stark, die Einquartierung sehr mäßig und voll Artigkeit und Manierlichkeit, die gemeinen Soldaten benehmen sich als gut erzogene gebildete junge Leute, wo sie nicht mit Übelwollen empfangen werden, die Behörden mit größter Rücksicht und Schonung. Wer durch unsere Stadt reist, wird ein heiteres Bild des Friedens in ihr finden, wozu die prächtige Regimentsmusik einen großen Teil beiträgt, demungeachtet lastet insgeheim ein schwerer Druck auf den Gemütern, dessen sich nur wenige erwehren können. Die allgemeine Frage, die sich jeder ratlos vorlegt, heißt: Was soll nun werden? Bis jetzt ist nicht eine einzige Verhaftung hier vorgenommen worden, ausgenommen die gefangenen Soldaten und Freischärler, die stündlich truppenweise, aber nicht gebunden und geknebelt wie voriges Jahr, sondern anständig mit kleiner Bedeckung eingebracht werden. Ganze Züge kommen auch freiwillig, sich zu unterwerfen. So milde aber kann

es nicht bleiben, unser Kriegszustand wäre sonst eine partie de plaisir. Seit zwei Tagen hat das Kriegsgericht seine Arbeiten begonnen. Gott bewahre uns vor einer furchtbaren Standrecht-ernte, dazu taugen meine Nerven nicht. Dem Prinzen von Preußen scheint es auch so zu gehen, man sagt, er würde Baden nach Vollendung der kriegerischen Einnahme verlassen, um die Exekutionen und Kontributionen nachher dem Wrangel zu überlassen. Zwei junge Prinzlein sind auch mit hier, der eine ist verwundet und trägt den Arm in der Schlinge. Man findet die alten und jungen Hoheiten an jedem reizenden Fleckchen und Bänkchen. Der Prinz von Preußen ist ganz entzückt von der Schönheit unserer Natur. Das Ländchen wird ihnen nicht übel munden, denn daß wir vorderhand wenigstens eine preußische Provinz sind, ist unverkennbar. Wie die Differenz mit der Schweiz sich gestalten wird, weiß man nicht, die Armee ist sehr kriegslustig — mit den Franzosen stehen die Preußen auf's beste, die französische Regierung liefert aber die verlangten Flüchtlinge aus.

Ihr seht also, daß man für den Moment aufatmen könnte, wenn man eben — nun ja, wenn man überhaupt könnte. Gesund sind wir soweit, Feuerbach merkwürdig besser und ich ohne besondere Klagen. Solche große Ereignisse geben einem auch neben allem Verletzenden einen moralischen Halt, der auch der Körperkraft aufhilft, während die gemeinen alltäglichen Widerlichkeiten jeden Widerstandsversuch im Keim erlahmen. Von den vergangenen Ereignissen seid Ihr wohl durch die Zeitungen hinlänglich unterrichtet, doch interessiert Euch vielleicht manches Persönliche. Deshalb sollen noch einige nachträgliche Schilderungen folgen, die allerdings jetzt in Umgebung der prachtvollen preußischen Husaren- und Kürassieruniformen wie ein Traum verschwimmen. Der Kontrast ist eigentlich schrecklich herzdurchschneidend. Denke Dir unsere herabgekommenen Soldaten stückweise uniformiert, selbst

Bruchstücke aus allen Regimentern durcheinandergeschüttelt, unsere Volkswehr aber in blauen Blusen, rot-schwarz-gelbem Gürtel mit Gewehr und kurzem Säbel, die Anführer theatralisch abenteuerlich aufgestutzt, eine große rote oder schwarze Feder auf dem Hut, eine rot-schwarz-goldene lange Schärpe über die Schulter, der eine mit einem Schleppsäbel, der andere mit dem Hirschfänger, der Dritte mit einem Stutzen, die Fremdenlegion auch in Blusen, teilweise von schwarzem feinem Wachstuch, mit Gewehr und Säbel, in blutroter Schärpe Pistolen und Dolch, Bärte bis auf den Gürtel herab, Gesichter erzfarben gebrannt, schön-gräßlich, der Typus aller Nationen durcheinander, Italiener, Polen, Ungarn, Franzosen, ein Gemisch aller Sprachen. — Das Böningsche Korps sah am fürchterlichsten aus, ich geriet einmal am Schwabentor unter einen Trupp von 50—60. Wäre es nicht so interessant gewesen, das Blut hätte einem bei dem Anblick dieser Gestalten erstarren können. Ich mochte doch etwas blaß geworden sein, da sagte einer zu mir: N'ayez pas peur, ma petite dame, nous sommes vos sauveurs. Fünf Amazonen waren auch hier, unter ihnen eine junge Tochter Robert Blums, sie waren in der gewöhnlichen Blusentracht, aufgeflochtene Zöpfe an der Seite unter dem Freischärlerhut. Ihre Kompagniefahne war blutrot, darauf stand mit goldenen Buchstaben: „Rache für Robert Blum". Eine andere Fahne der Fremdenlegion war ganz schwarz mit einem weißen Totenkopf darauf.

Denkt Euch nun ein planloses verzweiflungsvolles Gewühl von 8—9000 solcher Menschen in unserer kleinen Stadt, die Mutlosigkeit, die Energie der Verzweiflung, der äußerste Mangel bis zum abschreckendsten Elend, Wut und Trotz, Kampf und Zwistigkeit neben den tiefsten Leiden, so habt Ihr ein schwaches Bild unserer Zustände in den verhängnisvollen Tagen.

Wir selbst haben die letzten entscheidenden Momente nicht mit-

gemacht. An dem Tage, als man die provisorische Regierung hier erwartete, wurden die Professoren nebst den andern Behörden angewiesen, diese bei Strafe von Verhaftung feierlich zu empfangen. Natürlich wurden die meisten unsichtbar. In der Nacht waren mehrere Verhaftungen als Geiseln vorgenommen, worunter auch Schwörer. Ich wollte nicht fort, ohne nach ihm gesehen zu haben, errang mir nach einer Menge Schwierigkeiten den Eintritt unter dem Vorwand ärztlicher Konsultation. — Er saß in einem finstern Loch auf einem Nachtstuhl, ein anderer, nebst Tisch und Bett war nicht da. Nach Besorgung einiger von ihm erhaltenen Aufträge im Interesse seiner Freilassung fuhren wir nachmittags um 3 Uhr nach Breisach. Das übrige wißt Ihr. In Breisach sah ich Miroslawski, Mördes, Struve, Hänisch, die beiden letzteren mit Frau, die alle heimlich oder öffentlich den Rhein passierten.

Das Trauerspiel ist bis auf die letzte Szene aus, die in Rastatt abgespielt wird. Die Festung ist zerniert und wird täglich beschossen. Drinnen kämpfen sie dann unter sich die Nächte durch. Man hört im preußischen Lager ihr Schießen. Infanterie und Bürgerwehr wollen sich ergeben, Artillerie und Fremdenlegion nicht. Viele Studenten von hier sind in der Festung. Die Universität hat Schritte für sie getan, aber ohne günstigen Erfolg. Sie müßten mit List oder Gewalt herauszukommen suchen, sagte der Pr. v. Pr. Drinnen könnte er sie nicht schützen, da Rastatt um jeden Preis genommen werden würde. Wenn es wahr ist, daß sie mehrere preußische Offiziere grausam ermordet haben, wie es heißt, wird wohl die ganze Besatzung über die Klinge springen. Welches unsägliche Elend hat diese unglückselige wahnsinnige Schilderhebung über das ganze Land und über soviele tausend Familien im einzelnen gebracht, und was für Menschen waren die Hebel dieser mächtigen Bewegung — geistige Bankerottiers, spitz-

bübische Advokaten. Lest die gräßliche Rechtfertigung Brentanos, dieses Mannes, der entweder dumm genug war, die Schlechtigkeit seiner früheren Freunde nicht zu erkennen, oder selbst schlecht genug, sie nichtsdestoweniger an die Spitze zu stellen — in ihr ist die ganze Geschichte unserer kläglichen Revolution enthalten.

Und nun seid tausendmal gegrüßt, Ihr Lieben. Seid ruhig über uns. So sehnsüchtig ich in die Ferne schaue und meinen Kopf ruhig bei Euch niederlegen möchte, so muß man eben jetzt das Verhängnis ertragen. Eben lese ich den Brief durch und finde ihn so wirr und planlos wie unsere Revolution. Die Sache ist, daß man eben doch noch sehr angegriffen und traurig ist — ich möchte mich am liebsten einsperren und kein menschlich Gesicht sehen.

Inliegenden Brief bist Du so gut zu besorgen. Vielleicht könnt Ihr auch meinen durch irgend eine Botin nach Herzogenaurach spedieren. Ich kann nicht viel schreiben. An Vetter Philipp freundliche Grüße, ich freue mich, daß Ihr so angenehm zusammen seid. Manchmal dacht' ich auch dran, sein Regiment könnte hier einrücken, und dann hätte ich ihn mir als liebe Einquartierung ausgebeten. So ist es freilich besser. Grüße auch die alten Schätzlersdamen und erzähle ihnen ein wenig, ich hab' sie gar so gerne.

Tausend Grüße der guten Mine, für sie ist der Brief mitgeschrieben, laß ihn Ihr lesen (sic!). Alles wer sich meiner freundlich erinnert, den grüße von mir und bleibt nur getrost — ich will schon für uns sorgen.

Eure

Jette.



Heidelberg 1852–1876 — Nürnberg 1876–1880

„Bleibt nur getrost — ich will schon für uns sorgen!“ Diese Worte Henriettes, voller Mut und Selbstvertrauen niedergeschrieben, haben durch den Kampf mit dem Leben bewiesen werden müssen. Es ist schon gesagt worden, daß finanzielle Schwierigkeiten am Ende des Aufenthaltes in Freiburg drohend auftraten. Als Henriette Feuerbach den Entschluß faßte, nach Heidelberg überzusiedeln, gaben sie vor allem den Ausschlag zur Wahl der Universitätsstadt, wo durch freundschaftliche Verbindungen, besonders mit Kapps und Welckers, mit Weber und Gervinus die Möglichkeit bestand, den Lebensunterhalt durch literarische Arbeiten und durch Klavierunterricht zu erwerben. Wir haben aus den Briefen an den Bruder Christian und an Emma Herwegh erfahren, daß schon vor der Heidelberger Zeit gelegentliche schriftstellerische Versuche zum Zweck des Erwerbes gewagt wurden. Aber erst in Heidelberg schlossen sich Beziehungen, die bis zur Aufnahme der Tätigkeit für den Frauenverein und den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, endlich bis zu der 1872 erfolgenden Berufung Anselms nach Wien dauerten.

Im Frühjahr 1852 also zog Frau Feuerbach mit der Tochter Emilie nach Heidelberg, wo sie im Hause des Philologen Kayser wohnte, dessen Gattin eine ihrer vertrautesten Freundinnen wurde. Man kam der hochgebildeten Frau schon aus dem Grunde entgegen, als noch von der fehlgeschlagenen Berufung ihres Gatten an die Universität her die Sympathie des ganzen fortschrittlich gesinnten Professorenkreises auf ihrer Seite war. Getreue Freunde sorgten auch auswärts, Franz Kugler in Berlin lieh bei der Durch-

sicht der hinterlassenen Papiere hilfreiche Hand, mit Charlotte Kestner in Basel, der Tochter der Goetheschen Lotte, öffnete sich zu brieflicher Aussprache ein immer intimerer Verkehr. Charlotte hat mehrfach bei schwerer Bedrängnis mit persönlichem Rat beigestanden. Die Freiburger Kollegen wetteiferten in Bezeigungen gütiger Gesinnung mit den Heidelbergern, und dies kam zunächst dem jungen Anselm zugute, der die Ferien zwischen seiner Pariser Studienzeit bei der Mutter verbrachte, wo er eine Reihe von Heidelberger Gelehrten gemalt hat.

Aber Henriette Feuerbach war keine Natur, der die Bitte näher stand als die Tat. Obgleich in ihren Briefen die Tränen häufig genug fließen, hält ihr der Stolz den Mund verschlossen, wenn es sich nicht um den Sohn handelt, für den sie auch die ärgste Demütigung nicht scheut. Ihm wird Emiliens Mitgift geopfert, ihm das Honorar für die zweite Auflage des „Vatikanischen Apoll" nach Paris geschickt, so daß Henriette bitter sagen konnte: „Ich habe mit ungeheueren Sorgen und Opfern meinem Vaterland einen Künstler großgezogen, jetzt muß ich bitten und betteln, daß das Vaterland ihn mir ab- und annimmt." Diese Sorgen und Opfer waren um so schwerer zu ertragen, als Anselms Empfindlichkeit nichts von ihnen wissen durfte. Unter solchen Umständen war es mehrfach nicht einmal möglich, ein Dienstmädchen zu halten. Rosalie Artaria-Braun hat in ihren Erinnerungen an Henriette Feuerbach die Heidelberger Wohnung anschaulich geschildert:

„Frau Feuerbachs damalige Wohnung war wie ein Gleichnis auf ihre ganze Existenz: Vereinigung der höchsten geistigen und künstlerischen Atmosphäre mit den allerbescheidensten äußeren Verhältnissen. Um zu ihrem großen, nach rückwärts in die Gärten schauenden Zimmer zu gelangen, dessen Mitte ein schöner Flügel einnahm, während Anselms Bilder die hohen Wände bedeckten, und grüne Topfpflanzen die Fenster nach der ganz in Baumwipfel

gehenden schönen Terrasse umgaben, mußte man die langen Gänge des alten Kayserschen Hauses passieren, an denen die übereinfachen, kahlen Schlafzimmer lagen. Kaffee- und Teestunde konnte es bei ihrer Lebensweise nicht geben, aber in der Ofenröhre brieten langsam ein paar schöne Äpfel, die ich in der Arbeitspause verspeiste, während die Dämmerung niedersank, und vor dem Anstecken der Lampe eine gemütliche halbe Stunde Plauderns erfolgte. Frau Feuerbach saß dann nahe dem Ofen auf ihrem Sessel, eine der schönen Katzen, die sie besonders liebte, auf dem Schoß, ich nahe dabei, voll Glücksgefühl, ihres Vertrauens gewürdigt zu werden. Was ich dort so nach und nach über ihr bisheriges Leben und Ringen für Anselm erfuhr, ganz schlicht erzählt, als verstehe sich alles von selbst, das erfüllte mich mit staunender Ehrfurcht und inniger Liebe."

Es ist eigenartig, zu sehen, wie trotz der bescheidensten äußeren Verhältnisse Frau Feuerbachs Musikzimmer ein Mittelpunkt im geistigen Leben von Heidelberg wird, besonders in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Aber die Sorge um ihren Anselm will auch in dieser Zeit, der inhaltsreichsten und gewiß freundschaftssichersten ihres Lebens, nicht weichen. Von nun an handelt von ihm allein ein großer Teil der Korrespondenz. Das Hin- und Herschwanken seines Glückes gibt allen Briefen Henriettes eine freiere oder bedrückte Stimmung. Ihr obliegt seit der Abreise des Sohnes nach Italien (1855) der ganze geschäftliche Verkehr, dabei erst die Verhandlung mit Karlsruhe, wohin eine Berufung bewirkt werden sollte, bis zum Jahr 1862, dann der Briefwechsel mit Schack, als dieser durch verschiedene Jahre Feuerbach Bestellungen zuwandte, und die Anfragen und Antworten an Kunstvereine, Museumsleiter, Höflinge, Zeitungsschreiber, Spediteure. Alles ist durch ihre nimmermüde Hand gegangen, immer neue Kreise wurden, oft erfolglos, von der Mutter aus Heidelberg gezogen — und wenn gar nichts mehr half, ist sie es gewesen, die von Tür zu Tür wanderte.

Besonders aus den Briefen an Allgeyer entnehmen wir die offenherzigsten Bekenntnisse über solche Bedrängnisse.

Um das gleichzeitige äußere und innere Leben des Künstlers Anselm Feuerbach, das gerade in dieser Zeit des Kämpfens selbstverständlich im nächsten Zusammenhang mit dem Dasein seiner Mutter steht, kennen zu lernen, wird hier die Kenntnis seiner Briefe an die Mutter unerläßlich sein. An dieser Stelle müssen wir uns auf die Angabe der wichtigsten Daten und Ereignisse beschränken. Anselm Feuerbach hatte nach dem Aufhören der Unterstützung des Großherzogs von Baden sich 1856 von Venedig nach Rom gewandt, wo er unter den bedenklichsten Verhältnissen die ersten großen Arbeiten vollendete. Auf den Ankauf des „Dante mit den Frauen," der auf persönliche Initiative des Großherzogs geschah, beziehen sich die Briefe Frau Feuerbachs an den Hofsekretär Kreidel. Die Stimmung in Karlsruhe war dem wegen seines angeblich hochmütigen Wesens unbeliebten Anselm sehr ungünstig. Die offene Feindschaft des Akademiedirektors Lessing, die schwankende Haltung Schirmers, dazu kleinliche Intrigen aus früherer Zeit, die fröhlich fortgesponnen wurden, sind dann etwas später schuld daran gewesen, daß Feuerbach den von ihm für die Ablehnung einer Berufung nach Weimar erwarteten Antrag, nach Karlsruhe zu kommen, nicht erhielt. Damals ist zweifellos viel Unentschuldbares in Karlsruhe begangen worden, das aus den Briefen nochmals herauszugreifen sich wahrlich nicht lohnt. Tatsache ist weiter, daß durch die Täuschung Anselm mit der Mutter an den Abgrund getrieben wurde, vor dem beide allein das auf Vermittelung von Zwehl und Heyse geschehene Dazwischentreten Schacks gerettet hat.

Die Frage, inwieweit — wie dies in Wirklichkeit geschehen ist — Schack die Notlage der Feuerbachs ausnutzte, worüber sich ebenfalls Nachrichten bei der Korrespondenz befinden, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Mutter und Sohn haben dankbarer, als es wohl nötig

war, immer von der Rettung durch den Münchener Sammler gesprochen, der auch 1862 in Heidelberg zum Besuch eintraf. Die Mutter ist es aber gewesen, die, wie sie vordem die Gefahr des Böcklinschen Einflusses auf Feuerbachs Kunst erkannte, auch hier einsichtig genug vor dem „Zugrundegehen in dieser literarischen Genremanier" warnte und den Abbruch der Beziehungen im stillen betrieb. Sie verschaffte Anselm die Bestellung des Kestnerporträts in Basel, führte dann mit Fräulein Röhrs, welche 1869 das Platogastmahl erwarb, die Verhandlungen, und nur eines ist nicht festzustellen, inwieweit dieser „gute Engel von einer Stiefmutter" bei der Wiener Berufung beteiligt war.

Während Anselm Feuerbach in Rom lebte, nutzte die Mutter ihre Abende in Heidelberg zu literarischer Tätigkeit. Die erste Zeit wurde durch die Herausgabe der gesammelten Schriften ihres Gatten ausgefüllt, welche die Witwe gemeinsam mit Hermann Hettner, damals vor seiner Berufung nach Jena noch Privatdozent in Heidelberg, herausgab (4 Bde., Braunschweig 1854). Dann kam eine Neuauflage des „Vatikanischen Apollo", wobei Michael Bernays half. Vom Ende des Jahrzehnts an übernahm Frau Feuerbach die gesamten Korrekturen und selbständige Bearbeitung einzelner Abschnitte über griechische Kultur der Weberschen Weltgeschichte, gleichzeitig die Bearbeitung der Oeserschen Weltgeschichte, wofür sie gründliche Studien machte. Dabei entstanden sehr eingehende Besprechungen, vor allem für das Cottasche Morgenblatt und die Allgemeine Zeitung, meist über musikgeschichtliche Werke. Das große, in drei Abschnitten 1856 und 57 in der letzteren gedruckte Referat über Jahns Mozart stammt von Frau Feuerbach. Im Jahre 1864 entschloß sie sich sogar zu einer selbständigen Arbeit, über die beiden Dichter ihrer Heimatstadt Ansbach, Uz und Cronegk. „Die Zöpfe", wie sie selbst scherzhaft ihre Arbeit benannte, sind durch das zahlreiche, bis dahin ungedruckte Material an Briefen, das in

ihnen mitgeteilt ist, literarhistorisch für alle Zeiten wichtig. Es ist eine Arbeit, die auch heute noch weit über das Maß geht, das wir etwa an Dissertationen legen, methodisch gründlich, klar im Aufbau und gut gegliedert, trefflich und, was ein besonderer Vorteil, nicht ohne Herzlichkeit und persönliches Urteil geschrieben. Das Motto aus Kant: „Die Klugheit gebeut, den Zuschnitt der Entwürfe den Kräften angemessen zu machen und, wenn man das Große nicht füglich erreichen kann, sich auf das Mittelmäßige einzuschränken", bekundet die Belesenheit und Bescheidenheit der Verfasserin der beiden Biographien, die 1866 bei Engelmann in Leipzig erschienen. Um dies vorwegzunehmen, die durch die Kriege unterbrochene literarische Arbeit wurde nach der Übersiedlung nach Nürnberg 1876 wieder aufgenommen, und da wurden musikkritische Studien für Nord und Süd geschrieben, für die Beilage der Allgemeinen Zeitung ein Nekrolog Charlotte Kestners und zum 25. Jubiläum des Germanischen Museums ein größerer Artikel vollendet. Von 1880 an tritt alles andere hinter den Arbeiten für das „Vermächtnis" zurück.

Aber mit dieser Aufzählung ist wiederum nur ein kleiner Teil von dem zusammengefaßt, was Henriette Feuerbachs Leben ausfüllte. Sie hörte in den ersten Heidelberger Jahren zahlreiche Kollegien und beschränkte sich nicht auf die philosophische Fakultät allein. Auch Physik, Astronomie und Chemie wurden ernstlich begonnen. Die sprachlichen Studien gingen daneben fort, zu dem immer mehr den Hauptrang einnehmenden Griechisch kam Englisch und für kurze Zeit noch Spanisch. Shakespeare gelangte zu unbestrittener Herrschaft neben Goethe. Calderon und Lope de Vega lagen auf dem Arbeitstisch. Musiklehre wurde in besonderem Hinblick auf ihre philosophisch-ästhetische Allgemeinbedeutung vorgenommen. Dabei sprang Frau Feuerbach nicht etwa rasch von einem Gegenstand zum andern über, es geschah alles so ernsthaft und gründlich wie nur möglich, dank einer strengen Zeiteinteilung und leider auch

dank der Notwendigkeit, für ein sonst der Abwechslung ermangelndes einförmiges Dasein Ausfüllung zu finden. Müßiggang hat Henriette Feuerbach nicht gekannt.

Diesen literarischen Arbeiten und der Neigung für das gemeinschaftliche Lesen poetischer und dramatischer Werke kam zufällig der Verkehr mit drei Heidelberger Studenten fördernd zustatten, die unmittelbar nacheinander bei Frau Feuerbach als „sohnliche Freunde" sich gefolgt sind, Michael Bernays, J. V. Widmann, Carl Spitteler. Es ist rührend, wie Henriette neben den Sorgen für den Sohn und die Tochter Zeit findet, auch die kleineren und größeren Anliegen mütterlich zu beachten, die ihr mit großem Vertrauen erzählt wurden. Sie hat für die beiden Erstgenannten in wichtigen Entscheidungen den Rat gefunden, der ihnen not tat. Widmann, der „dem Andenken der deutschen Griechin" sein Drama Oenone gewidmet hat, bekennt insbesondre, den kritischen Hinweisen Frau Feuerbachs bei seinen Jugendarbeiten sehr viel zu verdanken.

Alle drei kamen in ihren ersten Semestern zu der ernsten Frau, der sie ihre tiefe Verehrung darbrachten. Michael Bernays (1834—1897), der spätere Münchner Literarhistoriker, betrat 1853 ihr Haus, um sie, wie schon erwähnt, bei der Neuausgabe des vatikanischen Apoll zu unterstützen. Er hat drei Jahre lang, bis zu seiner Promotion, jeden Samstag abend Frau Feuerbach vorgelesen. Als er 1856 nach Bonn übersiedelte, begann ein eifriger Briefwechsel über literarische Angelegenheiten, der wohl aus äußeren Gründen 1862 ein Ende fand. Durch Bernays wurde der ihm befreundete Sekretär des Kunstvereins in Cöln, Wilhelm Hemsen, zu einer Ausstellung von Anselms Werken angeregt. Als die Korrespondenz mit Bernays abbrach, hatte gerade J. V. Widmann (1842—1911), der bekannte Schweizer Dichter, ein Empfehlungsschreiben Charlotte Kestners abgegeben. Frau Feuerbach war ganz eigentlich die geistige Patin seiner ersten Dichtungen. Als er nach bestandenem

Staatsexamen Direktor in Liestal und dann Schuldirektor in Bern wurde, sandte er die Manuskripte der Dramen, über die wir in den Briefen Frau Feuerbachs Ausführliches vernehmen, zur Prüfung nach Heidelberg. Mit Widmann blieb Frau Feuerbach lebenslänglich in Verbindung. Carl Spitteler (geb. 1845), der als Freund Widmanns bei ihr anklopfte, besaß nur für kurze Zeit Henriettes Vertrauen, vor allem wohl, weil er und Anselm, der von 1866 an häufig zum Besuch nach Hause kam, sich gegenseitig unsympathisch waren. Bernays und Widmann, zu unbedingten Verehrern des Künstlers gewonnen, hatten über ihn geschrieben, während Spitteler an ihm die Neigung für literarische Gegenstände allzu offenherzig tadelte. Auch waren unterdessen die Karlsruher „Getreuen" Anselm Feuerbachs schon seit geraumer Zeit gern begrüßte Gäste der Mutter.

Es waren dies der Kupferstecher Julius Allgeyer (1829—1900) und der Kapellmeister Hermann Levi (1839—1900), vor allem der erstere, dessen Leben im Eintreten für die Kunst seines Freundes aufging. Mit Allgeyer, der nach seiner Übersiedlung von der gemeinsam mit Anselm in Rom innegehabten Wohnung nach Karlsruhe hier der Protagonist der Feuerbachschen Sache wurde, schloß Henriette ebenfalls Freundschaft, der wir an 700, allerdings oftmals nur flüchtige Briefe von ihrer Hand verdanken. Als Allgeyer nach München zog, wo er in das photographische Atelier von Albert eintrat, gründete er den ersten Kreis der Anhänger des Meisters. Erst jetzt kann von einem eigentlichen Briefwechsel zwischen ihm und Frau Feuerbach die Rede sein, die Nähe von Heidelberg und Karlsruhe hat vorher Lücken geschaffen, die durch persönliche Zusammenkünfte zu erklären sind. Allgeyer hat Hermann Levi, der Anselm sympathisch war, zu Mutter und Sohn 1865 nach Baden-Baden gebracht. Er veranlaßte später auch Johannes Brahms und den jungen Conrad Fiedler zum Besuch in der Gloverschen Pension, wo jene wohnten,

Während Fiedler dem Sohne sich näherte, schloß Brahms sich der musikbegeisterten Henriette an. Es ist damals viel die Rede gewesen von der Absicht, daß Brahms eine Oper schreiben wolle. In seinem Nachlaß fand sich der Entwurf eines „Fortunat" in Henriette Feuerbachs Handschrift vor, ein bescheidenes Produkt ihrer zahlreichen Märchenspiele, die sie für die Puppentheater der Kinder ihrer Freunde und auch wohl zu kleinen Gelegenheitsaufführungen derselben zusammenreimte.

Ihre Lieblingsbeschäftigung war und blieb die Musik. Neben dem Unterricht bildete sie sich selbst technisch fort. Ihr Spiel war freilich dilettantisch im heutigen Sinne, aber der Geist der musikalischen Interpretation unübertrefflich. Es ist sehr fein, später einmal von der Siebzigjährigen die Zustimmung zum dritten Akt des eben in Bayreuth gehörten Wagnerschen Parsifal zu vernehmen, der aber sogleich „in den Abgrund versinkt", als das Studium des Werkes am Klavier begonnen wird. Ihr Interesse blieb allen neuen Erscheinungen der Musik ebenso erhalten, wie den wichtigen Büchern der Literatur. Ihr unbeirrbarer Sinn, zwischen Echtem und Vergänglichem instinktiv sicher zu unterscheiden, half ihr zu einer vorzüglichen Auswahl. Sogar Brahms wurde nicht unbedingt anerkannt. Nur Götz, der frühverstorbene Komponist der „Zähmung der Widerspenstigen", erfreute sich Henriette Feuerbachs Vorliebe.

Die Musik brachte Menschen in das Haus der Frau Hofrat, welche besonders gern die Quartettaufführungen am Sonntag vormittag aufsuchten, wo gelegentlich gefeierte Künstler aus Frankfurt und Karlsruhe mitwirkten, Clara Schumann spielte, Aglaja Orgenyi sang, Levi am Klavier begleitete. Nur sehr selten ließ sich Frau Feuerbach bestimmen, bei Freunden zu spielen. Um so lieber hörte sie guter Musik zu. Unter ihren Schülerinnen befand sich gleich anfangs (Winter 1853/54) die damals in Heidelberg weilende Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein-Augustenburg, mit deren Eltern und

Bruder, dem nachmaligen Grafen von Noer, eine dauernde freundschaftliche Verbindung geschlossen wurde. Im Herbst 1855 folgte Henriette Feuerbach der Familie Augustenburg für längere Zeit nach Paris. Dies blieb ihre einzige größere Reise, außer den Fahrten zu den Verwandten nach Bayern (1863/64 und 68), nach München und Berlin zu den Ausstellungen des Sohnes, nach Baden-Baden zum Sommeraufenthalt mit Anselm (1865, 1869 und 1872).

Eine besondere Seite der Tätigkeit Henriette Feuerbachs, die uns immer erstaunlicher in ihrer umfassenden Geschäftigkeit erscheint, war ihre Wirksamkeit im Heidelberger Frauenverein, dessen Vorstand sie lange Jahre angehörte, und dem sie bei ihrem Scheiden aus Heidelberg ihr Bildnis, von der Hand des Sohnes gemalt, zurückließ. Ihrer Initiative war die Gründung einer besonderen Abteilung für Krankenpflege 1870 zu danken. Über ihr unermüdliches Schaffen während des Krieges — der Zeit, wo sie Briefschreiben, literarische und musikalische Beschäftigung hinter der selbstgewählten Pflicht völlig zurücksetzte — und über ihre wohltuende Art bei der Pflege der Verwundeten hat sich lange in Heidelberg rühmende Kunde erhalten. Mehrere Orden bekundeten nach dem Friedensschluß den Dank der Regierungen. Wir wissen daß Frau Feuerbach früher die Absicht gehabt hat, den Beruf der Krankenpflegerin ganz zu wählen.

Der Tod der Brüder und der Nichte, die Erkrankung der Stieftochter Emilie veranlaßten bereits im Winter 1863/64, der für Anselm günstig durch Schacks Eintreten begonnen wird, ihren Entschluß einer zweimaligen erfolglosen Bewerbung um die Stellung als Oberaufseherin im Frankfurter Krankenhaus. Dadurch sollte Emilie die Freiburger Pension ganz erhalten werden. Zwischen Mutter und Stieftochter war das Einvernehmen sehr schwer aufrecht zu erhalten. Zuerst hatte Emilie versucht, als Gesellschafterin in Wien auszuhalten, dann malte sie Blumen und gab Mal-

stunden. Ihr Hauptübel, der Hang zur Träumerei, das Fehlen allen Sinnes für den Ernst des Lebens, wurde durch beginnende Krankheit verstärkt. Sie blieb zeitlebens äußerlich und innerlich ein Kind. Endlich zwang die zunehmende Melancholie dazu, sie in Freiburger Privatpflege unterzubringen, wo sie im März 1873 starb. In diesen Tagen hat Frau Feuerbach geschrieben: „Mein Weg geht fortan ganz im Dunkeln. Aber ich will doch nie vergessen, daß es über meinem Willen eine Sonne gibt, die denen scheint, die ich lieb habe. Und deshalb will ich das Leben lieb haben."

Damals zeigen sich zum wiederholten Male Anzeichen nervöser Erkrankung bei Henriette Feuerbach, über die der Wille nicht zu triumphieren vermag. Ein hartnäckiges, mehrfach vernachlässigtes, durch gelegentliche Kuren in Steben anscheinend behobenes Unterleibsleiden trat hinzu. Aber die Sorge um Anselms Gesundheit überstieg schließlich die Gedanken an das eigene Wohl. Im März 1876 kam der in seinen Nerven total alterierte Künstler todkrank zur Mutter ins Haus nach Heidelberg. Den Wünschen des Genesenden zuliebe entschloß sie sich, Heidelberg und ihre vielen Freunde zu verlassen und im Herbst 1876 nach Nürnberg zu ziehen.

Henriette Feuerbach beginnt nun von der Pegnitz zum Neckar eine sehr eifrige Korrespondenz mit den Freundinnen Frau Sophie Kayser, Frau Emma Ribbeck, der Gattin des nachher nach Leipzig berufenen Philologen, Frau Weber, der Frau des Historikers. Auch mit den Familien Hausrath und Holtzmann werden Briefe gewechselt. Wir dürfen daher für die Schilderung des Aufenthaltes in Nürnberg auf diese Schreiben verweisen. Henriettes Leben verlief in „tiefster Einsamkeit". Die Bemühungen, Anselm nach seinem Rücktritt von der Wiener Professur eine neue dauernde Anstellung zu verschaffen, bilden den Hauptinhalt der Briefe an die Münchner Freunde Allgeyer, Levi, Fiedler, zu welchen sich der

Kabinettsekretär König Ludwigs II., von Bürkel, gesellt. Fast eine besondere Abteilung der Korrespondenz Frau Feuerbachs könnten die im Interesse Anselms geschriebenen Gesuche bilden, wenn ihr Inhalt irgendwie außerhalb des amtlichen Aktenfaszikels bewahrt zu werden verdiente. Wie sie früher an den badischen Großherzog und den deutschen Kronprinzen sich wandte, an den letzteren, um dem Sohn Freskenaufträge im Reichstagsgebäude zu verschaffen, erlangte sie von Nürnberg aus den Ankauf der „Medea" für die Pinakothek und des „Platogastmahls" für die Nationalgalerie. Zweimal stehen die Dinge einer Berufung nach München günstig, besonders im Juli 1878, als der bayerische Minister Pfeuffer zur Einleitung von Verhandlungen in Nürnberg eintrifft. Schon wird die Wohnungsfrage bedächtig überlegt.

Zum fünfzigsten Geburtstage Anselm Feuerbachs gelingt den Freunden gegen die Feindseligkeiten der Künstlerschaft und der Kritik eine Ausstellung einiger seiner Werke in München zustande zu bringen. „Könnte ich nur Anselms diesjährigen Geburtstag ein wenig hell machen," lautet der bekümmerte Ausruf der Mutter. Aber freudig schreibt sie kurz darauf, nachdem sie selbst die Veranstaltung in München gesehen hat: „Es waren ein paar schöne Tage, die ich hell im Gedächtnis behalten werde."

In Nürnberg knüpfen sich unterdessen ebenfalls freundschaftliche Beziehungen, die neben das Beisammensein mit den Verwandten treten, mit dem Direktor des Germanischen Museums Essenwein, dem Gymnasialdirektor Heerwagen, dem Buchhändler Soldan und seiner Familie, dem Justizrat Dr. Berolzheimer und dessen Gattin. Die letzteren beiden Herren wurden Frau Feuerbachs Berater bei ihren immer mehr sich verwickelnden geschäftlichen Angelegenheiten. Wenn Anselm, der den Winter in Venedig zubrachte, heimkehrte, kam die Sonne durch die dunkeln Wolken. Er hat 1877 das große Bildnis der Mutter, das sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie

befindet, geschaffen, nachdem er 1871 das kleinere Porträt gemalt hatte, welches an der Spitze dieses Buches wiedergegeben ist. Über die wunderbar ergreifende Erscheinung Henriette Feuerbachs, die durch diese beiden Werke des Sohnes der Nation erhalten bleibt, mit nüchternen Worten zu berichten darf füglich unterlassen werden.

Am 9. September 1879 feiert sie still mit ihrem Anselm seinen fünfzigsten Geburtstag. Ein milder Winter folgt, von dem ihr letzter Brief an ihren Sohn berichtet, der mit den schwermütigen Worten schließt: „Das ist mein Trost von einem halben Jahre zum andern, bis es endlich zu einer wirklichen Heimat kommt." Am 4. Januar 1880 trifft die Mutter der härteste Schlag ihres Lebens. Dem Sohn, für den zu sorgen sie dem sterbenden Vater gelobt hatte, fällt das Los, vor ihr in die „wirkliche Heimat" gehen zu müssen.

Wir lassen die Briefe Henriette Feuerbachs, zu deren Verständnis diese leider nicht mehr zusammenzudrängende Einleitung dienen soll, aus dem langen, fast dreißig Jahre umfassenden Zeitraum in einfacher chronologischer Anordnung folgen.

An Carl Schmitt-Blank in Freiburg.

Heidelberg, den 5. März 53.

Sie bekommen recht spät Antwort auf Ihre letzten Zeilen. Daran war viel Unruhe, Sorge und Arbeit schuld. Mein Bruder in Ansbach war viele Wochen todkrank an Schleimfieber, und ich war zwei der letzten fortwährend reisefertig, im Fall das Schlimmste zu befürchten wäre — in welcher Stimmung, können Sie sich denken. Gott hat den Kelch gnädig an uns vorbeigelenkt. Es geht nun wieder viel besser, und er wird zur völligen Erholung wahrscheinlich selbst im Frühling hierherkommen. Außerdem bin ich auf eigentümliche Weise streng geistig beschäftigt und muß sehr viel studieren, worüber

man aber nur mündlich reden kann. — So verging die Zeit, und Sie müssen mich freundlich entschuldigen.

Daß das Denkmal fertig ist, freut mich; nicht so aber Hr. Knittels Meinung, daß die Figur stärker werden müßte. — Die Zeichnung ist nach der antiken Originalstatue, und ich denke, der griechische Bildhauer hat die Verhältnisse wohl zu würdigen gewußt. — Anselm bat auch so sehr, sie ja schlank zu halten, weil Hr. Knittels Figuren sonst alle in der Korpulenz etwas derb sind und über das Maß der Schönheit hinausgehen. Da läßt sich nun freilich nichts mehr machen. Ich habe durch Buchhändleranweisung Hr. K. auf zweimal im ganzen 100 angewiesen. 25 von Ihnen, bliebe also noch 25 Rest, die ich ihm nächstens senden werde. Von Vieweg ist noch immer nichts gekommen, und ich bin sehr verdrießlich darüber, dagegen ist das Porträt in Stahlstich von einer wunderbaren und ergreifenden Ähnlichkeit ausgefallen.

Von uns kann ich so ziemlich Gutes melden. Anselm ist fleißig in Coutures Atelier und Emilie hier wohl und heiter. Die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Professorenfamilien gegen uns zwei Verlassene ist wirklich rührend und anerkennenswert. Wonach andere jahrelang trachten, das trägt man mir alles auf dem Präsentierteller entgegen, und ich habe mich nur immer zu besinnen, wie ich, ohne unfreundlich und undankbar zu sein, meine Selbständigkeit in geselliger Beziehung bewahre, und meinem Grundsatz treu bleibe. Ohne es zu wissen, wird man immer tiefer eingewickelt, und kommen immer neue Menschen hinzu — das ist nicht gut für mich, die ihre Zeit so ängstlich zu sparen hat. — Für den Gervinusschen Prozeß werden Sie sich auch interessieren, der hier das Tagesgespräch bildet. Ich mag eigentlich Herrn Gervinus nicht so besonders, er ist mir nicht frisch und lebhaft genug, und sein Buch ist mir viel zu schwerfällig, aber doch liegt mir's am Herzen, daß er freigesprochen wird. Er selber nimmt übrigens die Sache ziemlich humoristisch, wenigstens

dem Anschein nach. In der Wirklichkeit mag es ihn, den vornehmen Aristokraten der Wissenschaft, sehr genieren, daß ihm die ordinäre Praxis so nahe auf den Hals rückt.

Von Freiburg höre ich gar wenig. Frau Schwörer schreibt von Zeit zu Zeit und der wunderliche Hr. Stolz — sonst niemand, wenn Sie sich aus dem Staub machen wollen, wie mir scheint, weil sie immer nur schreiben, wenn sie müssen. Zugleich fällt mir ein, daß ich Ihr „Euer Wohlgeboren" mit „Euer Hochwohlgeboren" erwidern wollte zum Beginn des Briefes; leider habe ich es vergessen, und die Bosheit ist Ihnen nun unverdientermaßen geschenkt. Von Senglers haben wir gar nichts gehört, und folglich bleibt uns die Andeutung wegen Emilie ein unauflösbares Rätsel und muß dann zu soviel anderen gelegt werden, die einem überall und allenthalben im Leben begegnen. Emilie war vier Tage sehr vergnügt in Mannheim bei unserer alten lieben Freiburger Freundin Stadtdirektor Wegheim, hat den Don Juan gehört, was von dem Mannheimer Orchester etwas heißen will.

Nun aber hat mein Stündlein geschlagen. Leben Sie wohl und grüßen Sie alle freundlich, die sich unser erinnern.

Mit dem herzlichsten Gruß

Henriette Feuerbach.



An Carl Schmitt-Blank in Freiburg.

Heidelberg, den 4. Juni 53.

Lieber Herr Professor!

Es ist unrecht von mir, daß ich Ihnen für Ihren freundlichen Brief und für alles, was Sie indessen wieder in unserem Interesse gesorgt und getan haben, erst heute danke. Ich bin so sehr in Anspruch genommen und wirklich recht von allen Seiten festgefaßt von der Arbeit und von der Verantwortung, welche mir die Zusammen-

stellung des ersten Bändchens unseres Werkes auferlegt. Dazu ist jedes Restchen von Ruhe, welches sich vielleicht hie und da noch in einem Winkel meines Wesens versteckt haben könnte, von den jungen Feuerbachsköpfen so total breit mit Beschlag belegt, daß ich nicht zu mir selbst, geschweige denn vernünftig zu andern kommen kann. Ich lebe nun ganz in den italienischen Briefen, und die Sorge, daß der kleine Auszug, welchen ich mache, ganz in Feuerbachs reinem poetischen Sinn bleibe, läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe.

Die Daktylothek ist ganz wohl erhalten und unversehrt angekommen. Man hat mir 5 Louisdor dafür versprochen. Für alle Ihre übrigen Besorgungen den herzlichsten Dank! Was haben unsere Angelegenheiten Ihnen Not und Mühe gemacht! Anselm ist recht friedlich und gemütlich vernünftig und macht mir durch sein persönlich Wesen Freude. Er arbeitet ein paar Porträts und harrt mit Angst und Schrecken auf eine Rezension vom Düsseldorfer Kunstverein. Ich bin auch sehr ängstlich, ohne es mir merken lassen zu wollen. Die wenigen Kopien, welche er mitgebracht, scheinen mir sehr gut zu sein.

Emilie, die Ihnen selbst einen Gruß beilegen will, ist nicht so recht in der Höhe, wozu selbst die Anwesenheit des Bruders nicht ganz ausreicht. Die beiden sind trotz der innigsten Liebe doch zu verschieden organisiert und auch zu entschieden individuell organisiert, als daß eines in das Wesen und Bedürfnis des andern einzugehen Laune und Muße hätte. Es ist dabei wenigstens das eine Gute, daß ich als Mittelperson für beide doch noch nicht überflüssig bin. Bei Emilie ist die Märchenquelle etwas ins Stocken geraten, das macht sie unzufrieden.

Was ich Ihnen sonst von hier erzählen soll, weiß ich nicht. Es geht denn auch hier wie allenthalben, daß man mehr Leute als Menschen trifft. Außer unseren Verwandten, die unbeschreiblich gut, aber nicht geistesanregend sind, steht uns noch niemand näher.

Ich wünsche hauptsächlich für Emilie einen recht erfrischenden Umgang. Was mich betrifft, so legt strenge Beschäftigung eine dichte Decke über mein eigenes Innere, und ich nehme mir nicht die Zeit, sie aufzuheben, selbst wenn mir darunter etwas sehr wehe tut. Eines redlichen Herzens und festen guten Willens bin ich mir dabei bewußt, nebst dem Bestreben, beides so gut ich's vermag in meinem kleinen Leben auszuprägen. Das muß und wird ausreichen, solange Gott will, daß ich ausreiche. Wenn gute und noble Menschen das herausfühlen, so bin ich so dankbar dafür und betrachte jede freundliche Teilnahme als eine geschenkte Erquickung auf dem oft mühseligen Wege.

Ich danke Ihnen auch vielmal für Ihre Sorge um unser teures Grab. Bitte, legen Sie diese Zeilen einen Moment auf den Hügel zum Gruße, und lachen Sie nicht über das kindische Begehren, ich war es so gewohnt, alles hinzutragen und auf der heiligen Erde zu weihen.

Anselm will dann, wenn Sie es des Denkmals wegen für nötig finden, nach Freiburg kommen, sonst nicht, da wir schon hoffen, Sie hier zu sehen. Hr. Knittel möchte nur die Figur auf dem Medaillon recht schlank halten. Das große Amorettenbild will Anselm nicht verkauft wissen. Ich werde nun dem Schreiner selbst schreiben, damit Sie keine Not mehr damit haben. Ein weiteres Anliegen Anselms ist, daß er, nach einem plötzlichen Raptus, seine Shakespearezeichnungen wieder aufnehmen will und von Ihnen gelegentlich den Sturm auf einige Zeit leihen. Ich will dafür einstehen, daß Sie ihn wiederbekommen. Vielleicht läßt sich dies abtun, wenn A. doch nach Freiburg kommt. Sie sind so freundlich, ihn einzuladen, aber wir würden dadurch, fürchte ich, Schwörers kränken.

Und nun leben Sie recht wohl und bleiben uns gut. Anselm wollte Ihnen auch schreiben, aber nun ist er nicht da, und ich will nicht länger warten. Viele Grüße an Senglers, denen ich bald schrei-

ben werde. Könnte ich wohl die Rede des Herrn S. abgeschrieben bekommen?

Von Herzen Ihre
Henriette Feuerbach.



An Michael Bernays

Anliegendes Bild meines edlen entschlafenen Freundes wollte ich Ihnen, lieber Bernays, gestern abend geben, zum Andenken an den Tag, an welchem der letzte Apollobogen durch Ihre Hände ging. Da wir aber nicht allein waren, soll es Ihnen zum freundlichen Sonntagmorgen zukommen. Empfangen Sie es, als drückte Ihnen Feuerbach selbst die Hand, zum Danke, daß Sie sich seines teuern Schmerzensbuches so liebevoll angenommen haben.

Mit dem freundlichsten Guten Morgen

Henriette F.

Sonntag, den 1ten September 55.



An Michael Bernays.

Basel, den 25. oder 26. November 1855.

Ihr Brief, mein lieber Freund, war mir gestern abend eine wahre Erquickung. Vielleicht könnte ich, um mich schön auszudrücken, sagen, wie einst eine bekannte Dame an Feuerbach schrieb „,wie ein Tautropfen in den kühlen Tagen". Sie wollte aber sagen „schwül". Die Art Ihrer Besorgung, Behandlung und Meldung all der schwierigen Angelegenheiten ist über alles Lob erhaben, und ich bin weit entfernt, Ihnen den Zoll meiner tiefstgefühlten Bewunderung und Dankbarkeit zu versagen.

Im Ernste — ich habe Ihnen für vieles zu danken. Dies Vielerlei läßt sich aber leicht in eines zusammenfassen: daß es nämlich sehr lieb und sehr fein von Ihnen ist, einer alten Frau so treu anhänglich

zu sein, die gar nichts von all dem besitzt, was sonst die Jugend anzieht. Daß ich dies zu schätzen weiß, werden Sie wohl längst gefühlt haben, denn wer mit Frauen umgeht, lernt zwischen den Zeilen lesen (besonders da Sie diesen Brief an Ihrem Geburtstage erhalten), daß Sie eine wahre und echte Freundin an mir haben — und sonst wünsche ich Ihnen alles Glück und allen Segen, nach dem ein strebsamer Geist und ein jugendlich Gemüt verlangen mag.

Und nun zur Beantwortung Ihres Briefes. Über die Apollozeichnung bin ich ruhiger, als ich selbst dachte — denn die schlechte Ausführung ist für mich eine erfüllte Ahnung. Feuerbachs Apollo ist der geschriebene — das andere ist Zugabe, daran muß man sich halten und mit der Unvollkommenheit alles Irdischen sich trösten. Über den Aretino ist, dank Ihrer bewundernswürdigen Geschicklichkeit, im Augenblick nichts zu sagen. Gott möge mir nur eine glückliche Idee eingeben, was nach Frankfurt mit dem Ungetüm anzufangen ist.

Recht in der Seele hat es mir wohlgefallen, daß mein geliebter Samson Ihnen so große Freude machte. Eigentlich muß man in den tiefsten Abgrund menschlicher Schmerzen hinabgestiegen sein, um ihn ganz zu verstehen. Er faßt die ganze Qual der Menschlichkeit zusammen und hebt sie allgewaltig „mit feurigen Armen zum Himmel empor". Zwischen der tiefen Einsamkeit der armen Seele in „Nacht ist umher" — bis zu dem mächtigen Sphärengesang „Erhaben über Zeit und Tod" liegt das ganze Geheimnis des Lebens. Es ist mit ihm gerade wie mit den Psalmen. —

Doch nun will ich Ihnen von mir erzählen, und daß ich in tiefster Arbeit stecke. Das Geschäft ist nicht schwer, aber langweilig. Die Papiere fand ich von der Hand eines wohltätigen Neffengenius geordnet. Sie sind kein Meer, das Perlen auf seinem Grunde birgt, wie Heine singt und auch Emanuel Geibel — auch kein Strom, der seine Wellen dem Meere zuträgt, wie vielleicht ein anderer Dichter gesagt hat oder sagen hätte können — sondern ein

seichtes, stehendes Wasser, aus dem einige Wasserblumen und Meerbinsen zu erbeuten sind, und die schwimmen von selbst lustig obenauf. Einer fast übermenschlichen Geduld aber bedarf ich, weil das Bewundernswürdigste geleistet wird, mich zu stören. Die Intrigen, die ich insgeheim spiele, um mich zu retten, sind von der drolligsten Art und mein Privatvergnügen bei dieser Sache, was aber, der Himmel weiß, teuer erkauft ist. Doch geht es trotz dem allen rasch vorwärts, wozu ein ordentlicher Schreiber, ein Candidatus theologiae das Beste beiträgt.

Ernstlich peinlich waren die ersten zwei Tage durch einen Brief des Hrn. Schirmer, welchen ich am ersten Morgen meiner Ankunft erhielt, und der so abscheulich ist, daß ich kein Eigenschaftswort für ihn aufzutreiben weiß. Ich mußte nur überlegen, ob ihn die höchste Bosheit oder Dummheit eingegeben hatte. Späterhin ergab sich das letztere, denn nachdem ich nur ein paar Zeilen erwidert, die freilich ebenso fein waren als die seinigen roh, erhielt ich umgehend einen zweiten Brief, in dem er alle und jede Beleidigung zurücknimmt und mich auf meine Antwort hin seiner „tiefsten Anhänglichkeit" versichert. — Ich habe unter diesem Zwischenfall sehr gelitten, und mein schmerzliches Erstaunen, daß jemand wagt, so mit mir umzugehen, hat mich selbst belehrt, daß ich in der Demut noch nicht sehr weit gekommen bin. (Dies unter uns.)

An Emilie schreibe ich erst, wenn ich erfahren, daß sie von Mannheim zurück ist. Ich selbst eile gewiß, soviel ich nur immer kann, um nicht über meinen Termin auszubleiben. Ich hoffe auch, daß es gehen wird. Grüße an Kapps trage ich Ihnen nicht auf — denn ich müßte sonst selbst schreiben.

Die freundlichsten Grüße und Wünsche

Henriette Feuerbach.

Sie werden von Paris das bewußte Paketchen erhalten. Vielleicht ist es schon in Ihren Händen?

An Michael Bernays.

Den 4. Juni 56.

Mein lieber freundlicher Sohn
und sohnlicher Freund!

Ich hatte mir recht fest vorgenommen, Ihnen nicht jedesmal gleich auf der Stelle zu antworten, damit Sie nicht gar so übertrieben verwöhnt würden. Nun ist es aber komisch, daß ich doch immer eine Ursache finden muß, die mich sogleich schreiben heißt. Das erstemal war es der Kummer über Ihren Kummer, das zweitemal hatten Sie ausdrücklich gebeten, das drittemal war's der Oeser — und diesmal — hat mir Ihr lieber, herziger, frischer Brief so große innerliche Freude gemacht, daß ich Ihnen nicht zumuten mag, den Dank dafür mit Harren abzubüßen. Ich muß Ihnen auch sagen, wie drollig ich mir den Kampf denke, welchen Sie in Ihrem Gemüte des Oeserschen Einbandes wegen auszustehen haben, denn Sie hätten gewiß alle Viertelstunden zehnmal Lust, das Buch an die Wand zu werfen oder auf den Boden und mit Füßen darauf herumzutanzen. Meinen sokratischen Wahrspruch, daß die unbewußte Dummheit darin die absichtliche übertrifft, werden Sie jetzt erst in seinem ganzen Umfange ermessen können. Ein Gutes ist aber dabei. Es ist eine so dicke, weit und breit gelagerte Dummheit, daß man ordentlich eine Art Respekt davor bekommt, denn es gehört Genie dazu und muß wohl eine Gabe des Himmels sein, so dumm zu sein. Wenn Brandstetter Sie aber nicht sehr anständig honoriert, so daß für Sie eine wirkliche Sicherheit dadurch erzielt wird, können Sie es nicht tun, denn nur das Bewußtsein, für die selbständige Existenz und für eine freie Zukunft zu arbeiten, kann zu so etwas Schrecklichem Kraft geben, oder Sorge, Liebe und Aufopferung, wie bei mir. Ich hatte aber drei dicke Bände und einen kleinen jungen, „Kurzer Leitfaden" gescholten. Und der kleine, junge ist seit vier Tagen wieder bei mir eingekehrt und will als Vor-

läufer des großen alten eine neue Auflage. — Nun sehen Sie die Sympathie; ich muß auch oesern. — Doch vor der Hand nur drei oder vier Wochen. Die große Oeserei geht dann erst in einem oder zwei Jahren an, da ich für alle künftigen Auflagen kontraktlich dem Oeser überantwortet bin.

Ihres Aufenthaltes in Bonn, der so heiter und ersprießlich ist, freue ich mich von Herzen. Es muß ein ganz anmutiges und regsames Leben dort sein — doch ganz anders als hier, wo man gar so allein ist. Seit Sie weg sind, kann ich die Worte, die ich geredet oder gehört, nicht zählen, eben weil es gar keine sind. Ich rede schweigend und schweige redend, und die Menschen, die mich umgeben, tun leider nur das letzte und nicht das erste. Sie haben so schöne Worte geschrieben, ich solle stark sein im Denken und Wollen und an mein eigenes Evangelium glauben. Das will ich nun auch verkünden. Ich habe für das Wissen eine zweifache Hochachtung. Einmal für den stillen, anspruchslosen Sammlerfleiß in seiner rührenden, pedantischen Poesie, und dann für die Gelehrsamkeit, welche einem künstlerischen Geist als formsames Material dient. Wär' ich ein Mann und ein Gelehrter, so hätte ich vielleicht zu dem letzteren die Kraft, so aber kann der innerliche Künstlergeist nichts tun, als sich am Leben selbst versuchen, und die kurze Zeit, die ihm auf Erden gegeben ist, zu einem stillen, kleinen, wenn auch ungesehenen Kunstwerk machen. In diesem Sinne kommt mir manches, was andern hochwichtig dünkt, klein und umgekehrt manches, was andere für geringfügig halten, groß und bedeutend vor, weil ich, um die Harmonie nicht zu stören, alle Dinge nur im Verhältnis zu den andern und nicht losgelöst und einzeln anfassen darf. Deshalb schadet mir auch die Einsamkeit und Verlassenheit nicht, und die Geistesarmut, in der ich lebe, denn was mir am Verstand abgeht, kommt dem Willen zugute. — Wäre ich nicht die personifizierte Vernunft und Ergebung, so würde ich auch Ihre Entfernung schwerer

tragen, als ich es tue, so aber hilft Einsicht und guter Wille über vieles hinweg, und Ihre Briefe machen mir Freude und kommen wie ein wohlbeladenes Schiffchen sicher bei mir ans Land.

Von Frau Ritschl wollten Sie mir erzählen, vergessen Sie es nicht — und auf das vernünftige Wort über das Kölner Dombild warte ich auch, denn ich kenne das Bild nicht. Ich denke, die Menschen haben die schönen Kirchen gebaut nicht aus Geltungsbestreben, sondern in demütiger Frömmigkeit, um Gott zu ehren, aber es liegt noch etwas Tieferes dahinter, nämlich, daß die Kunst, als das menschlich Höchste, sich ihrem Wesen nach nur an die höchsten und heiligsten übersinnlichen Ideen anschließen kann. — Der Künstler aber, der sein Werk zur Ehre Gottes aus Frömmigkeit schafft, der ist kein Künstler. Die Vermittlungsglieder zwischen diesen Gegensätzen muß ihr kulturhistorisches Gewissen selber finden. Mir wird's zu lang — von mir darf man nicht sagen — „lange Rede spannst du!" — nicht einmal auf dem geduldigen Papier.

Von unserm Leben ist äußerlich fast nichts zu berichten. Es geht ein Tag wie der andere still und einförmig, aber doch innerlich gesegnet und erquicklich wie das wohltätige, eintönige Grün der Efeuwand . . .

Mit Lesen geht es nicht so recht, ich hatte Ihren Gibbon so gern, daß es mir einen wahren Kampf kostet, in einem andern Buche fortzufahren. Doch geht es jetzt schon etwas besser. Ich kann zu wenig englisch und muß soviel aufschlagen, und das stört natürlich den Genuß, doch der Gewinn wird auch bald kommen. Erstes Buch Samuel ist auch aber mit rechter innerlicher Kraft genossen worden. Ich habe grenzenlose Sympathie mit König Saul, der mich fast immer zu Tränen rührte. Ein tieferes menschliches Bild ist nie gezeichnet worden. Auch herzlich gelacht habe ich, kurz, alle kleinsten Kleinigkeiten begriffen in Gedanke und Sprache. Schreiben Sie mir immer, was Sie für unsereines Zugängliches lesen. Am Klavier

bin ich fleißig an Fugen und Sonaten. Gestern abend hat es mich wehmütig berührt, als ich hörte, daß Joachim den ganzen Sommer hier zubringt und fast täglich mit Francis Bunsen, die ganz mittelmäßig und seelenlos spielt, privatim musiziert. Was wäre es für mich, meinen langjährigen Fleiß einmal einem wahren Künstler gegenüber zu erproben — aber wer denkt hier an die arme Frau Feuerbach? Abgesehen von aller Anspruchsvoll- und -losigkeit ist das doch wirklich merkwürdig.

Von Moleschotts Antrittsrede in Zürich muß ich noch erzählen, die hier wahrhaft Epoche gemacht hat, weil er darin den hiesigen Senat ein willfähriges Werkzeug der Jesuiten nennt. In der Zueignung an seinen Vater hat M. zuviel Ballast ausgeworfen, und sein Schiff schwankt sehr auf den hohlen Wogen des Pathos umher. Die Rede selbst „Licht und Leben" — die Einwirkung der Sonne auf die organische Welt — ist sehr schön und klar geschrieben, enthält wahrscheinlich gar nichts Neues, berührt aber anfangs angenehm, weil der Grundgedanke mit einer Art von poetischer Erhebung angefaßt ist, so lange von den lieben Pflanzen die Rede ist, nachher aber verflacht sich die ganze Geschichte und versandet in dem ewigen Problem von Kraft und Stoff — Gehirn und Geist.

Nun sollen Sie auch recht wohl leben. Der Wind rauscht über mir in den Blättern des Nußbaums — Emilie übt drinnen im Zimmer Cramersche Etüden, und ein kleiner Vogel piepst in der Efeuwand. Neben mir liegt der junge Oeser, an den ich gehen muß, wenn der Brief fertig ist — So haben Sie ein ganzes Bild der Gegenwart. Nun guten Morgen und glauben Sie mir, daß ich Ihre Liebe und Treue als einen Trost und Schmuck meines kommenden Lebensabends in fester Seele halte und bewahre.

Henriette F.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 11. Juni 56.

Sie fangen bereits an, in aller Form Sohnesrechte in Anspruch zu nehmen, lieber Bernays, denn ich ängstige mich, daß ich von Bonn aus noch kein Wörtchen gehört habe. Sind Sie in den Rhein gefallen oder in sophokleische Begeisterung noch tiefer als der Rhein, oder was ist sonst mit Ihnen?

Auf alle Fälle will ich voraus schreiben, da ich nicht weiß, ob ich bei Empfang Ihres nächsten Briefes gleich Zeit zu antworten habe, und warten sollen Sie nicht, wenigstens nicht gleich das erstemal.

Für Ihren Mainzer Brief danke ich Ihnen von Herzen. Er hat mich erfreut und ergriffen, und ich nehme den Inhalt an, so ehrlich und einfach, als er aus Ihrer Seele kam. Gerne will ich den Schatz Ihres Innern bewahren, den jungen Baum pflegen, der bestimmt ist, edle Frucht zu tragen und weithin seinen Schatten zu breiten. Wenn Sie dann heute oder morgen Ihr Eigentum zurückfordern, damit die Welt ihr Teil erhalte und dem Glück der Jugend sein Recht werde, so verliere ich dabei nichts, nach meiner Art zu fühlen, weil, was Sie erreichen, schaffen und genießen, als verdoppelter Reichtum zu mir zurückkommt. Ich weiß es ganz sicher, daß Sie mich, und wenn ich nicht mehr bin, mein Andenken hoch und wert halten müssen. Ihr Leben lang, denn ich bin mir der eigenen Tiefe und Reinheit bewußt. Es ist dies wohl ein großes Wort, das man nur in guter Stunde aussprechen darf, und Sie mögen es ausschöpfen bis auf den tiefsten Grund, Sie finden keinen Tropfen Hefe darinnen.

Von unserm Leben ist wenig zu erzählen. Grimmige Räumerei, staubwirbelerfüllte Existenz, die mir alle Gedanken raubt, bis auf die Sorge um meine Lieben nah und fern. Dennoch hege ich trotz aller Verfinsterung die kühne Hoffnung, wenigstens nicht völlig der Dummheit anheim zu fallen. Ich gedenke sehr gut zu werden, und aus der Güte will ich Geist schöpfen und Vernunft und

Klugheit und richtiges Empfinden. Und wenn ich die so erzeugten Gedanken in den Ur-Born nochmals ein- und untertauche und sie so, liebevoll durchwärmt, ans Tageslicht bringe, und dann doch noch dabei dumm bleibe, so ist es nicht meine Schuld. Eine helle, himmelblaue Seele habe ich freilich nicht immer, aber das geht auch nicht, wenn man gut sein will. Da gibt es Wolken, die werfen ihren Schatten.

Von Anselm noch kein Brief, doch bin ich im Stadium des Angstgefühls noch nicht angelangt. Emilie ist sehr lieb und tapfer in allerlei innerlichen Kämpfen und Zweifeln. Bis Sonnabend nachmittag dürfen Sie sich uns wieder in anständiger Umgebung denken. Heute bügele ich Vorhänge, und die Hand zittert von der etwas ungewohnten Arbeit. Wenn dann wieder völlige Ruhe und Stille eintritt, dann wird mir's wohl oft aufs Herz fallen, wie gemütlich Sie da sein könnten.

Und nun Gott befohlen, und leben Sie in voller Wirklichkeit wohl und gut, dann tun Sie's auch für mich.

Henriette Feuerbach.

Sie haben Handschuhe bei uns liegen lassen. So Gott will friedlich.



An Michael Bernays.

Mittwoch, den 18. Juni 56.

Lieber Bernays!

.... Man hat Sie „in Ihrer Jugend" zu viel bewundert, und Sie waren nicht klug genug, einzusehen, daß die gewöhnliche Bewunderung auch gewöhnlich halber Unverstand und halb unbewußte Grobheit ist. Sie standen nicht auf dem Boden der Wahrheit, und das rächt sich jetzt. Denn die Wahrheit ist unerbittlich nicht nur gegen absolute Lügen, sondern sie geht mit noch empfindlicheren

und feineren Waffen den Illusionen zu Leibe, von denen Sentimentalität und Eitelkeit die behaglichsten und gefährlichsten sind — ihren Freunden aber gibt sie Kraft und Mark, und „die Wahrheit wird Euch frei machen", spricht unser Herr und Heiland.

Mich dünkt, ich bin absonderlich weise, und so will ich Sie noch ermahnen, Ihrem Freund Montgomery begreiflich zu machen, daß die vielgepriesene menschliche Ausbildung hinter dem Berge liegt und — durch muß man — sei er Fels oder Pfannkuchen — ich will damit sagen, Wissenschaft oder Schmerzen — am besten beides, denn Erlebnisse, die groß genug wären für einen Mann, gibt es nicht in unserer Zeit. Vergessen Sie aber ja nicht, Montgomery nie etwas zu sagen, was Kapps nicht ohne Mißverständnis hören könnten. Das sind Sie mir schuldig.

Um nun zu meinem eigenen historischen Hintergrund zu kommen, so ist er eben auch nicht glänzend. Anselm hat geschrieben, wie michs nicht freuen kann. Er will jetzt gleich nach Rom, weil in Florenz die guten Bilder okkupiert waren; spricht von Plänen und wenig Geld usw. Ich will mich nicht in diesem Briefe vertiefen, die Nächte sind lang und dunkel genug dazu. — Das wird nie enden, solange meine Augen das Licht erblicken. Emilchen hat sich mit Triest herumgetrieben, natürlich ist nichts daraus geworden. Das Ganze war Geflunker der hiesigen Damen, fürchte ich. Übrigens muß ich Ihnen doch sagen, daß Emilie bitteres Leid und Reue bei Ihrem Weggehen getragen hat, Sie durch böse Launen entfremdet zu haben. Doch soll ich's Ihnen nun freilich nicht sagen. Jetzt ist sie sehr böse, daß ich keinen vernünftigen Gruß ausrichten konnte.

Mein Zimmer nebst Altan ist ganz süß, lieb und feierlich, schimmernd vor innerlicher Reinheit. Jedes kleine Stück ist durch meine Hand gegangen, ich habe selbst die Gardinen aufgemacht und sogar den Boden gewichst, wovon ich nachher krank geworden bin. Genossen aber habe ich meine friedliche Behausung nur erst

wenig. Diese Woche ging noch auf Wäscheausbesserung und eine Menge kleinerer häuslicher Geschäfte. Nächste Woche erst werde ich ganz auf und unter meinen Lorbeeren ruhen und über Büchern und Noten meiner Sorgen zu vergessen suchen. Gelesen habe ich seit den letzten Wochen nichts, außer abends, die Biographie mit Tränenströmen, denn sie ist wirklich; gar nicht geschrieben — und den Agamemnon, der mir, da ich so vertraut bin, jetzt auch in der Übersetzung lieb ist. Nächsten Sonntag beginne ich wieder mit Gibbon des Morgens, aber es wird langsam gehen, denn ich muß ihn jetzt englisch lesen, und abends will ich Samuel mit Ihnen teilen. Das ist ein guter Einfall.

In Zukunft warten Sie nicht so rasch auf Antwort, ich mag viel lieber eine freiere Stimmung benutzen.

Henriette Feuerbach.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 26. Juni 56.

Es rührt mich unsäglich, daß Sie, lieber Bernays, Ihre junge Kraft an dem unglücklichen Oeser verschwenden sollen, an welchem ich die schwerste Zeit meines Lebens oder doch eine der schwersten verseufzt habe. Dennoch kann ich Ihnen nur zureden, das Anerbieten nicht wegzuwerfen, weil die härteste Arbeit besser ist als Geld annehmen und verlangen, 2. weil die Mühe verhältnismäßig für Sie eine geringe ist, 3. weil Sie Gervinus durch eine Weigerung über die Maßen verdrossen machen und sich in ein sonderbares Licht stellen würden, 4. weil der Oeser besser ist als eine Hofmeisterstelle. Was Freiheit und Selbständigkeit ist, wissen Sie noch kaum zu schätzen, weil Sie es nie entbehrt haben. Herr Weber hat für den Bogen 24 rf bekommen. (Mir hat er freilich nur 15 gegeben.) Mehr wird Brandstetter nicht geben wollen, aber weniger als 24

brauchen Sie auch nicht zu nehmen. Ich habe in sechzehn Monaten 1200 rf verdient, Sie können in vier Monaten mit leichter Mühe 800—1000 gewinnen und dabei provençalische Studien treiben. Denken Sie, wie ich alles Material erst mit unendlicher Anstrengung zusammenlesen mußte, während Sie es an den Fingerspitzen haben. Das Buch selbst kenne ich nicht, aber nach meiner Erfahrung möchte ich voraussagen, daß die natürliche Dummheit darin die absichtliche Dummheit, Naivität sein sollend, überbieten wird. Der Deser ist wirklich dümmer als dumm. Sie müssen ein neues Buch schreiben, und der Text mag Sie nur bewahren, daß es nicht zu gut wird. Der Abfall Ihres Wissens und Denkens ist vollkommen genügend, greifen Sie ja den Kern nicht an. Schreiben Sie es einfach wie einen Brief, erzählend, so schnell als Ihre Feder läuft, lesen Sie es einmal durch — dies ist mein tiefgefühlter, wohlgemeintester Rat, nehmen Sie dann zum Beginn des Winters das Geld und gehen Sie ruhig nach Berlin.

Ich habe die Bücher mit weißem Papier in Großquart durchschießen lassen. Dann läßt sich sehr gut mit Nummern oder Zeichen das neue Manuskript herstellen, ohne daß man ganz frisch schreibt. Kleinere Korrekturen können Sie auch in den gedruckten Text eintragen. Die Hauptsache wird freilich streichen sein.

So hat der gute Freund droben wieder einmal die verwirrten Fäden in die Hand genommen, die wir nicht zu lösen vermochten. Anselm hat auch sein letztes Jahr vom Deser studiert. — Macht sich für Sie noch etwas als Beigabe auf anderem Wege, so ist es um so besser. Eins habe ich noch zu bitten, lesen Sie meinen Deser nicht. Er ist noch dumm, nur das dümmer ist weggefallen. Wenn auch vielleicht einzelne Partien etwas leidlich geworden sind, so fehlt natürlich aller Geist und alle Auffassung im großen ...

Eigentlich habe ich die letzten Wochen sehr abscheulich gelebt, gearbeitet wie eine Taglöhnerin, drei Kopfweh- und fünf Zahnwehtage

bei gedrücktem Gemüte. Mein letzter Brief ist unter peinlichen Schmerzen geschrieben worden. Nun ist es aber so schön und ruhig, rührend reinlich und ordentlich, und es tut mir nur leid, daß der Hauch süßen Friedens, der in meiner kleinen Wirtschaft weht, Sie nicht lebendig berühren kann. Karoline ist mit großem Jammer geschieden, und ich habe ohne sie nun kaum mehr die Hälfte zu tun. Es geht alles von selbst, wie eine wohlregulierte kleine Maschine. Mit Besuchen ist es leidlich. Frau L. aus Kreuznach ist hier und quält mich wieder mit den Vergleichungen aus Amaliens Zeiten. Sie ist 1/3 neugierig, 1/3 zärtlich, 1/3 unmutig über meinen Mangel an Empfindsamkeit, und im ganzen gelte ich als Surrogat für Erinnerung vergangener Jugendblüte. Indessen ist mir's fast immer so gegangen. Sie sind der erste, der mir als einer berechtigten Persönlichkeit etwas hat sein und bieten wollen. Das lohne Ihnen Gott . . .

H. F.



An Michael Bernays.

Den 26. Juni.

Eben erhalte ich Ihren Brief, den ich mit wehmütigem Herzen durchlese. Wie schmerzlich ist es, mit dem ganzen Schatz der Erfahrung in der Seele, denen, die uns lieb sind, auch nicht ein Jota des Kummers ersparen zu können, den wir selbst in so reichem Maße erduldet. Ich weiß wohl alles, was Sie bewegt, mein lieber, junger Freund, und vielleicht noch mehr als das, denn ein Mann kennt immer noch nicht die schrecklichste aller Trostlosigkeiten, die Hilflosigkeit, die der weiblichen Natur in ihrer innersten Tiefe auferlegt ist. Für ihn ist der Schmerz selbst eine Tätigkeit und somit Trost oder doch Quelle des Trostes. Bei uns aber, wenn die Sonne ausgelöscht ist, und breite Dunkelheit sich auf das Leben lagert, gibt es nichts mehr als die kleine Lampe der Pflicht. Was mir bei Ihren

Kümmernissen am meisten leid tut, ist, daß Ihr Schmerz so vergeblich im Winde verweht.

Ihr kurzer Besuch ist mir wie ein Traum, und ich bin mit Vorwürfen gequält, daß ich Sie habe gehen lassen. Dennoch sagt mir die allerinnerste Stimme, daß es das Rechte war, weniger für mich als für Sie selbst, und diese innerliche Meinung lege ich als äußerlichen Trost auf das unbehagliche Gefühl der Unzufriedenheit mit mir selbst. Der letzte Vormittag hat mich wirklich angegriffen. Ich habe mir eine unbewußte Gewalt angetan, und wenn Sie noch fünf Minuten länger geblieben wären, so hätten Sie das interessante Schauspiel d'une âme forte en défaillance erlebt. Indessen war es gut von mir, daß ich so aus dem innersten Grund schöpfen konnte und noch besser von Ihnen, daß Sie diesen Platzregen, Hagelschlag und Wolkenbruch von Wahrheit so fest und mutig aushielten. Ich war fast hart gegen Sie und doch nie besser für Sie gesinnt als eben in meiner anscheinenden Schonungslosigkeit ....

Von Anselm guter Brief! Er geht in acht Tagen nach Rom. Ich hatte ihm von Ihnen geschrieben, da heißt es in seinem Brief: „Um Bernays hab' ich gar keine Sorge, der beißt sich durch wie ich, nur glaube ich, ist es nötig, daß er noch viele dumme Streiche macht." Und nun gute Nacht. Mein Bruder hat in seiner genialen Schriftersparungsvirtuosität einst ein schönes Wort erfunden: „Dem Nahen nah auch in der Ferne!" Mit diesem grüße ich Sie und mit allen guten Wünschen. *Αἰδοῦς παρὰ πᾶσιν ἄξιος ἔσῃ, ἐὰν πρῶτον ἄρξῃς σαυτὸν αἰδεῖσθαι.*

Gute Nacht!

Ihre

H. Feuerbach.



An Michael Bernays.

Heidelberg, nicht den 10ten, den ich gestern geschrieben, sondern den 9ten.

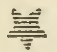
Ich fühle in Ihrer Seele, mein lieber Freund, daß Sie eine rasche Antwort von mir wünschen, und so zögere ich nicht, sie gleich nach Empfang Ihres Briefes zu geben. Daß ich ihn mit Freude und herzlicher Rührung gelesen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Der Himmel strömt seinen Segen über Sie aus, weit über Bitten und Verstehen, und so kann man sich nur mit Ihnen freuen und gar nicht viel sagen, damit Sie Ihr Glück recht im stillen schätzen und genießen, denn mit dem Glück ist es wie mit den Musen, es liebt wie diese die Stille.

Sie sind ein glücklicher Mensch, und Gott erhalte Ihnen, was er Ihnen geschenkt hat. Mir müssen Sie nicht danken, meine Teilnahme an Ihrem Geschick haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Sie haben sich die Mühe gegeben, mich besser zu verstehen als andere, das ist alles. Ja es ist mir dies so selten, fast gar nicht widerfahren, soviel Freundlichkeit ich auch empfangen habe und noch empfange — so war und bin ich Ihnen desto herzlicher dankbar, je mehr ich das Alleinsein gewöhnt bin. Und damit Sie sehen, wie verständig ich bin, so verlange ich jetzt auch gar keine Briefe, denn es ist Ihnen viel besser, in und mit sich selbst zu leben. Sie bedürfen jetzt nichts weiter. Haben Sie aber den Wunsch, sich auszusprechen, so wissen Sie, daß alles treu und gut bei mir aufgehoben ist. Ich will aber nichts erwarten, aus dem eigennützigen Grund schon, weil ich überhaupt Warten nicht gut ertragen kann. Machen Sie sich's also ganz bequem, und scheuen Sie sich nicht, Lust oder keine Lust zu haben.

Mit meiner Gesundheit geht es nicht gar brillant, ich habe wirklich viel zu leiden. Der Arzt will mich durchaus noch nach Steben oder Schwalbach schicken, aber es geht diesen Sommer nicht. — So

nehme ich Chinin und Eisen, was mich tüchtig angreift, aber ich hoffe, es soll gut tun. Von Anselm sind sehr gute Nachrichten da. Zum erstenmal nach geraumer Zeit hat wieder mein Anselm geschrieben und nicht das böse Gassenkind. Und nun leben Sie wohl, und vergessen Sie die alten Freunde nicht — doch das brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Von Herzen Ihre Henriette Feuerbach.



An Michael Bernays.

Den 18. Oktober.

.....Ich bin herzlich müde (es ist 10 Uhr abends), will aber doch fertig schreiben. Von mir habe ich fast nichts zu sagen. Es geht besser, aber noch nicht ganz gut. Der beste Trost ist, daß etwas Selbstverleugnung niemandem schadet, und jedenfalls will ich lieber zu sehr zusammengedrückt, als zu sehr ausgebreitet sein. Was an der Weite fehlt, geht ja doch immer in die Tiefe. Fleißig bin ich sehr, eigentlich zu fleißig — aber es gilt dabei wie bei dem vorigen, was ich an mir abnütze, habe ich gelebt.

Auf Ihren vorigen Wahlspruch habe ich noch zu antworten. „Immer der Erste sein, andere übertreffen?" Ich habe einen bessern, „sich selbst erreichen", der macht den Ihren überflüssig. Bitte übersetzen Sie mir ihn auf griechisch. Ich habe noch kein ordentliches Wörterbuch. Ein zweiter Wahlspruch ist gleichfalls gefunden:

εἰ τοῖς ἐν οἴκῳ χρήμασι λελείμμεθα
ἡ δ' εὐγένεια καὶ τὸ γενναῖον μένει

Ihre Nemesis wird wohl auf dem mittleren a beakzentet werden. Ich halte meine tägliche Andacht jetzt griechisch, indem ich statt einem beliebigen ganzen Bibelkapitel einige Verse aus dem Evangelium Johannes lese, was ziemlich gut geht. In der Grammatik bin ich an den Zeitwörtern. Gegibbont wird mit größter Energie, aber

langsam. Ich bin noch lange nicht fertig. Merkwürdig ist die schauerliche, glänzende, eiskalte, schonungslose und doch achtungsvolle Ironie, mit welcher er das Christentum behandelt. (Achtungsvoll als einer historischen Erscheinung.) Ist denn ein Mensch gerecht auf der Welt?

Vor ein paar Tagen habe ich eine als Manuskript gedruckte Biographie des Übersetzers Gries gelesen. Mir wollte es fast vorkommen, als wäre sie in „der Form der Form“ mir nachgemacht, aber ohne Formgewandtheit, ohne Gestaltungsvermögen, ohne Geist, ohne Poesie und ohne Liebe. Die ganze Wiese ist mit Gras und Kraut abgegrast und in den Futtertrog gestampft. Das Ding hat mich ganz melancholisch gemacht.

Montgomery war hier und wird Ihnen einen freundlichen Gruß ausrichten. Ich fand ihn sehr übel aussehend. Er war mit Frau Hohenemser hier. Es geht mir mit dieser jetzt besser. Obgleich von einem wirklichen Verhältnis nie die Rede sein kann, so urteilt sie jetzt gewiß ganz anders über mich. Nun alle guten Wünsche und freundlichen Gruß. H. F.

Anselm ist in Rom.



An Michael Bernays.

Den 29. Oktober 56.

Recht von Herzen habe ich mich Ihres lieben Briefes gefreut und des schönen Gleichgewichts, welches Sie nach allen Gewitterstürmen aufs neue erlangt haben. Möge Ihnen der Segen der Arbeit recht gedeihlich werden, lieber Bernays, nur — bitte — übertreiben Sie nichts.

Von mir kann ich noch immer nicht viel Kluges und Gutes sagen, nach einer mit Kopfweh dreifach gesegneten Woche. Wir sind ins Winterquartier eingezogen in die kleine Stube, wo es sehr ge-

mütlich ist, aber sehr enge. Ich bin ein armer, armer Robinson unter all meinen Menschen. Ach, glauben Sie mir, das „Selbsterreichen" ist gar nicht so modern als Sie denken, es ist ordentlich greifbar und handfest. Auch der alte Homer hat es gewußt, daß der Mensch zuweilen der Ruhe und der Einsamkeit bedarf, um er selber zu sein. Ich sehe mit Sehnsucht in mich hinein und an mir hinauf — ich kann mich wirklich nicht erreichen, obschon ich mir selber da bin. — Doch genug, wenn ich wieder vernünftig und zufrieden bin und alle egoistischen Grillen niedergekämpft habe, dann erst darf ich reden oder schreiben, vielleicht erst, wenn der Winter überstanden ist. Ich weiß es nicht.

Die letzte Woche ist mir Dunckers dritter Band, die Griechische Geschichte, zur Hand gekommen. Hr. Weber bat mich, das Buch zu lesen, er scheint sich meines bescheidenen Urteils bedienen zu wollen. Nun möchte ich sehr gern einige Bemerkungen machen, nicht Hrn. Weber, aber zu Ihnen, doch fürchte ich fast, sehr vorlaut zu sein. Sie müssen so freundlich sein, das Buch durchzublättern und mir dann sagen, ob ich recht habe oder nicht, wenn ich es für ein recht brauch- und schätzbares halte, aus dem man vieles lernen kann, wenn man es nicht schon weiß, denn mehr, als man eben recht gut wissen kann, steht nicht darin. Es ist mit dem gewöhnlichen Gelehrtenverstandapparat geschrieben und mit dem befriedigenden Anschein der Selbstforschung, die vor allem den Verfasser selbst vollkommen befriedigt, und welche darin besteht, daß er an den Forschungsufern anderer rückwärts gegangen ist, bis zur Quelle oder ihrem Anfangspunkt überhaupt, und nun ebenso gemütlich wieder umkehrt mit dem guten Gewissen, das Seinige zu tun, ohne Gefahr zu laufen, in den Untiefen des Geistes und der Wissenschaft auf noch ungebahntem Pfade stecken zu bleiben. Der ganze erste Teil ist Preller und — staunen Sie — unser guter Pelaschger, der sonder Zweifel sagen wird: „Der Mann hat Horizont!" Geist ist nicht in dieser

Geschichte, aber eine gewisse praktische Klarheit und Gewandtheit, das Material wohlversorgt unterzubringen, und wo D. sich selbst gehen läßt, eine behagliche, im ganzen nur etwas allzu bedenkliche Breite. Als Probe des Verständnisses antiker Poesie schreibe ich auf Geratewohl eine Stelle ab, die nicht zu den besten und nicht zu den schlechtesten gehört: Erzählung der Orestessage nach Sophokles.

„Der eherne Aschenkrug raubt der Elektra ihre letzte Hoffnung und steigert ihre Trauer auf den höchsten Gipfel. Da kann der Bruder nicht länger an sich halten. Er gibt sich zu erkennen und eilt, seine Mutter zu töten, welche allein im Gemach ist. Dem heimkehrenden Ägistheus zeigt er der Klytemnästra Leichnam statt des toten Orestes und streckt ihn nieder."

Die Noten klingen alle rechtmäßig mit den alten Namen, nur wenig moderne mischen sich ein. Preller ist zwei- oder dreimal in einer Anmerkung genannt, und doch ist Wort für Wort nach ihm der ganze Olymp mit Witterungsgöttern bevölkert, und sogar alle eigentümlichen Wendungen beibehalten. Braun ist gar nicht erwähnt und sein Herakles und Melkarth, — Aphrodite- Ariadne- Astarte- Aschera-Mythus vollkommen angeeignet. So schreibt man Bücher und wird berühmt und reich! (Der göttliche Homer ist auch Braun geworden.)

Adieu für heute, ich bin sehr und doch nicht aufgelegt zum Schreiben. Ich muß mich erst im Käfig einleben und darin denken lernen. Emilie und ich sitzen dicht nebeneinander und der Flügel einen halben Schritt davon.

Mittwoch, den 30. morgens.

Ich will meinen Brief zu Ende schreiben, obschon ohne alle Hoffnung, etwas Gutes und Kluges fertig zu bringen. Wie traurig ist es, daß man so wenig Gemütskraft und festen Willen hat, sich von

unbedeutenden, äußerlichen Einflüssen nicht frei erhalten zu können. Ich kann in vollkommenster Wahrheit nicht denken, nicht lesen oder schreiben, einzig und allein, weil ich nicht allein an meinem Tisch sitze — das ist verächtlich, und ich tue das Mögliche, Herr über mich zu werden. Üben Sie Nachsicht!

Das große Zimmer ist reizend als Wintergarten kostümiert, alle Bäume hübsch gestellt, die Altanenstühle dazwischen, das ist etwas, aber zum Rasten zu kalt. Diesmal werde ich das Christkindchen bei mir halten, statt daß wir sonst immer zu Kapps gingen. Ich habe mir bunte Lampen durch Karl bestellt, da werde ich den ganzen Marstall mit Knecht und Magd den Weihnachten aufputzen und auch meine kleinen Hausgeister einladen (Kaysers). Ich freue mich auf das Herrichten, das tue ich so sehr gerne. Könnten Sie doch hier sein, wie wäre das gut und schön, und doch wäre es in anderer Beziehung vielleicht weniger gut. Ich werde sehr an Sie denken und mir einbilden, Sie helfen mir aufzuputzen.

Soweit kam ich, als Ihre liebenswürdige Sendung an Emilien eintraf, die Ihnen selbst danken wird, und für welche (d. i. Bücher) auch ich danke. Der Calderon, den ich wenig kenne, kommt mir herzlich gelegen. Ihre kleine Abhandlung scheint nach dem, was mir Emilie vorgelesen, recht vortrefflich, außerordentlich klar und präzis. Da ich durch den natürlichsten Gedankengang von ihr auf die bevorstehende Arbeit geleitet werde, so erlauben Sie mir eine kleine Bemerkung, die aber ganz unmaßgeblich und fast unsicher hier Platz findet. Ich rede jetzt nur von Ihrer Kritik des Calderon, und vielleicht schweben mir auch einige Stellen aus einem oder dem andern Ihrer Briefe vor, dies alles wieder nur in Beziehung auf Ihre Jugend-Literaturgeschichte. (Greuliche Feder! Verzeihen Sie.)

Ihre Darlegung zeichnet sich durch eine ganz merkwürdige Klarheit, Wahrheit und Einfachheit im Gedankengang aus. Sie hat das Gepräge des Einfachen deshalb so innerlich, weil man das

Unausweichliche und Unumstößliche fühlt, und alle Wahrheit ist einfach und leicht faßlich, so daß man meint, die Gedankenfolge selbsterlebt oder gedacht zu haben. Alle Hauptpunkte, auf welche es ankommt, drücken Sie mit der größten Strenge und Klarheit ohne allen Prunk aus, und das bezeichnende Wort fehlt Ihnen nie. Aber die Übergänge lieben Sie zuweilen mit einer Art von Rhetorik auszufüllen, so daß das Ganze sich mehr als glänzende Fläche ebnet und der inneren Individualität und Originalität des Denkens einigen Abbruch zu tun scheint. — Ich nach meinem Gefühl liebe die Bogenlinien mehr und die Verinnerlichung des Wortes; und ich weiß ja auch, daß Ihnen wie mir die lebendige, ruhige, geistesatmende Wogenpracht des Goetheschen Stils das höchste Maß ist. —

So nehmen Sie diese meine bescheidene Erinnerung freundlich an und vervollständigen Sie sie selbst oder führen Sie sie auf das richtige Maß zurück; da Sie ja doch Anfang und Ende meiner Gedanken besser wissen als ich selber, die nur Gefühlsresultate abzustreifen vermag. Sie wissen ja, daß mein ganzes Wesen vollkommen aufgeht in dem Streben nach Wahrheit, Innerlichkeit und Einfachheit, und so ist es wohl möglich, daß ich zuweilen zu weit darin gehe.

Und nun leben Sie recht wohl und gut und bleiben Sie meiner recht fest versichert. Ich freue mich sehr, wenn ich Sie mal wiedersehen werde — ich armer Robinson.

Mit freundlichstem Gruße H. F.



An Michael Bernays.

Heidelberg, densoundsovielsten November 56.

Lieber Bernays!

Ihr Brief kam recht lieb und tröstlich in meine Einsamkeit, und so sollen Sie auch den freundlichsten und schönsten Dank dafür

haben. Es ist gar erfreulich, daß Sie so gute Nachrichten zu geben haben, und Sie müssen nun Ihre hübsche geräumige Wohnung für mich mit genießen, da ich noch immer nicht mit mir und meinem Winterquartier einig werden kann. Ich leide an wahrem Heimweh, aber das macht die Sache nicht anders. Seit wir übereingekommen, daß Emilie bei mir bleiben will, muß ich die ökonomischen Zügel straffer anziehen, und da es doch nach gewöhnlichem Maßstab ein großer Luxus ist, einen Salon für zwei Personen zu heizen, deren Mittel keinen Aufwand gestatten, und die Gemütsbedürfnisse in materiellen Fragen keine Stimme haben dürfen — so — das ist nun eins von den großen Opfern, für die niemand Rechnung trägt, und um die man seinen Kummer selbst den Nächsten verschweigen muß, um nicht geradezu lächerlich gefunden zu werden. Unser Winterzimmer ist freundlich und lieb mit kleinem Sofa, Schreibtisch und Lehnstuhl, auch Pflanzen fehlen nicht, nur kann ich nicht darin leben und atmen.

Es hat mich angenehm überrascht, daß Sie ernstlich daran denken, Weihnachten hierherzukommen. Ich schrieb in meinem vorigen Briefe so leichthin darüber, weil ich keine Ahnung hatte, daß die Ausführung möglich sei. Wie Sie mich erfreuen würden, und wie not mir eine Erfrischung tut, mögen Sie sich selbst sagen. Doch ist manches dabei zu bedenken, denn ich wünschte nicht, daß Ihre Behaglichkeit hier geschmälert würde. Besser würde es freilich jedenfalls im Frühling werden, aber ich möchte auch nicht, daß Sie das Christfest traurig zubrächten. Lassen wir die Zeit walten, und wenn Sie wirklich ein ernstliches Verlangen hegen, dann will ich Ihnen vorher noch genau sagen, wie alles bei uns steht. Jetzt bleibt allerdings viel zu wünschen übrig.

Und nun leben Sie recht gut und wohl. Wenn der letzte Brief ohne mein Wissen ein reicher Brief war, so ist dieser mit Wissen ein armer. Aber ich bin selbst arm. Mir fehlt die Lebensluft. Mein

einzig Glück ist, daß Emilie über die Wintereinrichtung ganz entzückt und vollkommen befriedigt ist. Anselm hat seit seinem ersten Brief nicht wieder geschrieben. Ich harre sehr auf Nachricht. Was Sie vom Aventinus sagen, versteh ich nicht — oder meinen Sie, Anselm wohnt da? — nein, auf Monte Pincio. Die Weihrauch- und Kohlenpoesie mit ihrer logischen Nutzanwendung ist wohl amarantisch? Was Sie über den Apostaten sagen, ist mir sehr recht. Die ganze Poesie hat mir einen großen, aber nicht wohltätigen Eindruck gemacht. Man sieht wie in einen Spiegel an einen dunklen Ort.

Endlich habe ich eine Briefkuvertfarbe gefunden, die mir ansteht. Solche Kleinigkeiten sind wertvoll für mich.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 20ten November 56.

Ihr letzter Brief, lieber Bernays, war der erste, der mir einen augenblicklichen Schmerz bereitet hat. Es fehlte nicht viel, so wären ein paar Tränen geflossen aus Scham und Kummer über einen mir wirklich ungewohnten Gefühls- und Verständnisirrtum.

Indessen muß ich Ihnen zur Vermehrung meiner Schmach bekennen, daß es mir nach reiflichster Überlegung der bewußten Stelle doch noch nicht besser geht. Da sie von Goethe ist, nehme ich nun natürlich die Schuld allein auf mich und sage: Ich verstehe sie nicht. Vielleicht sollte man auch jemanden, dessen Verständnis ganz auf Gefühlsauffassung und Stimmung beruht, nicht mit so abgerissenen Gedanken in Versuchung führen. Abgesehen aber davon ist es mir völlig unmöglich, ja meiner innersten Natur widerwärtig, das Gebet als ein äußerlich zugekommenes Material, und sei's noch so vergeistigt, zu fassen, wie der Weihrauch der Kohle zugestreut wird. Mir ist das Gebet nicht Erfrischung der Hoffnungen, sondern Be-

friedigung und Erfüllung der Seele, Aufgeben des Wünschens und Hoffens, weil vollkommen gestilltes Verlangen — ja die Seele selbst zu freiem, lebendigen Strömen gelöst, deshalb momentane Seligkeit. Den kirchlichen Glauben, daß der heilige Geist die Kraft des Gebetes willkürlich im Menschen erzeugt, den habe ich nicht, folglich bleibt mir das Gleichnis fremd, auch wenn es zehnmal von Goethe ist. Dazu kommt, daß ich eine physische Idiosynkrasie vor Weihrauch habe, der mir Kopfweh und Erbrechen verursacht, so daß der Gedanke daran mich schon halb krank macht, was ich aber hier nur scherzweise anfüge. Wenn nun diese Stelle wirklich so wunderbar und vortrefflich ist, wie Sie sagen (und ich glaube es Ihnen), und Sie meiner Halsstarrigkeit wegen mein poetisches Verständnis verachten müssen, so muß ich für mein Teil es tragen mit andern Lasten, obschon nicht als goldene Last. Wegen des alten Historikers muß ich in meiner Unwissenheit gleichfalls Ihr Mitleid in Anspruch nehmen — ich hatte meinen Sohn im Kopf und Herzen, von dem ich seit seinen ersten Zeilen aus Rom nicht ein Wort erhielt. Ich habe bei ihm für so vieles zu fürchten, daß es wirklich qualvoll ist, jeden Augenblick eine andere Sorge unterdrücken zu müssen, denn der Gedanke an ihn weicht nie.

Mein kleines Zimmer macht die gegenwärtige Kälte etwas erträglicher, auch habe ich beschlossen, sowie der härteste Winter vorüber, vielleicht im Februar, schon wieder in den Saal zu ziehen, da ich die gepreßte Luft auch körperlich sehr schlecht vertrage. Ich war ziemlich unwohl in dieser Zeit und habe psychisch und physisch viel gelitten, auch sehr gealtert, was in meinen Jahren natürlich ist, aber doch so plötzlich auf eine unangemessene Existenz deutet. So Gott will, wird mir der Frühling noch einmal frische Kraft bringen, wo nicht — nun dann mag das schlimme Geschick der Weihrauch sein, der meine Seele anfeuert, der Ruhe unerschöpftes Gut in sich selber zu suchen und den Rest der Lebenskraft in liebevollem Gebet zu

verströmen, wie denn mein Tag, so trübe er auch gewesen, eines schönen Sonnenuntergangs würdig ist. Der Winter ist mir auch in einer andern, Ihnen bis jetzt unbekannten Hinsicht hart. Ich habe bisher seit etwa sechs Wochen für Herrn Weber geographische und topographische Studien gemacht, behufs seiner allgemeinen neuen Geschichte, von welcher Ostern der erste Band erscheinen soll. Da das Honorar ein bedeutendes und ich mich bemühen kann, die ganze Sache nur als Privatstudium anzusehen, so glaubte ich mich nicht berechtigt, die Aufforderung abzuweisen, so hart und schwer auch das Selbstgefühl sich dagegen wehrte. Ich habe also nicht Gibbon gelesen, sondern Pausanias und Strabo und Curtius und Ulrichs und Niebuhr und Gott weiß noch was alles, um Hrn. Weber den Boden urbar zu machen für die edle Saat seiner historischen Forschung. Das heißt Ironie des Schicksals!

Sie feiern in diesen Tagen Ihren Geburtstag, und ich hätte mit meinem Brief bis dahin gezögert, wenn ich nicht dächte, das Warten wäre Ihnen unangenehm. So grüßen Sie sich dann selbst von mir am Morgen des 27ten und wünschen sich selbst alles das, was Sie wissen, daß ich Ihnen wünsche, und was Sie sich alles selbst erfüllen können. Das ist das Beste.

Ich selbst habe die letzte stürmische Zeit etwas Höhe gewonnen an meinem steilen Lebensberg, nicht an Verstand und Urteil, wie Sie zu bemerken Gelegenheit hatten, aber an innerlicher Flügelkraft und Demut und an Erkenntnis dessen, was groß und klein ist — schwerste Wissenschaft in diesem Leben — und damit von Herzen Gott befohlen.

H. F.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 1. Dezember 1856.

Sie haben mir mit Ihrem lieben und guten Brief recht in der Seele wohlgetan, lieber Bernays, und ich hoffe, Sie erhalten diesmal auch einen lieben und guten Brief von mir. Es ist mir so, als müßte ich Ihnen heute recht danken für Ihre treue Anhänglichkeit, die mir die letzten Jahre meines Lebens so warm und tröstlich verschönt hat. Ich meine die letzten Jahre, die der Vergangenheit angehören — die Zukunft ruht in Gottes Hand, und solange ich lebe, glaube ich fest, wird, was Sie mir sind, unverrückt und fest bleiben. Obgleich ich nicht heiter bin, schreibe ich Ihnen doch in meiner gewohnten Umgebung und einen halben Fuß über dem harten Boden der Alltagsqual aufgehoben, gerade so, wie ich will und kann, denn in den Wolken schweben ist meine Sache nicht. Kurz — ich bin seit gestern wieder in mein Zimmer eingezogen. Seit meinem letzten Brief habe ich fast fortwährend an Kopfweh und nervösem Erbrechen gelitten, und der kleine Doktor, der sehr vernünftig für mich sorgt, sagte endlich entschieden, es sei die eingesperrte Luft schuld, die ich nicht gewöhnen könne. So wurde also der physischen Kaprice zugestanden, was der psychischen nicht gestattet ward, ich habe alle Zimmernot der letzten acht Wochen mit einem heftigen Tränenstrom abgewaschen, und nun ist wieder alles beim alten — meine Blumen, der Flügel, mein kleiner Schreibtisch, mein Spinnrädchen, und ich bin nie draußen gewesen. Und doch ist etwas verändert, nämlich ich selbst. Es ist, wie wenn eine unbarmherzige, gewaltige Hand mir mit scharfem Griffel in einer Nacht über das Gesicht gefahren wäre — davon sind zwei tiefe Furchen unter den Augen geblieben, tief genug für eine sechzigjährige Frau — das sieht sehr häßlich, aber eigentlich auch rührend aus, und da es nun mit dem letzten Rest der Jugend vorbei ist in den äußeren Zügen, so will ich Gott um Kraft bitten, daß meine Seele sich rein und frisch erheben kann und alle

Falten aus ihr verschwinden, je mehr die Zeit und das Alter ihr Werk im Äußern fördern. Ich hoffe auch wirklich, daß Sinne und Gefühl nicht altern können bei einer Natur und einem Schicksal, wie sie mir zuteil wurden, und so wäre alles gut, ich wäre glückselig in meiner stillen harmonischen Heimat, wenn gestern unter dem Räumen nicht ein Brief von Anselm gekommen wäre, der mir einen trost- und hoffnungslosen Eindruck gemacht hätte. Er schreibt, sowohl aus äußerlichen als innerlichen Ursachen nicht arbeiten zu können, ist mittellos, will mindestens bis Frühling zurück, weil er sich äußerlich nicht glaubt stellen zu können — und — nun kommt das Schwerste für mich — weil er die Strenge der römischen Eindrücke nicht ertragen kann. Er faselt von Berlin, und der ganze Brief trägt den Stempel der äußersten Haltlosigkeit. Wie mir dabei zumute ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Je mehr ich in mir selbst fest und sicher geworden bin, desto fremder wird mir dieses planlose Umherirren, diese jammervolle Scheu vor dem Ernste des Geistes. Abgesehen von der Sorge, die mir die tiefe Liebe, welche ich für meine Kinder hege, einflößt, ist es auch traurig für mich, daß ich, wenn ich sterbe, ganz spurlos verschwinden muß. Eine Arbeit, die ich selbst bin, zu hinterlassen, fehlt mir Talent, und auch in meinen Kindern bleibt kein Hauch meines Wesens übrig. Doch nun mag es genug sein. Es tut mir wohl, meinen Kummer herauszureden, und wenn ich sage, daß es mir eine Erleichterung ist, in meiner schönen Stube mit Anstand unglücklich zu sein, so werden Sie mich nicht auslachen, so barock dies auch für jeden andern lauten mag .....

Meine topographischen Studien für Hrn. W. würden mich glücklich machen, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit mit ihm darüber reden müßte, was jedesmal einen geradezu lähmenden Einfluß auf mich ausübt. Es wird aber jetzt besser werden, indem er mir, nachdem ich nun schon ziemlich viel gearbeitet, zu wissen tat, daß er die griechische Geschichte erst im zweiten Band künftiges Jahr beginnt —

da hat es natürlich auch mit dem Honorar gute Wege, wobei ich den armen Trost habe, mir jetzt einbilden zu können, daß ich es für mich selbst tue. Ich habe ein ganz ordentliches geographisches Einleitungskapitel verfertigt, dann topographische Beschreibungen von Olympia, Mykene, Delphi, selbst von Dodona. Jetzt bin ich seit Wochen in Athen und muß mich sehr mit den gelehrten Herren quälen, zu welchem Tor Pausanias wirklich in die Stadt kam. Von Trockenheit und Langeweile kann bei solchem Gegenstand nie die Rede sein. Ich bin auf geweihtem Boden — auf der untersten Stufe eines Prachtbaus sitzend, habe ich die ganze Herrlichkeit im Gefühl, die sich über mir erhebt, ich brauche nur die Augen aufzuheben, so ist alles mein, ich tue es aber nicht, bin zufrieden im Bewußtsein, und der Schatten der heiligen Mauer ist schützend über mich gebreitet. Alles, was Sie über unser edles, herrliches, seliges Hellas sagen, empfinde ich in tiefster Seele. Auch dünkt mich, eine gesunde Natur könnte hierin nie irre werden. Von den Calderonschen Dramen habe ich drei gelesen, Andacht z. K., Standhafte Prinz, Brüder v. M. Wunderblumen, aber gegen sie mich zu wehren hatte ich nicht nötig. Das erste liegt, obschon ich alle Schönheit anerkenne psychologisch außer meinem Bereich, das zweite dünkt mich ein wahres Wunderwerk von künstlerischer Schönheit und Begeisterung, aber ich sehe es immer etwas entfernt, fast möchte ich sagen, in verjüngtem Maßstab durch die Ferne und in wunderbarster Beleuchtung wie im bengalischen Feuer verklärt und gefärbt. Menschlich nahe tritt es mir weniger, obschon Bewunderung und Freude nicht größer sein könnte. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich eigentlich gerührt nur durch die Märchenbrücke ward, die sich auf- und zuschließt und aufsteigt, als wäre sie selber die alte Zeit. Wie Fierabras mit seinen Riesen dasitzt, mußte ich fast weinen, wogegen ich die Hiobsnot des edlen Fernando und die tiefe Zartheit der Phönix nur bewundernd genossen habe. Das Warum mögen

Sie selbst herausbringen, da ich leider nicht den Kopf dazu habe. Heimisch aber werde ich nie in dieser rein künstlerischen, dem individuellen und allgemeinen Leben entfremdeten Region, deren Glanz mich ebenso sehr ängstigen als entzücken könnte. — Und so segne Gott die Götter mit ewigem Leben in unserm Herzen und unser Heidentum, solange es Weisheit und gesunden, starken Willen aus der Schönheit schöpft — Sie wissen ja, daß ich auch fromm bin und sogar modern fromm, so weit sich dies Wort hier anwenden läßt. — Wie wahr ich neulich geschrieben, habe ich erst in der letzten Zeit wieder recht gründlich erfahren. Ebenso begreife ich, daß die Männer in solchen Dingen notwendig anders fühlen müssen. — So lasse ich Ihnen und Ihrem Goethe von Herzen gern Ihre Dogmatik, nur kann ich nicht mittun.

Ich schreibe heute mit einiger Mühe, und doch ist es gut, in solcher Weise die Gedanken zugleich zu sammeln und zu zerstreuen.

Und nun seien Sie zum Lebewohl herzlich gegrüßt. Unsere Leseabende habe ich nicht vergessen, sie scheinen mir noch jetzt in der Erinnerung eine freundliche Oase in meinem Leben. Zum erstenmal, vielleicht zum einzigsten Mal, wurde mir das Edelste zum Genusse geboten, ohne Mühe und ohne Qual, so daß ich es mit freier Seele aufnehmen konnte. Sonst war ich ja nur gewohnt, die Frucht des Geistes aus der Hülle der bittersten Schmerzen zu lösen, und jetzt scheint das Schicksal mich auf mein altes Regime zurückführen zu wollen.

Von Herzen Ihre H. F.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 17. Februar 57.

Es war recht gut, lieber Bernays, daß Ihr Brief ankam, denn ich war zweifelhaft, welchem von all den traurigen Ereignissen,

die meine Phantasie erschuf, ich den Vorzug geben sollte — einem schrecklichen Nervenfieber oder Arm- und Beinbruch oder einer tragischen Liebschaft mit gegenseitigem Selbstmord usw. Meine Briefsorgen sind wirklich eine hartnäckige Krankheit, da man aber doch aus jedem Schaden einen Vorteil ziehen kann, so will ich's für einen Vorteil erachten, daß ich mich nun gewiß nicht mehr ängstigen werde, wenn Sie auch monatelang „nicht die geringste Lust haben" zu schreiben. Ich habe im Gegenteil heute Lust, Ihnen zu schreiben.

Es geht mir die letzten Wochen viel besser, und ich denke auch wirklich, der Frühling wird noch einmal liebenswürdig mit mir verfahren. Indessen will ich doch auch einmal die Wahrheit sagen, damit wenigstens ein Mensch es weiß, daß ich ein ganz eigentümliches Gefühl mit mir herumtrage, als hätte ich nicht viele Jahre zu leben — ganz ohne Melancholie und Sentimentalität, der Gedanke ist wie ein milder, blauer Himmel über mir, nur darf ich dabei nicht an meine Kinder denken, doch selbst dies kann den Egoismus dieser beruhigenden Empfindung nicht ganz trüben, und so wollen wir sehen, was die nächsten drei bis vier Jahre bringen. Ich bin aber wohl, nur immer ein wenig müde. Bleiben Sie nicht lange in Ihrer Verpuppung. Ich möchte noch recht viel Freude an Ihnen erleben, von meiner Robinsonade gar nicht zu reden, wenn Sie kein ganzer Mensch sein wollen. Doch da ich Ihnen noch einige äußerliche Dinge sagen will, so mögen die inneren abgeschlossen sein. Es begegnet mir jetzt so oft, daß, wenn nur der Schlüssel gedreht wird, meine arme Seele gleich eine ganze Wahrheitsbatterie aufpflanzt, die da verletzt, wo ich nur heilen und überhaupt helfen möchte.

Wenn Sie in den nächsten Tagen in der Beilage zur Allg. Ztg. einer Anzeige über Jahns Mozart 2. Bd. begegnen, so lassen Sie Ihre Augen mit inniger Teilnahme darauf ruhen, weil sie von mir geschrieben ist. Es soll Ihrem Ausspruch überlassen bleiben, ob ich

noch hie und da einen solchen Versuch wagen darf, was in materieller Beziehung wünschenswert für mich wäre, sei es auch nur durch die Möglichkeit, mir zuweilen eine körperliche Erholung durch eine kleine Reise oder durch einen Badeaufenthalt zu schaffen. Deshalb legen Sie nicht den eigentlichen Maßstab an, sondern nur einen überhaupt anständigen. Das Schweigen versteht sich von selbst. Hr. Jahn wird sehr böse über die Kritik werden, obschon er es nicht Ursache hat, so sehr schonend war ich, aber er hat so starke schwache Seiten, daß es wirklich nicht recht ist, sie all den lobenden Rezensionen gegenüber, die erschienen sind, zu verschweigen. Ich begreife nicht recht, wie Sie mit Jahn zu einem erquicklichen Verhältnisse kommen können, der in seinem Buche so wenig künstlerisches Gefühl und soviel trockene Pedanterie und geschwätzige Oberflächlichkeit zeigt. Großer Gott — über Mozart schreiben und nichts dazu haben als die gewöhnliche historische Musikalienkenntnis, dazu gehört viel Selbstbetrug.

Neulich war bei Dusch ein Musikabend. Ich habe zum erstenmal diesen Winter vor mehreren gespielt. Ein wunderschönes Trio von Beethoven in d-moll mit Violine und Cello. Trotz dem Mangel an Übung ging es gut und war besonders innig, so daß selbst der Olympier Gervinus von seinem Thron herabstieg, um mir viel Freundliches zu sagen und mich eigenmündig zu seinem heute aufzuführenden Samson einlud, worauf ich mich freue. Da ich daran bin, mich zu loben, will ich Ihnen auch erzählen, was mir neulich bei Hannos Niedliches begegnete. Ich traf dort einen sehr schüchternen Studenten mit einem Froschgesicht, der so verdattert dasaß, daß ich Mitleid hatte und ihn freundlich anredete, worauf er verständig und nett antwortete und sich darauf bescheiden empfahl. Nachher lachten sie und sagten, der junge Mann hätte zwei Stunden lang mit der lächerlichsten Prahlerei niemand zu Wort kommen lassen, und wie ich ins Zimmer kam, hörte er plötzlich auf. Das

hat mich kindisch gefreut, und ich habe meinen kleinen Dämon gesegnet.

Von diesen Abschweifungen will ich heimkehren zu ihren cherubinischen Sprüchen, die mich wie linde heimische Düfte anwehten. Habe ich Ihnen nie gesagt, daß Angelus Silesius jahrelang mein Trost und mein süßes Ruhekissen war? Jetzt noch bedarf es nur eines leisen Druckes, und ich kann mich in die Stimmung versetzen, obschon ich in der Gegenwart auf härterem Boden stehe. Die Wirkung ist für mich wie die alte Kirchenmusik, die nur in Dreiklängen auf und ab wogt, rein und unermeßlich wie der Äther. Alle herzlichen Grüße

H. F.



An Michael Bernays.

Der Himmel hat sich winterlich angetan, schließt Ihr letzter Brief, und Sie, lieber Bernays, haben sich in ihm auch winterlich angetan, ich meine in Ihrem Brief, den ich wegen gewohntem Kopfweh erst 24 Stunden nach seiner Ankunft lesen konnte. Deswegen will ich gleich umgehend einen recht warmen, lieben darauf schreiben, damit ich keine Erkältung davon trage. Wissen Sie denn auch, daß ich ganz verlassen bin, daß mir kein Mensch ein Wort sagen kann, daß ich auf einen Brief von Ihnen warte wie auf den Messias, weil es die einzige geistige und gemütliche Erquickung ist, die mich heimsucht in meinem entsagungserfüllten Leben? Um Anselm habe ich, obwohl er wieder zurückgekommen (d. h. brieflich) und ein zärtlicher Sohn ist, tiefe und große Sorgen, da es mit den äußerlichen Verhältnissen gar nicht vorwärtszugehen scheint. Emilie hat den ganzen Winter in heftigen Gemütskämpfen und großer Selbstquälerei verbracht. Jetzt geht es etwas besser, aber wir haben recht viel für- und miteinander gelitten, was um so trauriger ist, als

meine Leidensfähigkeit sehr abgenommen hat, d. h. psychisch, es wird alles gleich körperlich nervös, und ich bin innerlich ganz auf- und wundgerieben. Über all solche Dinge kann man nur sprechen — es sieht gleich alles so herb und unfein auf dem Papier aus, so daß ich mich von meinen eigenen Worten verletzt fühle. Sonst ist unser Zusammensein friedlich und herzlich wie immer; daß mir für meine eigenste Natur ein kleiner, sehr enger Raum bleibt, hat auch vielleicht sein Gutes. Ich habe mich in der letzten Zeit merkwürdig ruhig und kräftig zusammengefaßt und habe einige Hoffnung, daß es ausreichen wird. Eine Zeitlang hatte ich den Drang nach freierer äußerlicher Entfaltung, wozu Sie gewiß sehr mitgewirkt haben, ohne es zu wollen oder zu wissen. Dabei ist viel gewonnen worden, aber in das Gehäuse der Selbstentäußerung und des Selbstvergessens muß ich doch immer wieder zurück, bis der letzte Freund die Seele befreit, und dann soll niemand um mich weinen, sondern nur ein reines, friedliches Andenken behalten. Auch Sie, mein Lieber, obschon ich hoffe, oder vielmehr weiß, daß Sie immer mein guter, treuer Sohn und Freund bleiben werden. Sie bedürfen meiner jetzt viel weniger als ich Ihrer. Früher war das umgekehrt, wie es auch ganz natürlich und richtig ist und ich sehr wohl zu würdigen weiß.

Doch genug von diesen innerlichen Sachen. Wenn Sie noch zwischen den Zeilen lesen können, brauche ich ja nichts zu sagen, und das ist mir immer das liebste und tut mir am wohlsten. Ich verderbe ohnehin immer durch Reden das, was ich im Schweigen auferbaue. Verstehen Sie mich nur immer recht, denn ich verdiene es.

Wenn ich manchmal etwas nicht recht sage in meinen Briefen, so bedenken Sie, daß ich wirklich den ganzen Winter als eine Kranke betrachtet werden darf. Aber es wird jetzt schon nach und nach besser gehen. Man muß Geduld mit mir haben. Ich auch.

Zu Don Quichotte habe ich jetzt nicht genug geistige und gemüt-

liche Freiheit. Ich habe mir neben meinen Geschichtssachen die Erläuterungen zum westöstlichen Divan geholt und die Einleitung in die Propyläen fast auswendig gelernt. Das tut unbeschreiblich wohl, und die Fugen. Alles, was strenge Festigkeit und Ruhe gibt. Lehrs hat mir große Freude gemacht. Das ist ein echter Philologe vom Geist des Altertums bis in die tiefste Seele durchdrungen. Der Inhalt ist recht der Duft des antiken Lebens und seiner Poesie, im Verständnis aufgesammelt, und ich habe es ganz begriffen, bis ins feinste, glaube ich.....



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 7. Mai 1857.

.....Ich sitze heute zum erstenmal auf der Altane im Schatten des lieben Lorbeerbaumes, und alles ist so wunderfrisch grün, daß man ganz gerührt wird, wenn man nur die Augen aufschlägt. Ich bin mit allen Hausarbeiten und Gartenbestellen fertig und hoffe nun einige Wochen im stillen, meine kleine, grüne Herrlichkeit genießen zu können. Der Winter war schwer, innerlich und äußerlich, und mir ist, als hätte ich in einer großen Schlacht gesiegt, daß er nun vorbei ist, überwältigt. Auch der geistige Gewinn fehlt nicht, das fühle ich jetzt schon in einzelnen Momenten. Ich sehe dann ein, daß die Einsamkeit ein herrliches und edles Gut ist. — Sie haben in Ihrem Bonn doch auch, dünkt mich, ein wenig mit der aufgebauschten professionellen Geistreichigkeit zu kämpfen, die in solchen Kreisen fast unumgänglich ist — ich entbehre nur — das kleinste Übel in solchen Beziehungen und das unschädlichste.

Für Ihren Seebachsaufsatz danke ich freundlichst. Er hat mir gut gefallen, aber nicht so gut, wie ich gehofft hatte, er kam mir ein wenig kühl vor. Ich habe es so gern, wenn während des Lesens zwischen den Zeilen eine kraftvoll gezügelte Begeisterung weht und

webt, oder doch eine recht fest konzentrierte Gedankenwärme. Ihr Aufsatz ist nur äußerlich angeregt, nicht innerlich warm. Daß das, was darin steht, gut und richtig ist, versteht sich von selbst, das lag Ihnen ja alles zur Hand, und ich begreife auch, daß er Beifall fand — ich würde ihn mehr loben können, wenn er nicht von Ihnen wäre. Sie müssen aber tiefer gehen, noch eine ganze Etage bis auf den Grund des geistigen Gewissens, dann wird es recht werden. Aus Bescheidenheit habe ich bisher nicht nach Ihren Plänen und Arbeiten gefragt. Ich möchte Sie gar gerne in der Gewalt eines großen und edlen Planes wissen, zu welchem Ihre einzelnen Detailstudien nur zweckdienliche Mittel sind. Wenn Sie mir mal eine rechte Freude machen wollen, dann schreiben Sie mir so etwas.

Von Ihren Kölner Himmelfahrten höre ich nun gar gerne, und finde Ihre kunsthistorische Begeisterung im höchsten Grade lobenswürdig. Sie schließt das Feld in schöner Rundung ab, welches zu bearbeiten Sie berufen sind. Ich habe auch gar nichts gegen die von Ihnen im allgemeinen aufgestellte Ansicht — ach, niemand fühlt schmerzlicher als ich, daß unsere Künste und Künstler Epigonen sind. Im übrigen muß ich warten, bis Sie mir Ihre Lieblinge einst selbst zeigen können, weil — obschon ich Ihnen vollkommen glaube, alle Theorien für mich nicht allein grau, sondern Schatten sind und mein Gefallen oder Nichtgefallen, ich weiß nicht, soll ich leider oder Gott sei Dank sagen, immer unzusammenhängend und dem augenblicklichen Instinkt überlassen bleiben wird.

..... Was ich zuerst griechisch lesen soll, möchte ich von Ihnen wissen. Ich übersetze Lucians Totengespräche langsam und mit großer Not und Mühe, aber ich bringe es doch zustand, bis zuweilen auf einzelne Kleinigkeiten, die ich fragen muß. Hr. Kayser meint, ich solle, wenn ich damit fertig bin, an einen der leichteren Redner gehen

und erst ordentlich attische Prosa lesen lernen, ehe ich es mit den Dichtern versuche. Ich muß mich schrecklich plagen, aber nachdem ich jetzt das ärgste überwunden, will ich durchaus vorwärts und scheue keine Mühe. Schreiben Sie mir Ihre Meinung recht gründlich. Obgleich ich natürlich Hr. Kayser einigermaßen folgen muß, so kann ich doch noch genug ab- und zugeben. Jedenfalls will ich mit all dem Eigensinn, den mir die gute Mutter Natur gegeben, und das ist nicht wenig, ordentlich Griechisch lernen. Alles, was ich überhaupt im einzelnen lerne, geht gleich ins Blut über und wird allgemeine Bildung. Nie aber hat mir etwas so gut getan als die Fugen und die griechischen Zeitwörter. Jacob über Homer will ich mir zu verschaffen suchen. Absichtlich habe ich es bis jetzt nicht vermieden, aber auch nicht absichtlich aufgesucht. Gegenwärtig habe ich Vischers Reise in Griechenland vor. Die Schilderung der Akropolis ist gut, besonders des Parthenon. Wenn Gott mir beschieden hätte, eine Minute da oben zu stehen, dann wollte ich die nächste in vollem Jubel sterben. Von Loebell kenne ich eine alte Geschichte, die mir sehr gefallen hat. Ich habe damals sehr für ihn gekämpft gegen den ersten Dunckersband. Den Mozartaufsatz haben Sie übersehen. Er steht in der Beilage vom 22. und 23. April. Und nun Gott befohlen mit freundlichstem Gruß. H. F.



An Michael Bernays.

Den 18. Mai 57.

Heute nur ein paar Zeilen, lieber Bernays, denn ich habe viel zu tun, da ich Ludwigs Frau und Tochter übermorgen zu empfangen habe, was in meiner kleinen Wirtschaft kein Geringes ist. — Ihr lieber, guter, wahrer Brief hat mich herzlichst gefreut. Jammern Sie nur nicht über verlornes Maß. Wer nach außen richtig sieht, mißt innerlich auch recht, und Sie haben gute Augen, lieber Freund,

da wird schon alles richtig. Ich schreibe heute in unangenehmer Eile, weil ich fürchte, morgen inliegendes Büchelchen nicht mehr absenden zu können zum Dank für die liebe kleine Homersgrammatik. Mit rechter, recht innerlicher Rührung habe ich den Almanach durchblättert, und die wohlbekannten Verse kamen mir vor wie Emiliens Meerprinzessin in Fischerkleidungen und doch auch wieder nicht, noch viel anspruchsloser, weil wirklich. Natürlich vergleiche ich nur die Toilette, nicht das Wesen. Sie müssen heut' alles dreiviertel erraten, was ich sagen will.

Die Wahlverwandtschaften gelesen und mit welcher Wirkung! Ehrfurcht, Staunen, Entzücken über allen sonstigen menschlichen Empfindungen thronend. Es ist geschaffen, wie die Natur schafft, nach ewigem Gesetz der Weltordnung. Der Dichter tritt an die Stelle des Schicksals, der Vorsehung, und nun spielt sich alles so ab, wie es eben in der Geschichte geht, wie es muß — kommt nun noch die Schönheit im einzelnen dazu und das Größte im Kleinsten und Kleinste im Größten. Wenn je ein vollkommenes Werk, so ist es das. Da sieht man, wie man dumm ist und nach und nach gescheit wird.

Von Anselm etwas bessere Briefe. Er will in Rom bleiben. Unser Verhältnis ist nie gestört, das müssen Sie doch wissen.

Nun von der Biographie: Die Inspiration des Schmerzes hat das Talent ersetzt. Mit dem Geist allein kann ich nichts tun, es muß alles beisammen sein und auf die höchste Stufe des Affekts getragen. Ein großes Glück ist es, daß das Gefühl des tiefsten Unglücks solche Frucht getragen und Zeichen einer richtigen, gesunden Natur. Aber ich will nichts mehr so schaffen, sondern mich in Frieden ausleben.

Mozartsaufsatz hat mir die Reise ermöglicht. Der gute Kerl! Am Schluß hieß es: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", und ging ganz direkt auf Jahn. Nun haben die dummen

Menschen in kompletten Unsinn den ganzen Vers hineingesetzt. Übrigens hat der anonyme Verfasser eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft erhalten. Und da ich doch für mein Leben, wie die Verhältnisse sind, zum Proletariat verurteilt bin, so schäme ich mich nicht, es nicht von der Hand zu weisen, d. h. von Zeit zu Zeit. Eine kleine Anzeige von Lehrs wird Ihnen in den nächsten Wochen oder Monaten besser gefallen als der Mozart, wie mir auch. Ich habe schon große Fortschritte gemacht. Bitte nennen Sie mir hier und da ein Buch. Den Beethoven kann ich hier nicht bekommen, also noch nicht gelesen.

Daß ich Homer lesen soll, hat mir Freuden- und Schmerzenstränen gekostet. Jetzt will ich dem erzlangweiligen Hrn. Kayser noch folgen. Aber auf der Reise mache ich mich hinter die kleine Grammatik und fliege auf. Lucian ist mir sehr widerwärtig. Sie haben freilich recht. Feuerbach hat auch so griechisch gelernt. Aber ich kann doch noch sehr wenig. An einer Seite brauche ich oft ein bis zwei Stunden. Ich muß recht wenig Talent haben. Gott zum Gruß

Ihre treue H. F.

Bitte die Sonate meines Bruders! Ich muß sie lernen, ehe ich hinreise, habe nur dies Exemplar.



An Michael Bernays.

Steben, den 24. August 1857.

Lieber Bernays!

An einem der verstecktesten und ödesten Winkel der guten deutschen Heimat ist mir Ihre edle und erfreuliche Sendung zugekommen, und so innig und herzlich sie mich erfreute, so wahr und aufrichtig sollen Sie auch Dank dafür haben. Das Buch wird mir ein treuer, lieber Begleiter bis ans Lebensende bleiben, wie ich es liebe und in Ehren halte, wissen Sie selbst. Meinen Geburtstag habe ich in

tiefster Einsamkeit und ziemlich ernsthaften Gedanken gefeiert. Die Badegesellschaft sieht mir so fremdartig aus und hört sich so fremdartig an, daß ich bis jetzt noch nicht in Versuchung war, nur ein Gespräch anzuknüpfen. Wenn Sie hier wären, hätten wir's gut — so muß man sich mit dem Denken behelfen.

Warum ich hierher verschlagen bin auf die 3000 Fuß hohe Hochebene zwischen dem Fichtelgebirg und Thüringer Wald, ist leicht zu erraten. Ich hatte, kurz nachdem Sie von Heidelberg weg waren, mehrmals heftige Anfälle von Kopfschmerz mit Fieber, und man sagte mir, ich würde den Winter Ernstliches zu befürchten haben, wenn nicht eine gründliche Kur vorherginge. So entschloß ich mich ganz schnell, nach Steben zu gehen. Wollen wir hoffen, daß es zum zweitenmal gesegnet für mich ist. Bis jetzt greift mich das Wasser gewaltig an, ich kann kaum ordentlich lesen, so können Sie sich die langen, einsamen Tage wohl denken. Es schadet aber gar nicht — Ruhe ist auch gut. Selbst die Augen ruhen, denn die ganze Gegend besteht aus einförmigen, sanftgrünen, geneigten Flächen. Dazwischen schwarze Tannengruppen, kleine Wäldchen und dunkle Dörfer, grau in grau, eintönig mit Schiefer gedeckt. Den Horizont begrenzen entferntere Tannenhügelketten. Die Szene würde sich nicht übel für einen Scottschen Roman schicken, nur leider nicht die neu auftretenden Personen, welche sich eines poetischen Anscheins nicht im mindesten befleißigen. Noch beinahe vierzehn Tage muß ich hier bleiben (bis zum 4. Septbr.).

Ihrer Tätigkeit freue ich mich mit ganzer Seele. Ihr Reifen und Gelingen ist mir eine innerliche Lebensfrage geworden, so wie es mir Bedürfnis ist, Sie lieb und nahe im Geiste zu wissen. Es bleibt Ihnen das Verdienst, daß, wenn Sie mich auch oft im einzelnen zu hoch gestellt haben, doch im ganzen niemand besser als Sie mein innerstes Wesen verstanden hat. Um Ihre Kunststudien möchte ich Sie fast beneiden. Mir hilft die Kunsthistorie nur wenig —

ich kann aus ihr die Kunst nicht fassen. Hätte ich ein paar Jahre meines Lebens mit praktischer Pfuscherei verloren, so würde mir dies für das Verständnis viel nützlicher sein als alle Vorlesungen und Bücher der Welt. Wenn ich sonst nichts von Goethe wüßte, so würde ich ihn wenigstens in seinem Dilettantismus verstehen. Auf Welcker und besonders auf Curtius freue ich mich sehr. Ich habe zu Hause die Trilogie angefangen mit geringem Widerstreben und großem Genuß. Weil das Buch der Bibliothek gehört, hat mir Hr. Kayser die griechischen Tragödien von Welcker mit auf die Reise gegeben. Er meinte, es würde mir besser gefallen. Zufälligerweise ist die Sache umgekehrt, und das Buch wird mir viel schwerer. Außerdem lese ich Goethes Leben hier mit einem mir bis jetzt noch ungekannten Verständnis und freudenvoller Innigkeit.

Von Emilie habe ich sehr gute Nachrichten. Sie hat sich mit einer lang zurückgehaltenen Leidenschaft auf das Zeichnen geworfen und einen Lehrer gefunden, der sie im Übermaß befriedigt. Ob Segen oder neue Kämpfe daraus erwachsen werden, steht erst noch zu erwarten. Mit Anselm scheint es aufwärts zu gehen. Seine Briefe sind so innig und innerlich, daß sie wohl Balsam für schwereres Ungemach sein könnten, als ich ausgestanden habe.

Und nun leben Sie recht wohl und gut. Bis wir uns wiedersehen, bin ich wohl wieder ein Stückchen aufwärtsgeklommen und weise — und weiß — ich meine an den Haaren, die von Tag zu Tag sich mehr versilbern. Dabei fällt mir ein, ich möchte gern, daß Sie Ihr wirres Lockenhaar abschnitten. Wer sich innerlich auszeichnen will, braucht nicht äußerlich aufzufallen.

Wenn mein Brief ein etwas zerfahrenes Gepräge trägt, so lassen Sie sich's nicht kümmern, das ist nur Eisen und Kohlensäure, die meine Hand ein wenig zittern machen und zuweilen die Gedanken verschleiern. Im tiefsten Innern herrscht die richtige Strömung. Auch bin ich unbesorgt, weil Sie ja lesen können, was ich nicht

schreibe und zusammenfügen im Geist, was abgerissen auf dem Papier steht. Und so die treuesten und freundlichsten Grüße.

Henriette Feuerbach.



An Michael Bernays.

Den 7. Februar 58.

Ich habe Sie länger, als ich wollte, auf Antwort warten lassen, lieber Bernays, das kommt von dem bösen, häßlichen Winter. Wenn ich gleich keine Hinkepistel schreiben kann, so hat mich die Grippe doch nicht weniger heimgesucht als Sie, und ich bin noch nicht ganz frei. Das ist der eine Grund. Der andere liegt tiefer. Wenn man recht Schweres erlebt hat und in sich selber auf schmerzvolle Weise einen tiefgehenden Abschluß erfährt, dann arbeitet die Seele nachher eine lange Zeit in größeren, schwereren Gedanken als gewöhnlich, die ungefügig sind und sich zum Ausdruck nicht so leicht geben wollen. Dazu ist man feige, weil Zwingen wehe tut. Ich kann und mag auch jetzt noch nicht ordentlich schreiben. Man muß mir's zugute halten.

Über alles, was Sie mir schreiben, freue ich mich jetzt schon, und wenn Sie mir für die Zukunft noch größere Freude versprechen, so ist es mehr, als ich verdiene — und doch auch nicht — denn wie wenig Menschen vermögen sich im rechten Verständnis über das Gedeihen anderer zu freuen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihr innerer Beruf stark genug ist, um Sie, wenn auch nicht stets im Gleichgewicht zu halten, doch Sie stets wieder in dasselbe zurückzubringen, wenn Sie es momentan verlassen müssen. Es ist mir ganz natürlich, daß ich, wenn ich in Heiterkeit an etwas denken will, was mir die Welt freundlich macht, zuerst an meinen Anselm denke und dann an Sie, und ich bin gewiß, daß dies Ihnen Segen bringt. Es muß wohl so sein.

Wie ich lebe, wollen Sie wissen? Selig, weil arm an Geiste, so steht es in der Bibel, und abermal selig, weil Geben seliger ist denn Nehmen, damit ist alles gesagt.

Emilie ist mit unvermindertem Eifer bei ihren Zeichenstudien nach Calame — doch war sie viel kränklich diesen Winter aus Aufregung, Überanstrengung und Erkältung. Dafür geht Anselms Stern in Rom freundlich und glückverheißend auf. Er hat sich abgeklärt und gereinigt und ist von seiner „wilden Überfülle auf das strengste Maß der Schönheit zurückgegangen." (So hörte ich durch andere.) Ein großes Historienbild, der göttliche Dante, führt die ganze römische Kunstwelt in sein Atelier. Dazu ist er der Liebling der englischen Aristokratie geworden, was ihn auch materiell fördern wird, da er sich in letzter Zeit besonders dem Porträt zugewendet hat. Als ich diese Tage her all diese guten Nachrichten empfing, meinte ich immer, ich müsse nach Freiburg, um an unserm Grabe meine Freude und meinen Dank auszuweinen. Ich weiß gewiß, Sie freuen sich auch mit mir.

Alles Äußerliche mag ich gerne heute beiseite lassen. Der Brief soll auch nur ein freundlicher Gruß sein und ein Zeichen, daß ich Ihnen immer gleich gut bin.

H. F.



An Hoffinanzrat Kreidel in Karlsruhe.

Hochgeehrter Herr!

Auf Ihr letztes geehrtes Schreiben habe ich sogleich nochmals wegen des Bildes nach Paris geschrieben und um schleunige Absendung, oder im Falle dies geschehen, um sorgfältige Nachfrage gebeten. Die Besorgung ging durch eine befreundete deutsche Familie, und ich kann die abermalige Zögerung schwer begreifen. Das unglückselige Paris bringt alles in Verwirrung, das Kleine und das Größte!

Was nun den sonstigen Inhalt des Schreibens betrifft, so weiß ich kaum, wie ich Ihnen, verehrter Herr Hoffinanzrat, meine dankbare Freude ausdrücken soll über das wohlwollende Eingehen Ihres mir so tröstlichen Briefes. Ihrer gütigen Teilnahme gegenüber will ich mir nun auch ein Herz fassen und Ihnen über den innerlichen Bildungsgang meines Sohnes einige Andeutungen geben. Ich hätte dies gleich auf Ihre erste gütige Anfrage tun sollen, aber es fehlte mir an Mut und Zuversicht, und Sie werden mir wohl verziehen haben, daß ich damals lieber oberflächlich, als voreilig und unbescheiden erscheinen wollte. Es ist eine eigentümliche Sache, daß es den jungen Talenten in unserer Zeit so schwer wird, den kürzesten und geraden Weg zu einer gesunden Entwicklung und Bildung zu finden. Der Richtungen sind so viele, und das Selbstbewußtsein macht sich solange vor der Einsicht geltend, daß eine lange Reihe von Irrtümern die Bahn versperrt, noch ehe das Ziel nur von ferne den Augen erscheint. Mein Sohn ist vielleicht mehr noch als andere diesem Schicksal verfallen, weil er zu frühe dem Schulstudium enthoben und in das freiere Künstlerleben versetzt ward. Er hatte in Düsseldorf und München mehrere Jahre in spielender Beschäftigung verloren, ehe es ihm allmählich klar ward, was ernstes Studium heiße. Darauf ging er nach Antwerpen, von da nach Paris, wo er sich mit heftiger Leidenschaft in die realistische Richtung der modernen französischen Schule stürzte.

In dieser Zeit erlag sein edler Vater einer jahrelangen Krankheit, ohne daß die tiefe Sorge, die er um die Entwickelung seines Sohnes im Herzen trug, eine befriedigende Lösung gefunden hatte. Anselm kehrte nach dem Tode seines Vaters zurück, und ich hatte trotz meiner Unerfahrenheit den festen Entschluß gefaßt, ihn nicht wieder nach Paris gehen zu lassen, jedoch vergeblich. — Es war dies für uns beide durch die ganz ungewohnte Entfremdung die allerschmerzlichste Zeit. In meiner tiefen Bedrängnis war Kugler in

Berlin der einzige, der mich tröstete und ermunterte, nicht irre und nicht müde zu werden. Nach einem halben Jahre kam Anselm abermals zurück, und dies war der Wendepunkt in seinem Leben. Die ersten unvollkommenen Schritte auf der neuen Bahn tat er in Karlsruhe, das übrige aus dieser Zeit wissen Sie, und gewiß hatten Seine Königliche Hoheit der Großherzog und Sie, geehrter Herr, mehr Geduld mit ihm, als seine damaligen Leistungen verdienten.

Als er zwei Jahre darauf am Scheidewege stand, ungewiß, ob er sich zurück oder ohne unzureichende Mittel weiter nach Süden wenden sollte, fragte er mich um meine Wünsche, und ich bat ihn im Sinn und Geiste seines Vaters, Italien nicht zu verlassen, ehe er Rom gesehen. Das Äußerste, was von meiner Seite geschehen konnte, sicherte die erste Zeit. Die Reise war nicht günstig; in Florenz ward Anselm von einem heftigen Fieber befallen. Ein deutscher Arzt erbarmte sich seiner und nahm ihn zur Pflege in sein Haus. Kaum von seiner Krankheit genesen, kam er nach Rom. Hier überwältigten ihn die großartigen Eindrücke dergestalt, daß er im Gefühle seiner hilflosen Verlassenheit in tiefe Schwermut versank. Die Arbeit zu beginnen war schwer, da die Mittel fehlten, ein Atelier zu mieten. „Wann wird die Zeit kommen," schrieb er mir damals, „wo ich nicht mehr mit heißen Tränen Neides an dem Studio meiner Bekannten vorübergehen muß." Nach schweren Kämpfen und mancherlei Demütigungen, wie sie Armut und Stolz mit sich bringen, ward auch dieses erreicht. Die Resultate, von welchen ich Ihnen auf Ihre erste gütige Frage Meldung tat, sind die Frucht einer strengen und ausdauernden Arbeit gewesen.

Daß mein Sohn größere Schwierigkeiten findet, sich eine Stellung zu gründen als mancher andere Künstler, das liegt in der Natur seines Wesens und seines Talentes. Tief- und feinfühlend, empfindlich bis zu krankhafter Reizbarkeit, zugleich heftig und leidenschaftlich und träumerisch weichlich, stets unzufrieden mit sich selbst und doch

auch zu Zeiten übermütig, weiß er sich in die Menschen nicht zu finden, vertraut bald zuviel, bald zu wenig, ist übermäßig in Hoffnungen und Befürchtungen. Unter dem Einfluß wechselnder Stimmungen hat er Schmerzen und Freuden da, wo sie ein anderer nicht ahnt. Man muß ihn sehen, wie er in jedem angefangenen Bilde durch die Freude des Schaffens alles Ernstes ein Meisterwerk zu fertigen glaubt, das dann vielleicht in wenigen Tagen in den letzten Winkel geworfen wird, nachdem es mit Händen und Füßen zerschlagen und zerrissen ist. In seinen Arbeiten wird es ihm als wirklichem Historienmaler auch schwer, das für Privatpersonen geeignete kleine Maß einzuhalten, er bedarf eines gewissen Raumes, um sich auszusprechen. Im Porträt ist er glücklich. Dies hat ihn in den schlimmsten Zeiten aufrecht erhalten.

Nach dem Gesagten bitte ich Sie, hochgeehrter Herr, mich nicht mißzuverstehen, wenn ich nach meiner tiefsten Überzeugung jetzt ausspreche, daß in dem gegenwärtigen Moment eine mächtige Hand, die belohnte, was getan ist, und zu dem ermunterte, was geschehen soll, Wunder wirken könnte. Wie der Aufenthalt in Rom die Ideen meines Sohnes gereinigt hat, und wie die Schönheit der Antike sein Wesen durchdrang, wird Ihnen der Dante sagen. So deutlich ich alle Fehler und Verirrungen seiner letzten zehn Jahre einsehe, und so bitter ich sie beklage, denn wer hat mehr darunter gelitten als er selbst und ich? so schreibe ich hier doch mit Zuversicht nieder, daß ich mein Leben voller Freuden um den Preis seines Gelingens hingeben würde, nicht allein, weil ich ihn als meinen Sohn mehr liebe als mich selbst, sondern weil ich glaube, daß er eine Knospe in sich birgt, die unter günstigen Verhältnissen zu vieler Menschen Freude erblühen könnte.

Es ist dies keine Bitte, die ich an Sie richte, geehrter Herr Hoffinanzrat. Ich habe den festen Glauben, daß von Ihrer Seite alles geschehen wird, was gut und recht und was möglich ist. Mir selbst

aber ist es eine unbeschreibliche Wohltat, mein gedrücktes Herz aufgeschlossen zu haben und bis zu einem gewissen Grade nicht ganz allein mehr auf mein eigenes kleines Selbst und auf die himmlische Vorsehung, sondern auch auf eine irdische Vorsehung bauen zu dürfen, die da eintritt, wo die einzelne Kraft nicht ausreicht.

Für meinen langen Brief will ich nicht um Verzeihung bitten. Sie werden wohl glauben, daß man in solcher Weise nicht viel und nicht zu allen Zeiten schreibt. Anliegend erlaube ich mir der merkwürdig verschiedenen Auffassung wegen zwei Berliner Rezensionen des Dante beizulegen.

Mit dem Ausdrucke der vollkommensten und wärmsten Hochachtung

Henriette Feuerbach geb. Heydenreich

Heidelberg, den 16. Juli 1859.



An Hoffinanzrat Kreidel in Karlsruhe.

Hochgeehrtester Herr Hoffinanzrat!

Mit dem wärmsten und gerührtesten Danke habe ich Ihr geehrtes Schreiben gelesen, in welchem jedes Wort die herzliche, wohlwollende Gesinnung ausspricht, welche Sie, hochgeehrter Herr, meinem Sohne seit einer Reihe von Jahren stets unverändert bewiesen haben; und wenn es mir gestattet wäre, auch Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog gegenüber meine schwache Stimme laut werden zu lassen, so wünschte ich wohl gleicherweise Allerhöchstdemselben in meines Sohnes und meinem Namen die tiefste und ehrfurchtsvollste Dankbarkeit ausdrücken zu dürfen für die huldvolle und vorsorgliche Gnade, welche sich in den zugunsten menes Sohnes getroffenen Anordnungen kundgibt. Es versteht sich von selbst, daß Seiner Königlichen Hoheit allergnädigster Wille unwiderrufliches Gesetz für uns ist, und ich habe bereits eine wortgetreue Abschrift Ihres gütigen Briefes nach Rom abgesandt.

Was mir in dieser Sache einige Sorge macht, ist die seit einiger Zeit sichtlich überhandnehmende Mutlosigkeit meines Sohnes Anselm. Ich fürchte sehr, er wird, im Bewußtsein, nach besten Kräften gearbeitet zu haben, kaum hoffen, für einen künftigen Versuch Nachsicht erwarten zu dürfen, nachdem der Dante, welcher trotz manchen scharfen Tadels doch einstimmig für das bedeutendste Bild der römischen wie der Berliner Ausstellung anerkannt wurde, von den großen Meistern der Karlsruher Kunstschule so unnachsichtlich strenge zurückgewiesen und verdammt wird. Wenn es wahr ist, daß die Werke junger, noch im Ringen und Kämpfen begriffener Künstler überhaupt als Entwicklungsstufen betrachtet werden müssen, bis der Zeitpunkt der vollen Reife erlaubt, ein Kunstwerk rein als solches zu beurteilen, so wird dies wohl derselbe Fall bei meinem Sohne sein, dessen Natur leider dazu angelegt ist, durch den Umgang der Extreme das eigene Gleichgewicht zu erringen. Ach — und wieviel äußerliche und innerliche günstige Umstände müssen zusammenwirken, bis eine solche Reife in voller Gesundheit und Kraft sich entfalten kann!

Sowie ich Nachricht von Rom erhalte, werde ich mir erlauben, sie Ihnen, hochwohlgeborener Herr, vorzulegen. Einstweilen bitte ich für den armen Dante noch eine achttägige Frist. Als das Bild in Paris war, erhielt ich von Düsseldorf, Dresden und Hannover Aufforderung, die zeitweilige Ausstellung damit zu beschicken. Nun ist zwar der bestimmte Zeitpunkt verflossen, aber ich hoffe doch noch ein Plätzchen in irgendeiner permanenten Ausstellung zu gewinnen. Ist mir Nachricht geworden, welche dieser Städte die vorteilhafteste Aussicht bietet (was in einer Woche geschehen kann), dann werde ich unter Angabe einer bestimmten Adresse Ihre Güte noch einmal in Anspruch nehmen müssen.

An Herrn Direktor Schirmer habe ich vor acht Tagen geschrieben. Ich tat es nicht früher, weil ich es für nicht recht hielt, hinter Ihrem Rücken, geehrtester Herr Hoffinanzrat, mich an jemand anders zu

wenden. Herrn Galeriedirektor Lessing wagte ich mit unserer Angelegenheit nicht zu behelligen, weil ich ihm ganz unbekannt bin, und weil man mir sagte, er liebte entschieden die Nachahmung der alten Italiener nicht. Wenn ich durch diese Versäumnis einen Fehler beging, so tut es mir um so mehr leid, als mein Sohn dafür büßen muß, denn er ist wie die meisten römischen Künstler diesen Sommer und Herbst ohne Verdienst und wird die Monate, welche zum Versenden und Prüfen von Vorschlägen und Skizzen nötig sind, sehr schwer hinbringen. Dies muß nun alles überwunden werden und soll es auch mit Gottes Hilfe. Vielleicht nimmt mein Sohn die Sache leichter, als ich denke, und die Freude des Schaffens überwiegt den Mangel an Mut und Selbstvertrauen. Dann wäre es vielleicht möglich, daß er einen Gegenstand und eine Komposition fände, welche nicht nur Seine Königliche Hoheit den Großherzog, sondern auch den Verein von Männern der Kunst befriedigen würde, welche jetzt freilich den Dante für unwürdig erklärten, in die Galerie aufgenommen zu werden, die aber gewiß auch wissen und zugeben müssen, daß ein vollkommenes Kunstwerk nie ohne Pflege und Sonnenschein gedeihen kann, und daß die Blüte nicht vor den Blättern sich entwickelt.

Gott lohne es Seiner Königlichen Hoheit, daß Höchstdieselben so gnädige Gesinnungen für meinen armen Sohn hegen und gebe diesem die Kraft, jene Gnade sich durch eine wohlgelungene Arbeit zu eigen zu machen.

Sie, hochgeehrter Herr, bitte ich zum zweitenmale um Verzeihung für meine übergroße Aufrichtigkeit. Sie kommt aus dem Herzen und aus wirklichem und wahrhaftigem Vertrauen, dem Sie nicht zürnen werden.

Mit tiefer und vollkommenster Hochachtung

Henriette Feuerbach.

Heidelberg, den 28. Oktober 1859.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 14. Mai 1860.

Lieber Bernays!

Es ist nicht meine Schuld, daß Sie so spät und so kurze Antwort erhalten; einstweilen will ich Ihnen nur freundlichst für Ihren Brief danken, der mir Freude gemacht hat, und Ihnen alle guten Wünsche aussprechen für die nahe und ferne Zukunft. Glauben Sie mir, im Schaffen liegt das einzig sichere Glück, die Zukunft, die Ruhe — alles.

Daß Sie den Oeser nicht schreiben konnten, begreife ich besser als jeder andere Mensch. Wenn ich es bedauerte, so habe ich Ihnen nie einen Vorwurf daraus gemacht wie manche andere. Dies um so mehr, als ich selbst wieder in bitterer Oesernot bin und eine ganz neue Geschichte schreiben muß, da es gegen meine innerste Natur geht, die alte noch einmal anzufassen. Ich muß es tun — aber eigentlich kann ich es so wenig als Sie, nur aus dem entgegengesetzten Grund, d. h. Sie wissen viel zu viel, ich aber viel zu wenig. Seit Weihnachten arbeite ich alle Tage zwölf bis vierzehn Stunden, und das mag ein paar Jahre so fortgehen. Dabei ist das Verhältnis mit Hrn. Weber, dem ich entwachsen bin, im höchsten Grade peinlich; so möchte das Ganze wohl zugleich eine gründliche Geistes- und Charakterübung sein, die, Gott weiß es, nicht leicht ist.

Um zu etwas Erfreulicherem zu kommen, will ich Ihnen sagen, daß seit acht Tagen mein Anselm hier ist, bis zum Herbst bleibt und dann wieder nach seiner römischen Heimat zurückgehen wird. Was man aus Büchern und Nachdenken sich mühsam aufbaut, das Bewußtsein und Verständnis dessen, was schön ist, ich kann auch sagen klassisch, und zwar im rechten alten und guten Sinn — das ist bei ihm zur freien Tat geworden. Seit ich seine letzten Zeichnungen gesehen (die Bonner Dame soll eine sehr schlechte haben), spreche ich mit Zuversicht: „Herr, nun lässest du mich in

Frieden fahren." Ob die äußeren Verhältnisse sich den inneren gemäß gestalten, muß man erwarten. Ich wollte es freilich wohl wünschen, am meisten, weil sein Gemüt der Anerkennung nachgerade bedarf. Was mich betrifft, so weiß ich, daß er der einzige ist in seiner Richtung, und daß die Richtung die einzige ist, das weiß ich Gott sei Dank auch. Ich bin gar zu glücklich, meinen Sohn ganz auf meinem eigenen Grund und Boden begrüßen zu können. Es ist das etwas, was ich bei seiner wunderlichen Natur nicht gehofft hatte. Von Ihnen hoffe ich nun aber auch, daß Sie mir bald eine ebenso große Freude machen. Gehen Sie mit Gott an Ihren Plan und zaudern Sie nicht. Jeder kleine Schritt bringt Segen, selbst wenn er nicht zum Ziele führen sollte, was ich nicht glaube. Wenn ich kurz und selten schreibe, so lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, mir zu schreiben, wenn Sie Lust haben. Ich kann eben einfach nicht. Einst wird es wohl besser werden, aber noch lange nicht. Ich leide sehr unter dem Oeser, auch greift das viele Lesen die Augen an.

So sage ich Ihnen alles Freundliche, und halten Sie sich tapfer. Sie können viel, wenn Sie sich nur recht zusammenfassen.

Meine Kinder grüßen.

Ihre

H. Feuerbach.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 11. Juni 60.

Es war recht vernünftig von Ihnen, lieber Bernays, daß Sie ungeduldig geworden sind, denn Gott weiß, wann ich dazu gekommen wäre, Ihnen zu schreiben, während Sie jetzt umgehend Antwort erhalten. Ich hatte Ihnen schon lange mal einen schlechten Brief geschrieben, der aus Versehen nicht besorgt wurde. Als er wieder in meine Hände kam, wollte ich ihn ohne Einlage nicht

fortschicken, dazu wollte sich denn in den letzten Wochen keine Zeit finden, und so verging unverantwortlicherweise ein Tag um den andern. Nun das Unglück geschehen, müssen Sie es eben hinnehmen, und zur Beglaubigung lege ich den alten Zettel bei. Ihr lieber Brief hat mich erfreut und gerührt, und er ist auch sehr klug, und je klüger Sie sind, desto besser stehen wir miteinander. Ich bin immer gleich, und mein Leben geht so hin, ohne merkliche Veränderung im Innern. Ich muß eben sein, wie ich bin, das kommt denen zugut, die mit mir zu tun haben. Beunruhigen Sie sich nicht, wenn ich länger schweige, schreiben Sie dafür öfter, ich bin gar sehr in Anspruch genommen und habe eigentlich keine Minute für mich übrig. Es wird nie was passieren, was meine Gesinnungen ändert, das müssen Sie ja selber wissen, da Sie mich kennen.

Vorerst will ich Ihnen mein Vergnügen aussprechen über Ihre Aussichten in Bonn. Glauben Sie mir, es ist viel besser als hier, wo sich unvermerkt vieles verändert hat und noch stets verändert. Und wenn es Ihnen heimlich gewesen wäre, uns hier zu wissen, so kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß das auch nicht mehr lange dauern wird und mit Anselms Abneigung gegen Heidelberg zusammenhängt. Da dies aber noch ein Geheimnis und ganz unbestimmt ist, so möchte ich, daß Sie mir auf diese Andeutung, die ich Ihnen nur zum größeren Behagen ausspreche, nicht einmal eine Antwort gäben. Wahrscheinlich werd' ich im nächsten Jahr nach Baden-Baden übersiedeln — Und nun nichts weiter.

Seit vier Wochen ist Anselm hier. Sie können sich denken, daß seine Anwesenheit mich gegenwärtig ganz ausfüllt. Er ist groß geworden — ich sage es Ihnen heute, die Welt wird es bald nachsagen, daß er der Erste, der Einzige ist. Ein rührendes, fast herzbeklemmendes Schauspiel, diese Natur, kräftig und feurig wie ein kleiner Vulkan und zart und wundersam wie die Siumpflanze, aus der ersten schweren Schule gereinigt und verklärt zur künstle-

rischen Selbständigkeit sich entfalten zu sehen. Wir stehen gut und schön zusammen. Was ich weiß und habe, kann ich ihm gegenüber wenig brauchen, aber was ich geworden bin, dient zum Aufnehmen und Verständnis ganz neuer wunderbarer Lebensseiten. Ich komme mir dabei selbst sehr unbedeutend und doch sehr glücklich und reich vor. Anstrengend aber ist das Verhältnis durch die merkwürdig wechselnden Schattierungen und Stimmungen dieser ganz vollkommen ausgeprägten Künstlernatur. Was ich lerne und gewinne an Herz und Geist, das weiß ich — was ich etwa geben kann, weiß ich nicht. Der gute Wille muß hier aushelfen, wie überall.

Anselm steht am Wendepunkt seines Lebens, auch im Äußern. Weimar und Baden streiten sich um ihn, er selbst will von nichts wissen als von seinem geliebten Rom. Mein Zwischenrat geht dahin, einen Mittelweg zu finden, welcher ihm erlaubt, in Italien zu bleiben und alle zwei Jahre auf einige Zeit in das Vaterland zurückzukehren. In den nächsten Wochen wird wohl alles zur Entscheidung kommen.

Ich schließe in aller Eile, aber mit nicht minder treuer Gesinnung. Machen Sie sich auf — Ihre Bonner Freunde haben recht. Ich will noch viel Freude an Ihnen haben.

H. F.



An Michael Bernays.

Lieber Bernays!

Sie scheinen recht hartnäckig auf Antwort zu warten, oder es geht Ihnen nicht wohl. Beides tut mir leid, um so mehr, als ich nicht imstande bin, Ihnen einen vernünftigen Brief zu schreiben. Es geht mir auch nicht sonderlich nach Wunsch, d. h. meinem Anselm, denn daß ich sonst keine Wünsche für mich besitze, wissen Sie.

Ich möchte Sie fragen, ob in Köln eine permanente Ausstellung besteht, und ob Sie mir nicht die Adresse des Geschäftsführers

verschaffen könnten. Dasselbe möchte ich von Hamburg — aber da sind Ihre Beziehungen wohl zerrissen.

Anselm hat von seinen vier schönen Bildern noch keins verkauft. Meine Aufgabe ist es nun, ihn wieder flott zu machen, um in acht Tagen nach Rom zurückzukehren, mitten in den Krater hinein — so Gott will, wird das gute Kind nicht mit Haut und Haar verschlungen werden. Mein Werk aber dabei ist ein sehr schweres, da das göttliche Schaffen aus nichts mir nicht zum Gnadenerbteil zugefallen ist. Gott weiß es, warum das so sein muß, daß diejenigen, die es am besten zu benutzen wüßten, am wenigsten besitzen sollen.

Lesen Sie doch mal in der Spenerschen Zeitung den Bericht über die Berliner Ausstellung und darin die Kritik über Anselms Bild. Sie war mir ganz interessant wegen dem instinktiven Gefühl und dem mangelhaften Verständnis, die sich darin streiten. Mir ist aus dieser wundersamen Sprach- und Ideenverirrung das Gefühl von Anselms echter Künstlerschaft wie ein Stern aufgestiegen. Werden in Köln zuweilen Bilder gekauft?

Ich kann Ihnen sonst gar nichts sagen als einen freundlichen Gruß. Ich lebe, aber nicht ich, sondern des Lebens Last und Mühe und das Streben um einer liebevollen Idee willen in mir. Ich wünschte sehr, bald etwas von Ihnen zu hören — nicht der Bilder wegen, das hat Zeit, sondern Ihretwegen. Da Sie nun doch wiedergekommen sind, sollten Sie nicht so lange fortgehen.

Erster Oeserband fertig. Die erste Hälfte zu gut, die zweite so schlecht, als nur immer möglich. Das Verhältnis zu Hrn. Weber wird mit jedem Tage unerträglicher. Bitte ein paar gute, nicht allzu ausführliche Bücher über das erste Christentum. Hr. Weber hat mir den Leo empfohlen, das geht aber doch nicht.

Ihre Henriette Feuerbach.

11. Oktober 1860.

An Wilhelm Hemsen, Sekretär des Kunstvereins in Köln.

Geehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben hat mich sehr erfreulich und wohltätig berührt. Das ehrende und liebevolle Andenken, welches Sie Anselm Feuerbach dem Vater bewahren, die lebendige Teilnahme, die Sie dem Sohne Anselm schenken, kann ich natürlich nur mit doppeltem Danke anerkennen. Und das tue ich auch so warm und so aufrichtig, als Ihre eigenen freundlichen Worte meine Vergangenheit und meine Gegenwart in einen einzigen Moment zusammengefaßt haben.

Seit meiner ersten Anfrage an Herrn Bernays in Bonn ist freilich geraume Zeit verflossen, denn, wie er mir neulich mitteilte, so ist auch seine Vermittlung wegen Krankheit verzögert worden. Indessen sind die Bilder von Berlin nach Hannover gegangen, wo sie bis gegen Mitte Januar bleiben werden. Nachher aber wird es mir eine Freude sein, Ihre gütige Erlaubnis zu benützen. Jedenfalls erhalten Sie zu geeigneter Zeit noch nähere Nachricht.

In Berlin hat man meinen Sohn gar heftig gescholten über sein allzu heftiges Anklammern an die Alten — vielleicht mit Recht — denn einer gewissen Einseitigkeit dem Leben gegenüber entgeht man durch mehrjährigen Aufenthalt in dem abgeschlossenen Rom auch menschlich nicht; aber man muß, sollte ich denken, auch nicht gleich jedes Studium Richtung nennen. Anselm hat jedenfalls einen verzeihlichen Fehler begangen, indem er des Guten zuviel tat, und es läßt sich hoffen, daß er, nach all seinen raschen Wendungen in die künstlerischen Extreme, doch schließlich, wenn auch nach mancherlei Umwegen, ein schönes Gleichgewicht in sich selber finden mag.

Indem ich Ihnen nochmals auf das herzlichste danke und Ihrem Wohlwollen meinen kleinen extravaganten Sohn empfehle, schließe ich mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Hochachtung.

Henriette Feuerbach.

Heidelberg, den 5. Dezember 1860

An Michael Bernays.

Heidelberg, Charfreitag 61.

Lieber Bernays!

Sie haben mir mit Ihrem Briefe Freude gemacht, und ich würde einen besseren als den heutigen Tag zur Antwort ausgewählt haben, wenn ich nicht bitten wollte, Sie möchten Hrn. Hemsen mit ein paar Worten die Bilder anmelden, die nun endlich die ersten Tage April in Köln eintreffen werden, nachdem sie in Hannover recht herzlich und gründlich mißfallen haben. Zugleich will ich beifügen, daß Ihr Rat wegen der dummen Schrift mir als der richtige erscheint. Ich war anfangs ein wenig aufgeregt, einmal weil der Fund so sehr schön ist und für Feuerbachs Art so ganz zutreffend, d. h. innerlich, dann bin ich sehr gehetzt worden mit der Zumutung von Freunden, ich sollte mich selber dahinter machen, was ich durchaus nicht gekonnt habe, so wollte ich wenigstens meiner imaginären Pflicht in etwas nachkommen. Entbinden Sie Hrn. H. meiner Bitte, ich bin so briefschreibunlustig, daß es mir Überwindung kostet, es selber zu tun. Auch schäme ich mich ein wenig.

Der Oeser ist seit acht Tagen fertig, d. h. wenn Sie das fertig nennen wollen, daß ich die schwarz beschriebenen und gedruckten Blätter Hrn. Weber übergeben habe, und daß der sie nach Leipzig geschickt hat, von wo sie wiederkommen als Druck- und Aushängebogen. Ich bin verdrießlich, daß ich am Fertigsein gar keine Freude habe. Es ist mir wie eine Amputation, und ich schäme mich der Krüppelhaftigkeit einer so mühseligen, unerfreulichen, quälerischen Arbeit jetzt viel mehr, als da ich noch mitten darinnengefangen war. Jeder Korrekturbogen erfüllt mich mit der angenehmen Empfindung, daß ich ihn vor aller Welt zu verstecken wünschte.

Das schlimmste ist, daß ich mich nach einer andern Arbeit umsehen muß, die wahrscheinlich nicht besser sein wird, da ich nun

eben darauf angewiesen bin, solange meine Kinder sich keine selbständige Existenz errungen haben. Zu Hause krippeln ist noch immer besser als von Haus zu Haus Stunden geben, was ich dabei lerne, ist wenigstens mein Eigentum.

In gegenwärtigem Augenblick bin ich über beide ziemlich sorglich. Anselm hat auf zwei Briefe, die noch dazu wichtig waren, nicht geantwortet, so muß ich fürchten, daß er (seit November zum drittenmal) krank ist. Dem römischen Aufenthalt bin ich sehr gram. In der Stille des Winters ist mir erst allmählich klar geworden, wieviel er verschuldet hat. Zwei Jahre wären genug gewesen. Das Leben steht dort in der Gegenwart still, das kann ein gesunder Mensch nicht in die Länge vertragen. Freilich wird es nun anders werden, aber was verdorben ist, kann nicht ersetzt werden.

Emilie ist noch in Wien und geht mit vollen Segeln. Sie will nicht zurück, geht auf eigene Hand nach Dresden, will wieder nach Wien zurück, wenn sich eine passende Stelle findet. Es scheint doch wirklich, daß sie absolut gemacht ist, in einer großen Stadt zu leben. Die eigentliche Realität dabei ist, daß sie schön Blumenmalen lernt. Mein armes Heidelberg ist ganz in Mißkredit gekommen. Ich fürchte, es muß doch zuletzt wieder recht sein.

Ich selbst will nun Ende April zu meinem Bruder. Hoffentlich kommt diesmal nicht wieder etwas dazwischen.

Das Buch, von dem Sie sprechen, will ich mir zu verschaffen suchen. Ich höre und erhalte hier nichts von selbst dergleichen. Es wäre hübsch, wenn Sie sich gerade einen Zettel hielten und notierten, was Sie für mich tauglich glauben. Geschichte habe ich diese Zeit her gelesen, daß es ganz schrecklich und ein wahrer Greuel ist. Das Renaissancebuch von Burckhardt gefällt mir sehr. Staunen Sie — selbst Hr. Droysens preußische Politik habe ich verschluckt. Das war aber ein hartes Stück Arbeit. Ich bin völlig unwissend, weshalb mir Hr. Weber das zugemutet hat, so vortrefflich auch das Buch

an sich sein mag. Der Goethe hat mir viel Trost gegeben in den letzten harten Zeiten, und es sei Ihnen nochmals gedankt. Aber ich habe mich immer vor ihm sehr geschämt. Freilich die seligen Götter, die haben gut lächelnd herabblicken aus ihrer erhabenen Geisteshöhe auf das alberne, jämmerliche Menschengezappel.

Seit mehreren Jahren höre ich jeden Frühling, wenn die Altantüre zum erstenmal aufgeht, auf einem alten Spinett in der Nachbarschaft zwei Stückchen spielen: Muß i denn, muß i denn — und den letzten Gedanken von Weber mit einem höchst ungeschickten kindischen Baß in Quinten gleich einem Dudelsack. Das rührt mich unbeschreiblich, gehört zu Schneeglöckchen und Veilchen. Eben höre ich es wieder, und der Spieler hat seit Jahren nicht den kleinsten Fortschritt gemacht. Mit dem vollen Gefühl der Demut und Anerkennung irdischer liebenswürdiger Armseligkeit schreibe ich's hier nieder. Sie müssen heute meinen Brief sehr nachsichtig aufnehmen, ich kann mich mit aller Mühe nicht aus einer gewissen Verstimmung herausarbeiten.

Die freundlichsten Grüße

H. F.



An Rosalie Artaria-Braun.

Liebste Rosalie! den 30. Juni 1861.

Ich hätte auf Ihren lieben Brief, der mich wahrhaft gerührt hat, augenblicklich geantwortet, denn was ich Ihnen schreiben wollte und will, das lag mir gleich in der ersten Minute auf der Zungenspitze, aber es war viel Besuch da — zuerst ein alter 78jähriger Kammerrat Kestner aus Hannover, dann fünf Tage lang der gute Allgeyer. — Wie konnte ich da meine innersten Gedanken in die Hand nehmen, um sie Ihnen zu schicken?

Daß ich Ihren Gedankengang verstehe, das wissen Sie, sonst

hätte Ihr Herz Sie nicht zu mir geführt. Ob ich das rechte Wort finde, was Ihnen wohl tun kann, weiß ich nicht. Ich hoffe es aber, und ich wollte, ich könnte es in Musik verwandeln, damit es für Ihre zwischen Himmel und Erde, zwischen Seligkeit und Schmerz, zwischen Ahnung und unwiderlegter Gewißheit schwebende Seele den passenden Ausdruck findet.

Fragen, wie die von Ihnen, liebste Rosalie, berührte, sind eigentlich so sehr individuell, daß jeder das, was der andere sagt, erst in die eigene Sprache übersetzen muß. Das müssen Sie auch jetzt tun. Die herzliche, wahrhaftige Liebe aber, die ich zu Ihnen habe, wird machen, daß ich wenigstens eine Ihnen verwandte Tonart finde, dazu hilft auch schon die weibliche Natur, die sich nicht verleugnet auch in den verschiedensten Schattierungen und Verhältnissen.

Und wissen sie denn alles, die gelehrten Herren, Geschichtsforscher und Naturkundigen? Die Veränderung der Stoffe, die materielle Entwicklung der Organe, auf solchen Wegen mag wohl die Wissenschaft Großes geleistet haben. Aber das eigentliche Geheimnis des Lebens, das ist und bleibt in undurchdringliches Geheimnis gehüllt.

Ich glaube an die Fortdauer, weil ich meiner Natur nach nicht anders kann, nicht aus egoistischer Lebenslust, sondern aus einem Gefühl allgemeiner innerlicher Unmöglichkeit. Um mich näher zu erklären, muß ich aber Vergleiche zu Hilfe nehmen. Ich denke mir den Menschen mit seiner Gedankenschöpfungskraft. — Wieviel Gedanken gehen aus dem Geiste hervor, und, seien sie gedruckt, geschrieben, gesprochen oder nur im stillen gedacht, sie sind individuell, sie können nicht mehr ungeschaffen gemacht werden, sie sind alle einzeln im Geiste mit den noch ungeborenen. Dem Geist wird es aber nicht zuviel, und die Gedanken haben nicht zu enge, je mehr ihrer werden, desto mehr wächst der Raum, die Kraft. Nun setzen Sie: Gottes Gedanken sind wir, so haben Sie ungefähr eine Idee, wie ich mir in diesen tiefsten Geheimnissen des Anfangs und Endes

weiterhelfe. In solchem Sinne halte ich uns für ewig und individuell, für ewig und bewußt. Die Art und Weise aber, diese müssen wir dem Ratschluß Gottes anheimstellen. Hier ist die Grenze, wo im Glauben und Vertrauen an die ewige Liebe das einzige Heil ruht. Ich kann darüber ganz vollkommen ruhig sein, wie es kommt, ist mir's recht, und ist auch im allgemeinen recht; denn in der ganzen Welt ist eine so wunderbar schöne Gesetzordnung, daß gewiß nirgend und nimmer die Ausgleichung und Versöhnung fehlt, auch da nicht, wo wir nur Wirrsal und Schmerzen im Moment sehen. Nun können Sie freilich sagen, daß es etwas anderes ist, wenn Sie, oder wenn ich an den Tod denken, doch ist am Ende das Leben eines jeden höchstes und letztes Gut auf Erden und die Notwendigkeit der Ergebung zuletzt das unumgänglich einzige Auskunftsmittel für alles, was sterblich ist.

Übrigens ist Ihre schwermütige (das Wort ist schlecht, aber ich weiß nichts anders) Gedankenfolge eigentlich nur Übermaß des Glückes, wie man in der höchsten Freude die Zeichen des Schmerzes, die Tränen, hat. Und daß das Glück und die Wonne des Werdens sich mit der Wehmut des Scheidens und Aufhörens vermählt, darin liegt eine eigene tiefsinnige Schönheit, die zu zergliedern ich nicht Zeit habe, wofern ich es könnte.

Quälen Sie sich nicht mit konfessionellen Gedanken und haben Sie keine Furcht, auch nicht vor den Geistlichen. Wo der Kern, das Wesen im Herzen lebt, ist es ja ganz einerlei, in welches Gewand er äußerlich gehüllt ist, Sie werden bei Gott und den Menschen in allen Stunden gut durchkommen. Sie sind gesund, kräftig, die Natur wird ihr heiliges Werk in Frieden vollenden, und wenn Sie nach ein paar bangen Stunden den ersten Laut Ihres Kindes vernehmen, so wird sich Ihnen ein ganzer Himmel auftun, und das Leben wird Ihnen mit so großer Macht und Herrlichkeit aufgehen, daß alle Zweifel wie Schatten vor dem hellen Licht entschwinden.

Ich habe oft sehr Verlangen, Sie nur ein halbes Stündchen zu sehen, am liebsten in Ihrer eigenen Heimat, wo Sie so froh und glücklich sind. Grüßen Sie Ihren lieben Doktor, nein — Professor auf das herzlichste von mir. Ich meine sehr, er sollte sich an die Universität anschließen. Es ist so viel besser, einer Scholle anzugehören, sei es im materiellen oder geistigen Sinne. Die Aufsätze im Ausland habe ich noch nicht gelesen, will sie mir aber gleich von Kapps geben lassen. Die Pilgerstraßen in der Allgemeinen habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Sie haben mir außerordentlich gefallen, bis auf die politische Anmerkung, die ich überflüssig fand, und daß Herr Braun dem angehängten e im Dativ so feindselig gesinnt ist, daß er es nie brauchen mag. Sie sehen schon, ohne Kritik „tut's es nicht".

Bei uns geht es „ordelich", wie die Schwarzwälder sagen. Emilie erholte sich körperlich nach und nach, und das ist ja doch jetzt die Hauptsache. Anselm schreibt in leidlichem Humor und schafft an einer Iphigenia. Ich hoffe und wünsche sehr, ihn nächstes Jahr aus Rom herauszuhäckeln. Er hat mir neulich geschrieben, ich möchte Sie vielmals grüßen, und er sei ein klein wenig vernünftiger als in Heidelberg.

Von mir ist nicht viel zu sagen, als daß ich immer fleißig bin. Einige Tage war ich verreist in Frankfurt und Gießen, habe mich aber gründlich gelangweilt. Es ist nichts mit mir, wenn es ans Pläsier geht. Die Ihrigen sind wohl — d. h. Julchen mit dem Näpfchen und Töpfchen, wie sie sagt. —

Gott mit Ihnen, liebe Rosalie. Ich bin in rechter herzlicher Liebe

Ihre H. F.

Emilie grüßt schönstens.



An Hoffinanzrat Kreidel in Karlsruhe.

Hochgeehrter Herr Finanzrat!

Die Entschließung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs habe ich mit demütiger Unterwerfung, freilich auch mit tiefem Kummer empfangen.

Es bleibt mir nichts zu erwidern, als daß, da mein Sohn seinen Abschied von Rom und den kostspieligen Umzug seines Atelierinhaltes nicht ohne Zuhilfenahme bestreiten kann, die Übersiedlung nach Karlsruhe unmöglich ist, wenn nicht irgend ein äußerer Glücksfall die Hindernisse aus dem Wege räumt.

Wir hätten auf eine solch Allergnädigste Zuhilfe nicht gerechnet, wenn nicht Sie selbst, hochgeehrter Herr, mir die Aussicht eröffnet hätten, daß mein Sohn für die Ablehnung des Rufes nach Weimar entschädigt werden sollte. Freie Reise und Umzug wurden dort als sich von selbst verstehend betrachtet. Wenn wir durch die Bitte um Ankauf eines Bildes für die Galerie die Form dieses Postens (!) verfehlt haben, so ist dies freilich unsere Schuld.

Da ich wohl nie wieder einen Versuch zugunsten meines Sohnes wagen werde, so schließe ich mit der Bitte, Euer Hochwohlgeboren möchten mir die vergebliche Mühe, die ich Ihnen verursachte, verzeihen und meinen Dank dafür freundlich aufnehmen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Henriette Feuerbach.

Heidelberg, den 1. Juni 1862.



An Michael Bernays.

Heidelberg, den 15. Juni 1862.

Lieber Bernays!

Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe? Aus demselben Grunde, aus welchem Sie eine lange Pause eintreten ließen.

Und warum ich jetzt schreibe? Nicht weil es besser geht, sondern so schlecht als möglich, und weil ich au comble de misère das Gefühl habe, als sei der Egoismus des Kummers, der sich in sich selbst verschließt und den Freunden den Rücken kehrt, ein zweites Unglück zum ersten.

Daß aller Kummer und alle Sorge sich lediglich auf meine Kinder bezieht, können Sie sich teils denken, teils sind Sie wenigstens über meine Anselmskümmernisse durch den gütigen, teilnehmenden Hr. Dr. Hemsen vielleicht unterrichtet, für dessen schriftliche Bekanntschaft ich alle Ursache habe Ihnen recht dankbar zu sein.

Durch Intrige und böswillige Einflüsse aller Art ist das Band mit Karlsruhe in der letzten Zeit völlig gelöst, was ich jedoch nicht unserm Großherzog als Schuld beimessen möchte. Er kann auch nicht alles, was er will. Die Wirkung aber ist die peinlichste, die sich denken läßt, da die Hoffnung so sicher schien und soviel ungenützte Zeit darüber verloren ging. Gott mag es denen vergeben, die ein so edles, schönes Talent im besten Aufblühen verkümmern lassen wollen. Die Nachwelt wird einst ein strenges Richteramt führen, aber was hier im Keim zerdrückt wird, das ist doch für alle Zeiten rettungslos verloren. Dazu ist Anselm krank, leidet auf der Brust, denken Sie, wie mir hier zumute ist.

Emilie ist auch leidend, doch wenigstens zu Hause. Das ist ein Trost, aber ein Trost, der auch wieder allerlei untrostvolle Konsequenzen hat.

Kurz — ich muß alle Kräfte auf das äußerste daransetzen, um unsere Existenz über dem Wasser zu erhalten. Stunden geben, Journalartikel machen, sparen, keine Magd halten usw. usw.

Vor einiger Zeit hat sich Hr. Brandstetter wieder einmal gemeldet mit einer Anfrage wegen populären Biographien aus dem 18. Jahrhundert, die mit Lessing und Winckelmann beginnen und auch etwa Musiker und Künstler einschließen sollen. Ich bin

wegen der Bedingungen nicht einig geworden und habe abgebrochen, da ich um 10 Tlr. den Bogen nicht arbeiten kann. Nun kommt er aber wieder und mehrere Bekannte raten sehr, auch ohne Bezug auf Brandstetter die Arbeit zu versuchen. Daß dies etwas ist, was einfach ein ganzes Leben ausfüllen müßte, begreifen Sie, und ich darf es nur als Nebenarbeit betrachten, weil der tägliche Bedarf geschafft werden muß. Indes will ich nicht eigensinnig sein und wenigstens einen Versuch machen. In dieser Beziehung folgt hier ein Vorschlag für Sie.

Bei Ihrer großen Belesenheit und Bücherkenntnis fällt Ihnen leicht, was mir fast eine Unmöglichkeit ist, fernerliegendes Material herbeizuschaffen. Wollen Sie sich geschäftlich mit mir assoziieren, so hätten wir beide Vorteil davon, ich, indem ich besseres Material habe, besser arbeite und früher fertig werde, Sie, weil Sie mit gutem Recht und Gewissen für nicht allzu mühevolle Arbeit einen Teil des Honorars in Anspruch nehmen dürfen. Es versteht sich von selbst, daß hier von dem zunächst liegenden Quellenmaterial nicht die Rede ist, sondern nur von fernerliegenden, mir unerreichbaren Anknüpfungen und Beziehungen, und welche Art ich brauche, wissen Sie gar gut; anschauliche, gemütliche, praktische, charakteristische. Nicht das, was in Literaturgeschichten steht, obschon ich auch hier manchen berichtigenden Fingerzeig dankbarlichst annehmen würde, sondern präzise, persönliche und geschichtliche Schlaglichter — um gleich mit einem Beispiel Klarheit in diese nebelhafte Erörterung zu bringen, könnte ich einige Notizen über das Gottschedsche Gelehrtenleben von vornherein brauchen. Es ist eine Biographie über Gottscheds Vorgänger von Treitschke vorhanden, in welcher das Leipziger Gelehrtentum ergötzlich beschrieben sein soll, aber das Buch ist nicht hier. Es ist dies nur ein Beispiel. Ich weiß das e i n e Buch, Sie vielleicht aus Zeitschriften oder andern Büchern gleich hundert Notizen.

Nun fühle ich wohl, daß dies kein würdiges Geschäft für Sie ist. Denken Sie aber, Sie tun es einer alten Freundin zu Gefallen. Sie finden vielleicht auch dabei manches Brauchbare für sich, so nimmt die Sache doch eine andere Gestalt an. Auch sollen Sie die Notizen nicht selbst schreiben, sondern auf meine Kosten abschreiben lassen.

Dies mein Anliegen und Vorschlag. Wollen Sie darauf eingehen, so wage ich einen Versuch. Sie erhalten dann von Zeit zu Zeit Wunschzettel, die meine Bedürfnisse ganz genau, so wie ich vorwärtskomme, spezialisieren, damit Sie nie in der Irre herumgetrieben werden, und Sie werden sehen, daß ich nur feines Material von Ihnen will, nicht Arm und Bein der Biographien, sondern Blick und Rede.

Es ist dieser Brief seit vielen Wochen das erste Zeichen von wiederkehrender Tätigkeit. Ich war wie vernichtet durch die letzten Stürme. Gott gebe, daß Anselm nicht ernstlich Schaden genommen hat. Wäre dies der Fall, dann ist alles fertig, und es bleibt nichts übrig, als mit leidlichem Anstand zu Ende zu kommen.

In Köln ist ein kleiner Studienkopf von Anselm. Ich möchte wohl wissen, mit welchem Recht oder Unrecht ich so sehr davon entzückt bin. Das größere Bild hat sich meiner Sympathie weniger zu erfreuen.

Leben Sie wohl, und möchten Sie von sich bessere Nachricht zu geben haben als ich von mir.

Mit unveränderter Gesinnung

Henriette Feuerbach.



An Charlotte Kestner.

...... Daß Sie endlich Anselms Blatt erhalten haben, ist mir, wie Sie sich denken können, eine wahre Beruhigung und doch ein

Zeichen, daß Rücksicht und pflichtmäßige Aufmerksamkeit in dem etwas egoistischen Taumel des Künstlerlebens noch nicht völlig untergetaucht sind. Viel vom Menschen hat der Künstler allerdings schon verschlungen. Wenn ich Ihrer Gesinnung, Ihrer Weisheit und Toleranz nicht so völlig versichert wäre, so würde ich noch viel unruhiger gewesen sein. So aber dachte ich eben: Sie kennen das Maß meines Vermögens so gut wie ich selbst und machen mich nicht verantwortlich für das, was ich mir gefallen lassen muß, wie andere auch. Sehr begierig bin ich, wie Hr. Häusler mit dem Bilde zufrieden ist. Das neu bestellte Bild kommt an eine Baronesse Stieglitz in Petersburg. Es soll dieser Name dem reichsten Bankier in Petersburg gehören. Nachdem es so langsam aufwärts ging, hoffe ich wirklich auf einigen Bestand und habe auch Vertrauen zu Anselms künstlerischem Schaffen. Ein ganz eigentümliches und mir ungewohntes Gefühl nach so vieljähriger trostloser Unsicherheit. Eigentlich wäre meine Lebensaufgabe jetzt als erfüllt zu betrachten. Da ich aber noch dableiben soll, so denke ich, wird sich auch noch allerlei für mich zu tun finden und zu wünschen bleibt immer noch viel übrig, das dürfen Sie sicher glauben. Ich bin aber ruhig und friedlich und hoffe, daß die letzten bitteren Zeiten mir zu einem größeren Maße von Klarheit und Geistesfreiheit verhelfen sollen, was doch immer die tröstliche Frucht richtig verarbeiteter Schmerzen ist.

Dabei fällt mir Ihre Goethelektüre ein. Mir geht es wie Ihnen, daß ich ihm allmählich immer näher komme und zur Überzeugung gelange, daß ich doch eigentlich den größten und besten Teil meiner durch Lesen gewonnenen Bildung ihm verdanke. Wie man sich dreht und wendet, und so weit man sich umsieht, so ist doch alles Schöne und Große, alle Kunst und Weisheit der Gegenwart in ihm abgeschlossen.

Neulich fand ich irgendwo eine Strophe, die durchaus von Goethe sein muß, die ich aber trotz allen Suchens in den Gedichten nicht treffen konnte. Sie heißt so:

„Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,
Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!"*)

Es ist das Vollgenügen des ganzen fertigen Goethe und ein Evangelium für jeden, der es gut mit sich meint.

Nun ist es aber Zeit aufzuhören. Ich mache mir Vorwürfe, Sie zu ermüden, hoffe aber, daß Sie den Brief nicht auf einmal lesen.

Möchten Sie mir doch von dem lieben Herrn Bischoff bald Besseres sagen können. Es macht mir Kummer, ihn so leidend zu wissen. Frau Bischoff und der liebenswürdigen jungen Frau Klara meine herzlichsten Wünsche und Grüße.

In alter Liebe und Treue

Ihre

Henriette.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 28. Juni 1864.

Mein lieber junger Freund!

Das Kuvert wird Ihnen schon von außen sagen, daß alle Ihre schwarzen Befürchtungen kaum schwarz genug sind, um die Wirklichkeit zu erreichen. Ich habe meinen einzigen Bruder und seine Tochter, meine einzige Nichte, innerhalb einer Woche verloren,

*) Goethe, Schwebender Genius über der Erdkugel mit einer Hand nach oben, mit der andern nach unten deutend. (In das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl eingeschrieben am 23. Dezember 1826.) Weimarer Ausgabe Bd. IV. Gedichte 4. Teil. S. 134.

den ersten nach kurzem, die andere nach langem, qualvollen Leiden. Dann bin ich krank gewesen und habe mich auch jetzt noch nicht ganz erholt, wenigstens gemütlich nicht. Die Eindrücke waren so heftig und schrecklich, und der Kummer ist so tief und nachhaltig, daß sich ein grauer Schleier vor meine Augen gezogen hat, durch den ich die ganze Welt mit allem Schönen, Lieben, Herrlichen nur halb und die Hälfte nur ganz getrübt anschauen kann. Gegenwärtig ist es nur der Verstand, der zum Leben Hilfe leistet, und ich fühle diese Hilfe wohl schätzbar, aber wenig tröstlich. Wie lange ich brauchen werde, um diesen Sturm zu verwinden und innerlich zu verarbeiten, darüber bin ich noch ganz ahnungslos. Mir will's vorkommen, als würde es gar nicht mehr anders, aber hoffentlich ist das nur krankhaftes Gefühl.

Nach dieser gründlichen und vollständigen Entschuldigung will ich Ihnen sagen, daß mich Ihr erster und der heute empfangene Brief trotz allem Gram doch sehr gefreut und wohltätig berührt haben. Ich habe nur nicht recht Kraft, es auszusprechen, aber die Erkenntnis und das Verständnis und die Freude an Ihrem frischen, jugendlich naiven, poetischen Gefühl ist doch noch vorhanden, und es war recht lieb und gescheit von Ihnen, daß Sie mir in meine Dämmerung ein wenig von Ihrem Sonnenschein geschickt haben. Lassen Sie sich nun eben das Stückchen Schlagschatten nicht verdrießen, das Ihnen dieser Brief bringt.

Ihr Reisebericht ist ganz allerliebst und eigentlich zu gut, um in einem Privatbrief zu stehen. Ich will ihn herausschreiben und, zur Unterhaltung etwas abgerundet, Ihnen wiederschicken, dann kann er Ihr Reisekapital auf würdige Weise vermehren. Den Aufsatz in der Gartenlaube habe ich nicht gelesen. Ich habe aber gleiches Schicksal mit einer Rezension der Starkschen Niobe in den Grenzboten gehabt. — Sie haben den Kopf abgeschnitten und das Ding dann ganz vorbereitungslos mit der Pistole in die Öffentlichkeit

geschossen. Ich freue mich über Ihre kühnen Pläne und kann Ihnen sagen, daß Sie ein recht glücklicher Mensch sind, wenn Sie es nicht schon von selbst wissen.

Was die Iphigenie betrifft, so hat Ihr Freund vom völlig antiken Standpunkt vielleicht recht, aber es kann sich doch kein Moderner denken, eine antike Tragödie zu schreiben. Er behandelt eben (im modernen Sinn auf entsprechende Weise) einen antiken Stoff. — Ich finde nach meinem Gefühl keinen Fehler in dem dramatischen Effekt des Nichtwissens, der allerdings in der Realität nicht besteht, weil jedermann es weiß — was freilich, beiläufig gesagt, keine Entschuldigung für die Anlage des Drama sein dürfte. Ich freue mich, Ihren Freund gesund zu wissen.

Emiliens Märchen sind im Gewande eines Schulkatechismus elendiglich erschienen, Sie werden demnächst ein Exemplar von ihr erhalten, unter der Bedingung, daß Sie, wenn möglich, zu dem unsterblichen Ruhm desselben beitragen mögen. Können Sie mir die Novelle nicht schicken, wenn sie gedruckt ist?

Rom! Ja — wenn ich so gute Erwerbsreisequellen hätte, wie Sie. Ich möchte wohl den Winter so etwas Großes brauchen — aber es geht nicht. Schreiben Sie mir recht bald wieder — Sie tun ein gutes Werk. Uz und Cronegk? Dreimal D. keine Zeile!

Mit den besten treulichsten Grüßen

Henriette Feuerbach.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 8. Dezember 64.

Ich gehe ordentlich mit Sorge daran, Ihren letzten lieben und reichen Brief nebst Beilage zu beantworten, weil in den kurzen Blättern ein so gewaltiges Stück verhängnisvolles Schicksal eingeschlossen ist. Meiner herzlichen Teilnahme sind Sie versichert, und es wäre jedes Wort darüber überflüssig. So will ich Ihnen denn nach

16*

meinem besten Wissen und sorgfältigsten Einsicht in aller Wahrhaftigkeit antworten, was ich auf Ihren Brief zu sagen weiß.

Sie sind noch sehr jung, lieber Herr Widmann, um sich zu verloben, indessen kenne ich hier die Verhältnisse nicht, und es bleibt mir wirklich gar nichts übrig, als Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche zu sagen, die ich Ihnen vielleicht in einigen Jahren lieber und mit größerer Zuversicht ausgesprochen hätte, die aber deshalb nicht weniger treu und gut gemeint sind.

Auch der Iphigenie hätte ich wohl noch etwas Zeit gewünscht — ein so großer Stoff fällt schwer ins Gewicht und bedarf wohl einer reifen und treuen innerlichen Vertiefung. Auch dazu sind Sie noch sehr jung, mein lieber Freund — aber wie denn das eine das andere nach sich zieht, so muß man der antiken Brautjungfer denn auch seinen besten Segen geben zu ihrem Auftreten in der Öffentlichkeit. Daß Sie meiner dabei freundlich gedenken wollen, ist sehr lieb von Ihnen, und ich nehme es auch sehr gerne an, wenn Sie mir dabei eine kleine, vielleicht kapriziöse, demungeachtet aber für mich individuell wichtige Bedingung erlauben wollen. Es ist nämlich für mich ganz unüberwindlich, meinen Namen ohne ein unangenehmes Gefühl gedruckt zu sehen. Diese Abneigung ist so stark, daß ich das Ende der Biographie Feuerbachs deshalb nur immer mit Widerwillen ansehen kann. (Mein Name wurde damals ohne mein Wissen mitgedruckt.) Wollen Sie die Anfangsbuchstaben nehmen, so ist mir's recht. Außerdem aber habe ich einen besseren Rat zu geben, der für Ihr Gedicht und für Sie ersprießlicher sein dürfte. — Dedizieren Sie die Iphigenie Ihrem Lehrer und Freund Wackernagel. — Was mich betrifft, so ist mir Ihre Absicht so wert und erfreulich, als es nur immer die Ausführung sein könnte. — Tun Sie indeß, wie Sie es für das Beste halten. Auf die eine wie auf die andere Weise werde ich Ihr Werk mit der lebendigsten Teilnahme

empfangen und danke Ihnen einstweilen im voraus für die Gesinnung, in welcher Sie das Buch mir widmen wollen.

Nun die Novelle. — Der Anfang ist schön und echt novellistisch — die Ver- und Entwicklung aber scheint mir zu aphoristisch und flüchtig. Mich dünkt, der Gegenstand hätte einer eingehenden innerlichen Verarbeitung bedurft, die Personen einer individuelleren Charakteristik. Daß Sie, als Sie diese Novelle schrieben, der Psychologie der Leidenschaft noch nicht gewachsen waren, wird Ihnen kein vernünftiger Mensch zum Vorwurf machen. Aber es ist doch ein wenig schade um den pikanten Stoff, daß Sie ihn nicht breiter und tiefer angelegt haben. Sie sehen, ich verleugne mein altes Amt nicht. — Es sei dies auch nur so beiläufig gesagt, und wenn ich Ihnen für Ihre Poesie einen Rat zu geben hätte, so wäre es nur der: recht tief zu graben nach dem Schatz der menschlichen Wahrheit, um so tiefer und vorsichtiger, je leichter es Ihnen wird, der dichterischen Empfindung Ausdruck zu geben. Es ist dies eine gesegnete und zugleich gefährliche Gabe. Indem ich dies in Zusammenhang mit der Novelle sage, klingt es schwerfällig und pedantisch. — Als allgemeine Bemerkung mag es einige Richtigkeit haben. Sich schwer machen, was einem der Himmel leicht machte und umgekehrt, ist zuweilen heilsam und weise.

Und nun — mit Zögern und Widerstreben komme ich auf den Abschnitt Ihres Briefes, der von Ihrem unglücklichen Freunde handelt, und von dem ich nachhaltig schmerzlich erschüttert und ergriffen ward. Was soll ich sagen? — Mir erscheint der unselige junge Mann nach seinem Briefe vollständig erkrankt — ich finde kein gesundes Gefühl in diesen schmerzvollen Zeilen. Wie weit hier wirklich verhängtes oder krankhaft phantastisches Leid im Spiel ist, vermag ich nicht im einzelnen zu unterscheiden, jedenfalls ist der Ausdruck mehr dem letzteren zugehörig. — Ein maßloser Ehrgeiz scheint die Hauptstimme zu führen — vielleicht auch eine tiefliegende, sorgfältig

versteckte jugendliche Leidenschaft. Ist es eine von diesen beiden menschlichen mächtigen Triebfedern, dann ist wohl noch zu hoffen, daß eine Abklärung eintritt, vielleicht nach langem Weg — im andern Falle wüßte ich nichts als absolute Geisteskrankheit zu prophezeien. Welchen Beruf er sich auferlegt hat, vermag ich nicht zu enträtseln. — Die Ausdrücke weisen auf eine ganz außergewöhnliche Lebenslage hin — daß er als Wärter in ein Irrenhaus oder Gefängnis gegangen (denn religiöse Mission ist es nicht)? So etwas begreift niemand besser als ich, aber ich begreife es nur als einen Entschluß, der in der Reife der Jahre mit Ruhe und Klarheit gefaßt werden müßte. Für einen jungen Menschen ist der bloße Gedanke schon Wahnsinn. Ist er nach Amerika in die Spitäler — oder zu irgendeiner Verbrecherkolonie? Es müßten doch Spuren seines Weges aufgefunden worden sein.

Schreiben Sie mir ja, was Sie hören — aber ich fürchte, es wird nichts Gutes sein. Wie traurig auch die häuslichen Verhältnisse sein mochten — für ein junges gesundes Talent bleiben hundert Auswege. Hat es Lessing und haben es hundert andere besser gehabt? Aber freilich — was der klaren heitern Tatkraft zu überwinden gelingt, daran muß die düstere phantastische Schwärmerei im Mißverständnis des eigenen selbst scheitern. Ich kann nicht ausdrücken, mit welch unsäglichem Leid ich an dies Schicksal denken muß. Schreiben Sie mir bald, was man von ihm weiß.

Von mir ist nicht viel Gutes zu sagen. Ich bin immer ein wenig unwohl, an allerlei größern und kleinern Übeln leidend, wie sie das Alter mit sich bringt, das mir gerade nicht sehr freundlich, aber trotzdem nicht unwillkommen entgegengekommen ist. Sagen Sie Frl. Kestner, wenn Sie sie sehen, tausend treue Grüße. — Ich schreibe in diesem Jahre noch. — Bisher ist es mir schwer geworden, ausführlich zu schreiben. — Auch mit diesem Brief ist es mir so gegangen, und ich habe auch nur ganz unvollkommen herausgebracht, was ich

eigentlich sagen wollte. Es kommt mir fast unmöglich vor, meine wenigen Goldstücke in kleine Münze umzusetzen, was für den Verkehr doch notwendig ist. Emilie dankt sehr für die Sorge, die Sie ihren Märchen schenken. Es ist auch gut genug angewandt, denn der Verleger dreht sich fortwährend um ein tiefes Loch herum, welches Bankerott heißt. Schließlich fällt er doch hinein.

Ihre Reise, mit der ich hätte anfangen sollen, hat mich erfreut und vergnügt.

Grüßen Sie Ihre verehrten Eltern und Ihre Schwester. — Mit herzlicher Freundschaft

Henriette Feuerbach.



An Julius Allgeyer.

Baden-Baden, Dienstag 16. Mai 1865.

Lieber Allgeyer!

Anselm ist da — nach einem männlichen plötzlichen Entschluß, den er tapfer und frisch vollführte, hier angekommen, wohin ich ihm entgegenging. Wir bleiben acht bis zehn Tage hier, damit er sich erholen und in der heitern Stille ausheilen kann.

Ich bin sehr, sehr glücklich, denn so gereift, so klar, so fest und kraftvoll bei aller Angegriffenheit, die körperlich noch vorhanden ist, habe ich ihn nie gekannt. Wir sind recht vergnügt zusammen, und ich besinne mich in einem fort, ob es kein Traum ist. Ein paar Stunden ernsten Gespräches haben mir Entschädigung gegeben für jahrelanges Leid.

Kommen Sie bald herüber. Anselm freut sich so sehr auf Sie, zuerst allein, und dann bringen Sie Ihren Herrn Levi mit. Ich möchte, daß es allmählich wieder heiter und lustig um Anselm wird. Wir müssen ihn jetzt ganz systematisch an Leib und Seele pflegen.

Sie, der Sie meine Kümmernisse kannten, können ermessen, von

wie ungeahnter Freude ich nun ganz erfüllt bin. Voller Dank und glücklichen Nachsinnens, wie das alles so gekommen ist.

Unsere Wohnung: Hinter der neuen protestantischen Kirche bei Frl. Heinsen. Haus Monte bello.

Ihre

Henriette Feuerbach.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 7. September 1865.

Lieber Herr Widmann!

Kaum weiß ich, wie ich anfangen soll, mich bei Ihnen zu entschuldigen, und noch weniger ließe sich ein Ende finden, wenn ich nicht Ihrer Freundschaft zumuten dürfte, die ganze schlimme Schuld durch einen großmütigen Akt zu vernichten. Der Sommer ist wie eine Sturmflut über mich weggegangen und meine Kräfte sind vom täglichen Leben so völlig verschlungen worden, daß ich alles andere vorübergehen und folglich auch über mich ergehen ließ — jeder tut, was er kann — nicht mehr.

Wie herzlichen Anteil ich an Ihrem Glück nehme, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. Und man muß sich auch doppelt darüber freuen, weil Sie auf gar so seltene Weise begünstigt sind. Wenn ich dagegen die Kämpfe und schwierigen Lebenswege betrachte, durch welche so viele, ja fast alle mir Nahestehenden sich emporarbeiten müssen, so erscheint mir Ihre vom Glück getragene Jugend fast wundersam. Indessen mögen Sie das frühe Glück der Liebe und die Freude gelungenen Schriftstellertums wohl vor vielen andern verdienen und durch Ihr reines, kindliches Gemüt, und warum soll es auch nicht einmal einem guten Menschen gut gehen dürfen?

Für Ihre Iphigenie habe ich Ihnen noch herzlich zu danken. Ich habe sie nochmals sorgfältig gelesen und kann Ihnen aufrichtig Glück wünschen zu der wohlgelungenen Arbeit. Im ganzen ist der

Eindruck derselbe geblieben, den ich schon das erstemal nach dem Vorlesen hatte. — Der Boden ist mir ein wenig zu kahl, auf dem die Gestalten statuengleich auftreten, und ich möchte, daß der Tempel durch die Bäume schimmerte, d. h. im geistigen Sinne. Der Erasmus ist ganz ergötzlich, einen eigentlichen Kunstwert legen Sie ja selbst nicht darauf. Ich freue mich auf Neues.

Nun ein paar Wörtchen von mir, obschon ich wenig zu sagen weiß, denn ich bin mir im Gedränge der letzten Wochen und Monate beinahe ganz abhanden gekommen. Anselms Dasein war eine große und tiefe Freude, aber seine gewalttätig liebenswürdige Natur zehrt alles auf, was in seine Nähe kommt. Man kann nichts tun als sich aufgeben und mit dem Strom schwimmen. — Denken Sie sich dabei meine enge Wohnung und Bedienungslosigkeit, so können Sie ermessen, wie ich mit Kopf, Herzen und Händen in Anspruch genommen war. Anselm will nächstes Jahr wiederkommen — dann wollen wir uns bequemer einrichten.

Emilie erlebt die Freude einer zweiten vermehrten Auflage und hofft sehr auf Ihre Posaune. — Bei mir schweigt alles. — Ich bin vor lauter Für-andere-leben vollständig dumm geworden. — Ob ich's bleibe, das müssen wir erwarten. Grüßen Sie alle die lieben Ihrigen, Eltern, Geschwister und Braut und seien Sie meiner herzlichsten Freundschaft versichert.

H. F.



An Julius Allgeyer.

(Herbst 1865) Mittwoch.

Lieber Herr Allgeyer!

... Der lieben Frau Forch habe ich auch noch nicht geschrieben, aus den oben angegebenen Gründen. Je mehr man einen Brief aus dem Innern schöpfen möchte, desto schwerer kommt man mit ausgesogenen Kräften daran. In diesem Jahre noch will ich mit

den Zöpfen fertig werden. Dann wird der Erfolg meine Zukunft bedingen. Habe ich Glück, so werde ich noch ein paar Jahre arbeiten, so lange eben die Gedanken stark genug sind und die Geistesempfindungen lebhaft. — Im andern Fall habe ich mir für ein der Menschheit nützliches Plätzchen anderweitig gesorgt. Ohne geistiges Interesse und Menschenliebe kann ich nicht leben. Werd' ich früher abgerufen, ist mir's auch lieb.

Und nun zu den schönen Photographien, die mich sehr glücklich machen und für die ich Ihnen tausendmal danke. Joachim ist der einzige Mensch, von dem ich den vollen Eindruck habe, daß er in seiner Kunst allem Erdenleid und aller Erdenmüh enthoben ist, wie der seligen Götter einer. Als ausübenden Künstler wüßte ich ihn nur mit der göttlichen Schöpferkraft Mozarts zu vergleichen. — Möge er für und für gesegnet sein. Mein Anselm könnte vermöge seines Talentes auch in so reiner Höhe leben, aber sein Menschliches leidets nicht — Blut und Nerven und Gehirn. Ob die Versöhnung je für ihn zu erreichen ist — ich weiß es nicht.

Von Frau Schumann hab' ich diesmal den Eindruck einer ganz unbeschreiblich rührenden Reinheit, Güte und Liebenswürdigkeit, aber auch eines schweren Ringens in der Kunst. Es kam mir so vor, als ob ihre Zeit gemessen sei und die halb unbewußte Ahnung sie beängstigte. Ihr Spiel war — außer dem über alle Worte erhabenen Akkompagnement — merkwürdig aufgeregt und ruhelos. Herr Brahms hat mir viel besser gefallen als in Baden. Ich habe ihn liebgewonnen.

Und nun leben Sie wohl. Ich bin nun schon so gewöhnt, Sie von Zeit zu Zeit zu sehen, daß es mir vorkommt, als wäre es nun eben bald Zeit.

Ihre

Henriette F.



An Julius Allgeyer.

(31. Oktober 1865) Montag.

Lieber Herr Allgeyer!

... Der Eindruck, den ich von Frau Schumann empfangen, ist so nachhaltig, daß ich bis jetzt noch keinen andern Gedanken gehabt habe als sie. Abgesehen von ihren wunderbaren Kunstleistungen muß ich es immer mit stiller Andacht betrachten, was echte Kunst und echtes Leid Großes und Herrliches aus einer dazu erwählten gesunden und kraftvollen Natur machen können. Ich weiß es nicht genug auszudrücken, was das Anschauen dieser wunderbaren und rührenden, dieser gottgegebenen Unmittelbarkeit mir in der Erinnerung ist. — Eigentlich ist die kurze Begegnung vor der Hand für mich genug, und ich will nicht murren, wenn ich Mittwochs nicht kommen kann. Vielleicht verdiene ich dann für die Zukunft ein Näherkommen. Ich habe doch auch, wenn auch aus anderen Regionen, manches zu geben.



An Julius Allgeyer.

(10. Februar 1866.)

Lieber Allgeyer!

Nur das Nötigste!

Emilie ist in traurigem Gemütszustand zurückgekommen. Ich muß die ernstesten Konsequenzen ins Auge fassen. Lassen Sie mich darüber schweigen. Die Schmerzen bleiben dieselben, ob man klagt oder sich stille verhält.

Die Geschichte Otto III. kenne ich ganz gut, und es trifft sich eigen, daß ich schon mehrmals vergeblich seine Großmutter Adelheid von Burgund als Dramagegenstand empfohlen habe. — Nach meinem Gefühl einer der poetischsten Stoffe in der deutschen Geschichte. Es lag mir dabei sehr am Herzen, daß die frühe Flucht des nach-

maligen Otto II. nach Italien mit dieser Adelheid in Verbindung gebracht würde. Ich dachte mir hier den verzweifelten Entschluß einer verborgenen heftigen Leidenschaft, und es ist echt tragisch, daß der Sohn die junge Königin in Verona als Braut des Vaters feierlich begrüßen muß. Mir ist überhaupt Otto I., der Große, immer in einem wunderbaren Glanz erschienen, wie die Geschichtsschreiber über die Gründung der deutsch-römischen Herrschaft auch urteilen mögen. Auch seine zwei Heiraten (die erste war mit Editha Plantagenet) zeigt die unzerstörbare Jugendkraft seiner Natur so recht im Vollgefühl der ritterlichen Poesie.

Den Enkel werde ich nun sorgfältig ins Auge fassen. Seine etwas krankhafte Natur, zwischen deutschem Blute und griechischer Bildung schwankend, ohne wirklichen festen Lebensboden in seiner Zeit und seinem Volke, scheint mir fast für die Entwicklung in einem Roman zu passen. Es müßte bei diesem Stoffe neben der dichterischen Kombination zugleich vorzüglich die psychologische Reflexion tätig sein. Die Wahl dieser Persönlichkeit ist merkwürdig und charakteristisch für die Richtung des Musikers. Ob ich auf diesem Boden wirksam sein kann, weiß ich nicht. Ich will es jedenfalls versuchen, sei es auch nur als Prüfung meiner selbst. Eigentlich ist meine Neigung mehr den plastisch fertigen Naturen zugewendet, die voll und einheitlich in sich selbst und ihrem Wirken sind, und die durch den Sturm der Leidenschaften nur fester wurzeln. Höchst interessant würde es allerdings sein, zu sehen, wie ein so kompliziertes, fast raffiniert modernes Wesen als Otto III. sich musikalisch erfassen lassen würde.

Was den Fortunat betrifft, so ist nach meinem Gefühl der tiefste Inhalt ein alter und doch ewig neuer. Die Griechen nannten die Ideen „Nemesis", wir bezeichnen sie mit dem prosaischen Ausdruck „Maß". Tieck hat diesen Inhalt nicht in einem Drama unterbringen können. Er hat den tragischen Ausgang der „Hübris"

— „Überhebung" deshalb in einem zweiten den Söhnen zugewiesen. Fortunat selbst steht in voller Harmonie mit seinem Glück — er überhebt sich dessen nicht, und deshalb genießt er es. Diese Glanzseite der Fabel hatte ich ins Auge gefaßt und versuchte es, den ethischen Gehalt, freilich verhüllt und ungeschickt genug in Fortunats Verhältnis zu den Eltern, in seiner nicht königlichen Vermählung und in der schließlichen Verzichtleistung zur Geltung zu bringen, die ihn der vollen Menschlichkeit zurückgibt. Das alles müßte erst mit der Ausführung herausgearbeitet werden. Überhaupt können ja diese Präliminarien nur Anregungen sein, und ich hoffe immer, Sie finden einen ordentlichen Poeten, der der Sache auch gewachsen ist. Nichtsdestoweniger will ich mich an dem vorgeschlagenen Stoff versuchen. Doch bedarf dies geraumer Zeit, weil ich erst die Spezialgeschichten zusammenzutragen habe.

Von Rom nichts. — Auch von Herrn von Schack noch keine Antwort.

Mit den besten Grüßen

Ihre

Henriette F.



An Julius Allgeyer.

18. März 1866.

Liebster Allgeyer!

Sie können mein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen daran entnehmen, daß ich gar nicht daran dachte, es könne etwas in diesen Briefen stehen, was Sie nicht lesen dürften. — Anselm hat Sie so lieb als mich, und in manchen Beziehungen stehen Sie ihm näher als ich, was ganz in der Ordnung ist. — Schriebe er Ihnen persönlich, so würde er seine Launen ebenso auslassen wie an mir.

Anselm weiß sehr oft nicht, was er schreibt und was er spricht,

nicht einmal, was er denkt. Er tobt sich aus, wie eine Naturgewalt, die eben trifft, wo sie trifft. — Sein einzig ausgebildetes Offenbarungsorgan ist die künstlerische Hand, und sein Geist und sein Gemüt geht auf in der künstlerischen Empfindung. — Forderungen an ihn als Menschen sind nicht statthaft, ihm etwas übel zu nehmen, ganz vergeblich — denn da er seiner inneren Intentionen in menschlicher Denkweise nicht Meister ist, so kann er verletzen auf einer Seite, während sein Verdruß die entgegengesetzte trifft.

Daß Sie sich betroffen fühlen durch solche Äußerungen, ist mir ein Zeichen, daß Sie ihn noch nicht ganz kennen. — In solchen Dingen muß man ihn, wenn man richtig handeln will, nehmen als ein gutes, aber schrecklich ungezogenes Kind, das ungeberdig ist, wo es dankbar und freundlich sein sollte. — Die Ungeberdigkeit geht ihm selbst spur- und erinnerungslos vorüber, und die Güte und Liebenswürdigkeit bleibt als Sonne am Himmel, wenn die Wolken sich verzogen haben.

Ich denke, Sie werden jetzt ruhig sein, sonst müßte ich mich sehr grämen über meine Unvorsichtigkeit. Was ich jetzt alles andeutete, das lag unausgesprochen hinter der Übergabe der Briefe, von der Sie natürlich Anselm nichts sagen müssen. Liebster Allgeyer — Sie müssen Anselm gegenüberstehen wie ich. — Man hat sehr viel an ihm, wenn man nichts fordert, nichts erwartet. Sprechen wir mit Goethe: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang!" Was wir an ihm pflegen und lieben ist das, was ewig ist. — Ein Mensch aber, in welchen ein solch ewiger Geistesgehalt niedergelegt ist, der gezwungen ist, durch seinen Genius diese ewige Idee zu individualisieren, der ist von dämonischer Kraft getrieben und nicht Herr seiner selbst. Sie können nichts tun, als mit selbstvergessender Liebe stets die Schlacken ablösen und immer aufs neue beseitigen, damit der Glanz des Genius rein und ungetrübt erhalten bleibe; dazu ist

nötig tiefe Einsicht und nimmermüde Geduld. — Und so gebe ich Ihnen die Hand und sage Adieu.

Ihre

H. F.



An Julius Allgeyer.

8. April 1866.

Lieber Allgeyer!

... Herrn Brahms bitte ich Sie freundlichst zu grüßen. Was meine schwachen Empfindungskräfte vermögen, steht ihm immer mit tausend Freuden zu Diensten, d. h. wenn ich überhaupt meiner Gedanken wieder Herr bin, was jetzt nicht der Fall ist. Daß der Komponist sich den Stoff erwählt, ist für den letztern die sicherste Bürgschaft. Vielleicht kann ich die Sache anfassen, wenn nur ein leiser Fingerzeig vorliegt. — Hätte ich wirklich dichterisches Talent, so würde mir mein historisches Gewissen nicht so störend sein, so aber ist im höchsten und im besten Falle auf einige Gewandtheit und Geschicklichkeit und auf ein gewisses feines Formengefühl zu rechnen, wovon natürlich die volle Bühnenkenntnis abzuziehen ist.

Bei uns ist es unbeschreiblich schön — alles blütenerfüllt. Ich sehe wie durch einen dunklen, halb durchsichtigen Vorhang in die schöne Welt hinaus. — Diesen letzten Akt hätte das Schicksal mir ersparen sollen. Das sage ich mit aller Überzeugung.

Herzliche Grüße.



An Graf Adolph von Schack. (Entwurf.)

Heidelberg, den 21. April 1866.

...... Sie können sich denken, daß ich den Brief meines Sohnes mit beklommenen Herzen aufschlug, nachdem ich den Ihrigen ge-

lesen hatte. Nur wenige Worte weiß ich zu erwidern und will nicht zögern, sie auszusprechen. Daß es Worte der Versöhnung sind, ist wohl in meiner Lage natürlich und sich von selbst verstehend.

Anselm lebt in einer Atmosphäre der Künstlerillusionen, die die Wirklichkeit, auch die schwerste und härteste, nicht hat zerstören können. Er sieht die Bedeutung seines künstlerischen Schaffens von innen heraus und in einem ganz anderen Lichte, als das äußerlich überschauende und urteilende Verständnis, welchem er in seinem brennenden Arbeitsdrang gegenübersteht. Ich kann ihn nicht schelten, daß das Symposium seine Seele erfüllt. Er wäre kein Künstler, wenn seine Ideen in der Phantasie sich dem Maße des Gegebenen fügen würden. In der Wirklichkeit müssen sie es ja doch.

Wollte Gott, er könnte sein Talent in einem großen Werke bezeugen! Darin ist er drei Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen.

Geehrter Herr Baron, zürnen Sie ihm deshalb nicht, sondern bedauern Sie ihn. Solche Entsagungsschmerzen sind die empfindlichsten, denn sie lassen einen dauernden Schaden zurück.

Was Anselms Irrtum Ihnen gegenüber betrifft, so handelt es sich hier um dieselbe Illusion in anderer Form. Sie sind vollkommen berechtigt, das Anforderung zu nennen, was er in dem Gefühl seines Künstlerberufes als Vorschlag und Anerbieten Ihnen entgegenbringt. Das Wort „Übereinkunft" ist zu übersetzen: „Im Vertrauen auf das bisherige Verhältnis." Für solche Übereilung kann ich nur Ihre Verzeihung erbitten. Möchten Sie nicht allzu bitter den naiven Glauben tadeln, den zu zerstören ja völlig in ihrer freien Macht liegt.

Ich hoffe Anselms Bilder werden so gut sein, daß sie Sie nicht veranlassen, Ihre Hand von ihm abzuziehen. Wäre dies aber auch der Fall, so glauben Sie, daß weder ich noch mein Sohn je

auch nur einen Augenblick vergessen werden, daß Sie in der schlimmsten Zeit sein Retter geworden sind .....



An Charlotte Kestner.

Heidelberg, Juli 1866.

Meine Teure!

Verzeihen Sie! — Das ist mein allererstes Wort. Ihr letzter Brief hat mich erschüttert und beruhigt zugleich. Wie gut ist es doch, daß Ihre Schwester diese Zeit und die Not ihres Vaterlandes nicht mit hat erleben müssen, und wie recht hatten Ihre Getreuen, als sie Sie, Liebe, nicht fortließen. Nun ist das gute Herz und das gequälte und quälende Gemüt zur Ruhe, und kaum kann ich die Worte finden, um meine herzliche Teilnahme Ihnen auszusprechen, denn ringsum ist Verwirrung und wildes Toben, und niemand kann sich der Zeit verschließen. Wir werden alle mit dem Sturm fortgerissen, und so sehr erfüllt die Sorge alle Herzen, daß man für die eigenen Angelegenheiten kaum noch Raum behält.

Ich hätte Ihnen viel zu sagen, und doch ist mir jedes Wort zuviel, das mich allein angeht. Wie herrlich wäre es, könnte ich zu Ihnen kommen, was aber läßt sich in dieser unruhigen Zeit ausführen? ...

Mit solch kühlen Worten spaziere ich auf der Oberfläche über einem versteckten Abgrund voll Kummer und Verzweiflung hin. Klagen kann und mag ich nicht. Meine Kriegsbereitschaft ist: daß ich mich ans Stundengeben aufs Neue halte, was mir auch trotz der Zeitverhältnisse zu gelingen scheint.

Anselm kommt natürlich diesen Sommer nicht. Kunst und Wissenschaft werden wohl für eine Weile zusammengehagelt sein.

Hier sind immer noch viele, die das Heil der Zukunft von Preußen erwarten und in diesem Sinne einen Salto mortale über Menschenrecht und Völkergesetz hinweg machen. Ich vermag weder Zukunfts-

musik noch Politik zu begreifen, sondern halte mich an das, was recht ist. Leider ist es ja so, daß es gleich traurig macht, wer siegt oder unterliegt. Aber daß das moralische Gefühl doch auch in der Politik sein Recht hat, und daß keine Regierung Krieg führen kann ohne den Willen des Volkes, das werden die Preußen jetzt lernen müssen. Sie werden noch vieles lernen und wir auch! Das Volk hier und die Bürgerschaft ist entschieden antipreußisch. Unter den Professoren und Beamten wie unter der Studentenwelt hat Bluntschli viele Anhänger. Gervinus ist fast österreichisch vor lauter Preußengrimm .....



An Julius Allgeyer.

1. Dezember 1866.

Lieber Herr Allgeyer!

Ich war sechs Tage in München, Anselm vier. Er ist zurück nach Rom und will mit Sack und Pack kommen, sowie ein Atelier frei ist, in Berlin nämlich.

Von seinen Bildern hat mir nur die Pietà einen großen Eindruck gemacht. Er geht in dieser Genremanier zugrunde, wenn er nicht würdigere Aufgaben bekommt. Darüber bin ich ganz klar — leider er auch.

Ich wollte, Sie könnten bald einen Tag herüberkommen.

Ihre

Henriette F.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 20. November 67.

Mein lieber Freund!

Ich will heute ausnahmsweise leicht antworten, weil ich in den

nächsten Wochen schwerlich Zeit haben werde, da Anselm kommt, um dann für den Rest des Winters nach Rom zu gehen.

Ihre Nachricht über den Erfolg der Oper freut mich sehr, und ich kann mir die Botschaft von Levi jetzt gut erklären. Ich habe etwas höhnisch geantwortet, wie es sich eben ergab. Brahms hat sein liebenswürdiges Urteil meinem Sohne gesagt, und der Wortlaut ist so roh, daß ich ihn Ihnen nicht mitteilen mochte.

Was nun eben die Bezähmte betrifft, so treibe ich mich seit vier Wochen herum, ob ich es Ihnen sagen darf, daß ich zwei kleine Anstände, einen musikalischen und einen poetischen habe. Endlich ist es aber doch am besten, herzhaft aufrichtig zu sein, und so will ich es wagen, Ihnen zu gestehen, daß:

Der Schluß der großen Petruchioarie im ersten Akt mich ein wenig gestört hat; und zwar schien mir die etwas materielle Art der Malerei im Biegen und Brechen nicht ganz im Ton mit dem freien Geistesausdruck der ganzen Musik zu stimmen.

Zweitens hat mir die Schneiderszene nach der Arie Katharinens im vierten Akt wehe getan. Ich hätte gewünscht, daß dieser unmittelbare und tiefste Seelenlaut ausklingen dürfte und einfach übergehen in die über alle Beschreibung schöne und feine Sonne- und Mondszene. Ich kann mir ganz gut die Reflexionsgründe sagen, welche Sie zu dieser Anordnung vermocht haben, demungeachtet aber über den Eindruck nicht hinauskommen.

Nicht wahr, Sie sehen in dieser Offenheit nicht eine anmaßende und voreilige Kritik, sondern nur die Liebe, die ich zu dem Werke habe, das mir eine Herzenssache geworden ist.

Über Ihre Amtsangelegenheiten bin ich beruhigt. An Heidelberg habe ich gedacht, gleich als Sie mir mündliche Mitteilung machten. Es käme darauf an, welche Stellung Sie eigentlich wünschen. Im ganzen ist der gegenwärtige Moment ein schwieriger. Die Universität in voller Dekadenz, von der Zanksucht der Professoren unterwühlt.

Das Lyzeum, welches ganz verrottet war, wird von einem strengen norddeutschen Direktor zusammengeflickt. Freie Religionsansichten und Demokratenhaß wären hier ganz am Platze, das würde nicht stören, wohl aber vielleicht der Gelehrten Hochmut. Ihre Schule gilt in ganz Deutschland als Musterschule. Wenn Sie eine solche Stelle haben wollten, könnte ich höchsten Ortes anklopfen, wo man übrigens orthodox ist, was aber vielleicht zu überwinden sein würde. — Hier soll eine Töchterschule eingerichtet werden — aber wer weiß wann! Sie schreiben mir wohl gelegentlich darüber.

Ihre Demokratenseufzer habe ich gut verstanden. Ich habe noch nie einen Demokraten kennen gelernt, der das geringste Kunstgefühl besessen hätte. —

Und nun herzlichen Gruß an die lieben Ihrigen

von Ihrer H. Feuerbach.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, 12. Januar 68.

Lieber Herr Widmann!

So schwer mir in meiner gegenwärtigen Verfassung das Schreiben ankommt, so sollen Sie doch einen Brief haben, in welchem ich versuchen will, Ihnen von meiner Meinung oder von meinem Gefühl über Ihre neuesten poetischen Werke Rechenschaft zu geben, vorausschicken muß ich indes, daß von einem maßgebenden Urteil hier nicht die Rede sein kann. Ich selbst bin weit entfernt, mir ein solches zuzutrauen und wünsche auch gar nicht, daß andere dies tun möchten, um so mehr, als ich in meiner Ansicht über Dinge solcher Art, die mir nahe liegen, leicht in eine ängstliche Wortklauberei verfalle. Was ich Ihnen schreibe, das ist, als wenn es mich selbst beträfe und bedarf zur Klarheit und Feststellung eine tiefere Einsicht und größere Erfahrung, als ich besitze.

Daß der Parzival mir nicht gefallen will, hat Ihnen Ihr Freund geschrieben. Ich habe das Gefühl, als sei das Gedicht nicht aus poetischer Inspiration, sondern aus einem Akt der Reflexion und des Willens entsprungen, die nicht ausgereicht haben, die menschlich höchste und größte Grundidee künstlerisch zu bewältigen. Die Erfindung scheint mir den gewählten Gegenstand nur oberflächlich zu berühren, darüber hinzugleiten, anstatt ihn in der Tiefe zu fassen. Obgleich sich Ihr poetisches Talent auch hier nicht verleugnet, so sind doch diese unsichern und etwas rohen Konturen nicht geeignet, die ganze Fülle von Leidenschaft und von Weisheit zu fassen, welche ein das ganze Leben der Menschheit umfassender Stoff erfordert. Ich kann die drei Schlösser für keine glückliche Erfindung halten — der dämonische Klingsohr erscheint nur als Libertin und der Schluß scheint mir besonders insofern verfehlt, als Parzival seiner Weltbeglückung gar kein Opfer zu bringen hat. Auch an der Form muß ich Anstoß nehmen. Das klassische Versmaß bedarf einer sorgfältigen Behandlung, und oft wollten mir Ihre Oktaven wie eilig versifizierte Prosa erscheinen. Wenn Sie mich also fragen, ob ich das Werk für den Druck reif halte, so muß ich „nein" sagen. Doch nicht bedingungslos und für immer. Idee und Stoff ist einer strengeren Bearbeitung wert. Ich würde Ihnen raten, das Gedicht ein halbes Jahr ruhen zu lassen, und wenn Sie es dann wieder vornehmen, werde ich Ihnen nichts mehr zu sagen brauchen.

Einen ganz andern Eindruck haben mir Ihre „Maulwürfe" gemacht, die ich sehr bedeutend finde, von großer Kraft und Innerlichkeit. Nur verliert sich Ihre Satire zuweilen ins Pasquill und wird dadurch enge und unrein, was besonders im ersten Akt zu beklagen ist. Sowie sich der Horizont erweitert und Sie sich zur zürnenden oder spaßhaften Ironie erheben, geht dem Leser das Herz auf, und er freut sich, reine Geistesluft zu atmen. Ich glaube, daß Ihre Dichtung nicht verlieren würde, wenn Sie einige Stufen

in der Ästhetik hinansteigen, persönliche Bitterkeiten verbannen, Derbheiten, die nicht durch die Erfindung des Stückes bedingt sind und deshalb als unliebsame Liebhabereien erscheinen, verschwinden machen, überhaupt Ihrer Komödie die Geistesweite gönnen wollten, die sie im Keim schon in sich trägt, und die Sie ihr durch willkürliche unschöne Zutaten ein wenig verkümmern. Das kecke, freie Spiel des Humors, welches an große unvergängliche Muster erinnert, wird dadurch nur um so größeren Raum gewinnen.

Nehmen Sie meine aufrichtigen Worte freundlich auf, lieber Herr Widmann. Sie kommen aus gutem Herzen und aus der herzlichsten Teilnahme. Was Sie davon brauchen können, müssen Sie selbst wissen. Der Dichter ist doch zuletzt der beste Kritiker seines Werkes. Habe ich mit meinem Tadel unrecht, — desto besser! Ich würde die erste sein, die sich darüber freut. — Im andern Fall denken Sie, daß es noch keinem leicht geworden ist, den Weg zur Kunstvollendung zu wandeln, und werden Sie nicht müde und nicht mutlos!

Herzlich grüßt

H. F.



An Julius Allgeyer.

9. Februar 1869.

Lieber Herr Allgeyer!

Wenn Sie Anselms Brief gerne behalten wollen, so gebe ich ihn Ihnen von Herzen gerne.

Der übrige Inhalt Ihres Briefes hat mich auf das höchste interessiert. Ich bin ganz einverstanden, und ich denke, Sie werden im Fall des Gelingens Levi und Anselm nachziehen.

Karlsruhe könnte eine Stätte der Kunst sein wie einst Weimar der Dichtung; aber die Menschen sind zu klein, um die Mission zu ver-

stehen, geschweige zu erfüllen. Da bleibt nichts übrig, als auszuwandern. Ich freue mich, daß Sie ein paar freundliche Wochen haben verleben können und noch mehr, daß Sie in die Zukunft wachsen.

Brahms ist nicht nur ein großer Musiker, sondern in seiner stillen stetigen Weise und seiner einsichtigen Festigkeit ein bedeutender Charakter, der sich im Leben betätigt — darin ist er Anselm voraus. — Daß dessen Künstlernatur noch unmittelbarer und intensiver ist, mag vielleicht sein. — Jedenfalls sind es die beiden Häupter, auf denen die Kunst der Zukunft beruht.

Ihre

H. F.



An Julius Allgeyer.

Freitag, 16. April 1869.

Daß Anselm sich bei Vollendung seines Gastmahls eingeschlossen hat, ist wohl denkbar. Die Leute werden in ein paar Monaten schon sehen, weshalb er sich in sein Atelier verkriecht. Elegante, oberflächliche Bilder lassen sich schon malen mit Besuchsunterbrechung — hier ist aber eine große, ernste Tat geschehen, die der Geschichte angehört.

Wegen des Requiems bitte ich um Nachricht. Falls ich komme, bringe ich Ihnen die Photographie (Gastmahl) mit, wo nicht, so schicke ich sie Ihnen. Sie ist schlecht; Anselm nennt sie ein Zerrbild, und doch leuchtet eine Klarheit und Schönheit daraus hervor, die so mächtig und einfach wirkt, wie die Natur selber. Es ist wie eine ewige Notwendigkeit, das Bild überzeugt mehr als alle Historienbücher — es ist das, was es darstellt selbst, die Gestalten sind von einem Glanze umflossen, der sie schwebend trägt. Es ist ein göttliches Bild, klar, einfach, groß, tief, lebensvoll, wunderbar in der

Zusammenstellung oder vielmehr der Durchdringung und Verschmelzung der verschiedenen Geistesmomente, überwältigend im Eindruck einer siegreichen, von keinem düstern Hauch getrübten Schönheit.

Mir ist sehr ernst zumute, seit ich das kleine Blatt im Hause habe, und es gehen mir viele Gedanken durch den Kopf, die schließlich in Dankbarkeit und demütiger Freude sich auflösen, daß die Pflege einer solchen unsterblichen Blüte mir anvertraut ward. — Alles andere Schicksal zählt dagegen nicht mehr.

Was die Leute sagen, rührt mich nun nicht mehr. Lassen wir alles. Das Gute und Schöne, was vollkommen ist, bleibt zuletzt doch im Siege, und daß man nicht schon in der Wiege den halben Weg überwunden hat, das mag menschlich Geschick und Wesen verantworten.

Seien Sie herzlich gegrüßt und bleiben Sie mir gut.

Ihre

Henriette Feuerbach.



An Julius Allgeyer.

20. Mai 1869.

Lieber Herr Allgeyer!

Die Iphigenie ist ein ergreifendes Bild, von einer fast beängstigenden Wirkung des Schmerzes der innerlich verzehrenden Qual — die Farbe aber vollständig grau —, es ist das farblosigste aller bisherigen Bilder. — Mich stört es nicht — im Gegenteil, der Eindruck ist stärker als bei allen andern, ganz wunderbar, großartig, von einer solch lebensvollen Innerlichkeit, daß man in der Atmosphäre der Persönlichkeit ganz wehvoll befangen sich fühlt. — Was aber das nüchterne Publikum sagen wird und die von vornherein mißliebige Kritik, das fürchte ich vorherbestimmen zu können. Die

ganze Färbung ist ein mattes Blaugrau, der Kopf gar nicht schön. Die Wirkung liegt in der ganzen Stimmung und Bewegung.

Was ich tun soll, weiß ich nicht. — Schließlich ist es vielleicht am besten, das Bild nach München zu schicken. So Gott will, ist das Gastmahl doch von anderer Färbung; dann schadet die Iphigenie wenigstens in dieser Beziehung nichts.

Wenn Sie kommen können, so tun Sie es, außerdem mache ich es, wie ich oben sagte, da ich ja gegen Anselms Verbot nicht absolut ohne Grund und Ursache handeln darf.

Ich bin ergriffen und eigentlich doch auch betrübt, weil ich wenig Hoffnung habe, da ich mir nun auch den Orpheus in dieser Färbung denke. Hätte Anselms Leben eine heitere Farbe, würden es auch seine Bilder haben. An diesem Wehe gehen sie und er zugrunde.

Ihre

H. Feuerbach.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 20. Mai 1869.

Mein lieber Freund!

Wenn Sie meinen Dank und meine Freude über Ihren letzten Brief nach meiner späten Antwort bemessen, dann freilich gibt es ein kaum auszugleichendes Mißverständnis. — Damals wollte ich Ihnen den nächsten Tag antworten, weil Ihr Brief in meinen Gedankengang paßte, als wäre er die Antwort auf einen, den ich Ihnen in Gedanken geschrieben hatte. — Sie sehen, der Leutnant war nicht ohne, wenngleich die bayrische Uniform sonst nicht eben das passende Kostüm für irgendeine gemütliche oder poetische Sympathie ist.

Meine Entschuldigung oder vielmehr Erklärung wird Ihnen als gültig erscheinen. Ich habe nicht geschrieben, obschon ich seit Monaten täglich wollte, weil ich ein wenig nerven- und gemütskrank war. Es kostete mich eine furchtbare Anstrengung, meine Gedanken zu

sammeln, und eine Art von verzweiflungsvoller Feigheit ließ mich vor dem Briefpapier fliehen, wenn es ein innerliches Zusammennehmen und nicht nur einen formellen Geschäftsbrief galt. Ich bin noch nicht ganz gesund, aber doch auf dem Wege zur Genesung. Denken Sie, daß ich sieben Monate beinahe schlaflos war, und die letzte Zeit ganze Nächte hindurch in meinem Kopfe sprechen hörte, zuletzt auch hinter den Wänden, auf der Straße usw. Ich stehe jetzt unter ärztlicher Kontrolle und hoffe mich dem Leben wieder zuwenden zu können. Eines der ersten Zeichen dieser Umkehr zum Lichte ist, daß ich Ihnen, bester Herr Widmann, schreibe und Ihnen recht aus tiefstem Seelengrund sage, daß wir Freunde fürs Leben sind.

Die Wendung Ihres Schicksals zum weiblichen Erziehungsamt hat mich ganz außerordentlich interessiert und erfreut. Ihr Beruf ist gerade jetzt doppelt wichtig und einflußreich, und wollte man sich Zeit nehmen, so würden sich eine Menge Fragen daran knüpfen, die jedoch für heute außerhalb des Zweckes dieses Briefes liegen, weil ich doch nur für Sie selbst Zeit haben will. Eigentlich sind Sie ein merkwürdiges Glückskind, die Flut trägt Sie bequem, da wo Sie hingehören, und Sie brauchen weder zu rudern noch zu schwimmen, viel weniger mit dem Ertrinken zu kämpfen wie andere. — Sie haben nie nötig gehabt, etwas gewaltsam zu erstreben, es bietet sich alles von selbst. Vielleicht liegt das Gelingen aber doch nur in Ihnen selbst, und Sie sind einer von den wenigen, die von Natur aus sagen können, was der Dichter sagt:

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da. —

Wer's lernen muß — für den ist es aber schwer, und man kommt mit grauen Haaren aus der Schule.

Wie anders geht es meinem Sohne! Der zappelt und wehrt sich und läuft Sturm und verzweifelt und ermannt sich wieder. Fast

dürfte man sagen, das Unglück ist überall da. — Übrigens steht Anselm jetzt an einem verhängnisvollen Punkte. — Das große Gastmahl wird diesen Sommer in München erscheinen. Ich glaube, daß dieser Moment über Leben und Tod entscheidet, denn wenn ihn dieses Werk nicht aufwärts trägt und seine Existenz auch äußerlich auf den Gipfel hebt, dann liegt der Abgrund der Hoffnungslosigkeit sehr nahe.

Mit Emilie ist es beim alten — es geht leidlich.

Ich habe den Winter wenig arbeiten können. Eine neue Deserauflage — das ist alles für das letzte Jahr. Ich will Ihnen das Unglücksbuch schicken, wenn es erschienen ist. Forster zappelt im Kasten und will heraus — ich bin kraftlos. Bei Gelegenheit bitte ich Sie die Forsterschen Papiere auf der Berner Bibliothek anzusehen und mir zu schreiben, was es eigentlich ist. Ich denke daran zu gehen, sowie ich mich ein wenig wohler und mutiger fühle. Der böse Nervendruck hat die Gedankenarbeit völlig in Verwirrung gebracht. Vor vier Wochen noch hätte ich Ihnen nicht schreiben können wie heute. Hoffen wir!

Was macht Ihre Dichterfeder? Neulich habe ich Ihre Iphigenie wieder gelesen, wobei ich fand, daß sie wie edler Wein jedes Jahr besser und reiner wirkt. Es ist das edelste Erzeugnis der neuen Literatur in dieser Gattung, sollte ich denken. Ich möchte so gerne wissen, was aus dem Lustspiel geworden ist, welches Sie mir mitteilten. Ich hatte viele Hoffnung darauf gesetzt, und nun weiß ich — freilich durch meine Schuld — seit lange nicht mehr, was Sie treiben und schaffen. — Ist der Parzival gedruckt, das Buddhagedicht vorgeschritten? Bitte, lassen Sie mich nachkommen. Ich bin vielleicht manchmal ängstlich und engherzig in der Kritik, aber meine Teilnahme ist doch die herzlichste und wärmste, die Sie finden können.

Nun habe ich noch etwas auf dem Herzen. In Arolsen — ehemals fürstl. Waldeck schmachtet ein verdienter geistreicher Mann unter

pietistischer Direktion an der Bürgerschule. Neuere Sprachen und Literatur sind sein Fach. Sie kennen ihn aus den Blättern für literarische Unterhaltung, er hat auch viel Selbständiges geschrieben. Italienisch ist wie seine Muttersprache. Wissen Sie keine Stelle für ihn in der Schweiz?

Und nun bin ich auf der achten Seite. Der erste Brief seit vorigem Herbst, der so lang gediehen ist. —

Ach — lieber Herr Widmann, ich habe recht viel gelitten. Die Spuren werde ich doch schwerlich verwinden können. Wer weiß, ob ich zu einer Geistesarbeit je noch fähig bin!

Grüßen Sie Ihre liebe Frau auf das herzlichste von mir — schließlich ist sie doch die Summe Ihres Glückes. Ich sehe das sehr ein und freue mich dessen.

Leben Sie recht wohl und bitte, vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem.

In herzlicher unveränderter Freundschaft

Henriette Feuerbach

Sehen Sie sich das Requiem von Brahms an. Mich dünkt, das größte musikalische Werk der Gegenwart.



An Charlotte Kestner.

2. August 1869.

Meine Teure!

...... Ich habe Ihnen unendlich viel zu schreiben und will mich bemühen, recht ordnungsgemäß zu Werke zu gehen, damit ich Sie nicht ermüde.

Mein letzter Brief ließ es ungewiß, ob Ihr Porträt sollte ausgestellt werden, da ich Anselms Willensmeinung darüber einholen sollte. Er hätte es allerdings gerne gehabt, aber es war mit dem Hin- und Herschreiben die Zeit zur Anmeldung so knapp geworden,

daß auf einen guten Platz schwerlich zu rechnen gewesen wäre, und da es denn doch ungewiß war, ob Herr Kestner von einem solchen Begehren erbaut gewesen wäre, Anselm zu dieser Zeit krank in Rom war und ich auf meine eigene Verantwortung die Sache doch nicht auf mich nehmen konnte, so wird es wohl das beste sein, bis zur nächsten Berliner Ausstellung zu warten. Indes will ich an Herrn Kestner schreiben, so gut und schön als ich nur immer vermag, so daß er und auch Sie, Liebe, damit zufrieden sind, dann wird die Anknüpfung der späteren Bitte erleichtert und hoffentlich ist Anselms Name auch dann so in Ehren gestiegen, daß die Ausstellung Ihnen auch Freude machen wird.

Gegenwärtig ist das Gastmahl in München. Die Kritik hat sich dessen noch nicht bemächtigt, aber nach mündlichen Nachrichten ist es von großer Anziehungskraft für das Publikum. Es soll stets umlagert sein, was mich eigentlich wundert, da das Bild nichts weniger als für die große Masse gemalt ist. Einfach und schlicht in der Farbe, ist es durch seine wunderbare Harmonie und durch seine höchst lebensvolle Ausführung nur nach längerem Betrachten wirksam. Hat man diese Geduld, dann übt es einen wachsenden Zauber aus, der erfreulich ist, weil er auf edlen Motiven beruht. Man hat mir geschrieben, daß es das bedeutendste Werk in der Ausstellung sei. Ich bin schon zufrieden, wenn es nur zu den bedeutenderen gehört. — Ich werde gegen den Schluß der Ausstellung nach München gehen und für die Verpackung Sorge tragen, so wie ich auch einen Tag da war, um nach der Aufstellung zu sehen. Damals waren die Ausstellungsräume noch ganz leer. Für mich war das eine ziemlich angreifende Partie, die mir auch lange nachgegangen ist. Ihren Empfehlungsbrief weiß ich sehr zu schätzen und bin herzlich dankbar dafür. Jedenfalls soll er von Anselm oder mir benutzt werden, je nachdem die Umstände sich fügen. Eigentlich ginge ich am liebsten nicht mehr nach München, sondern

nochmals auf ein paar Tage nach Baden, wo ich im Juni wegen dem Elektrisieren war, und dann ein wenig nach Freiburg zu Emilie und ein Sprüngchen nach Basel, um Sie, meine teure Freundin, in diesem Jahre noch zu sehen! Doch weiß ich nichts Gewisses, und natürlich muß die Neigung der Pflicht weichen, wenn beide in Gegensatz geraten. Es wäre mir von unendlichem Wert und ich fühle es als Bedürfnis, ein paar ruhige Tage mit Ihnen zu sein, um alles Schwebende zurechtzulegen und alles Streitende zu versöhnen. — Wenn es in meiner Macht liegt und in Ihrem Willen, so will ich das Mögliche versuchen. Es liegen bei mir allerlei Existenzfragen überdies vor, die ich nicht gerne ohne den Rat meiner nächsten und liebsten Freunde entscheiden möchte, vor allem ein Ortswechsel im Interesse meiner Emilie.

Neulich hatte ich die Freude, Herrn Pr. Gerlach bei mir zu sehen. Er war sehr gut und liebenswürdig, und sein Besuch war mir anregend und wertvoll. Ich freute mich auch, daß er Ihr Porträt approbiert. Wie würde ihm das Symposion gefallen! — Ja — das sollten Sie auch sehen — es ist wirklich klassisch im antiken und modernen Sinne des Wortes, so gehört auch die Darstellung der alten und neuen Zeit zugleich. Photographien sind vor der Hand nur zwei in ganz großem Format vorhanden. — Sie erhalten diesen Herbst noch eine etwas kleinere, damit Sie sich auch ein wenig daran freuen können. Das Schöne begreifen ist doch der einzig ungetrübte Genuß.

.... Während ich Ihnen schreibe, male ich mir es so schön aus, einen behaglichen Nachmittag neben Ihnen im Domhof zu sitzen. — Ich habe das Gefühl, als käme dann erst wieder die rechte Harmonie in meine Seele. Der Gedanke, wieder nach Freiburg zu ziehen, welchen Emilie stets auf's neue anregt, ist mir um Ihrer Nähe willen ein freundlicher.

Und nun noch tausend herzliche Grüße aus treuestem Herzen.

Seit kurzer Zeit ist Anselm hier hohläugig und dünnwangig. Hoffentlich erholt er sich bald. Er läßt Sie vielmal grüßen, so wie ich auch Frau Bischoff die besten Grüße sende. Über meine Reisepläne schreibe ich Ihnen Ende dieses Monats. Wenn ich kommen kann, wäre es im September, d. h. gegen Ende oder Anfang Oktober.

Und nun das herzlichste Lebewohl von Ihrer getreuen

Henriette F.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 20. Oktober 69.

Mein lieber, sehr werter und mir stets gegenwärtiger Freund!

Wie müssen Sie sich plagen, bis Sie ein armes Wörtchen aus mir herauspressen, und doch möchte ich Ihnen so von Herzen gern alles Liebe und Gute antun, lange Briefe schreiben, eine Rezension des Buddha in die Allgemeine und was sonst noch tunlich wäre!

Ich habe einen sehr schrecklichen Sommer verlebt, der mich völlig absorbiert hat. Das große Gastmahl, welches nahezu Leben und Kräfte seines Urhebers zerstörte, hat mir's in zweiter Linie nicht viel besser gemacht, und ich bin alt, ich habe die Fähigkeit nicht mehr, mich über dem Wasser zu erhalten; die Wellen schlagen über mir zusammen, daß mir gleich Sehen und Hören vergeht. —

Seit drei Wochen bin ich allein und gestern von einer achttägigen Reise nach Freiburg zurück, wo mich der gesollte und gewollte Brief an Sie stündlich in Gedanken begleitete. Vorerst muß ich Ihnen freilich sehr verspätet meine herzliche und freudige Teilnahme ausdrücken über Ihre herrliche und segenbringende Wirksamkeit. — Frauen erziehen ist doch wichtiger als predigen und Lyzeums-Schule halten. Sie sind zu bewundern und wirklich dankbar zu verehren, wenn Sie hier den rechten Weg in anspruchsloser Praxis gehen. Was not tut, ist so einfach und doch so schwer — Individualitäts-

entwicklung im großen, allgemeinen, die die einzelne nicht verletzt. — Ich freue mich, daß Sie singen lassen. Die Kunst hilft für alles Schlimme oder wenigstens für vieles, was im Sinne der neuen Zeit herangezogen werden muß.

Und nun Dank für Ihre liebe Besorgung der Forstersachen und Dank vor allem für den Buddha, der mir nahezu außerordentlich gefallen hat. Es ist ein edles, frisches, ideales Werk voll schöner Bilder, Gedanken, Gesinnungen, ursprünglich, mühelos wie frisches Quellwasser dahinströmend. — Wenn ich nicht überall mit gleichem freudigem Verständnis Schritt halten kann, so ist das meine vielleicht fast krankhaft ausgeprägte Sucht nach stets fester greifbarer Plastik, die mir die tiefste und heiligste Grundidee nicht ganz ersetzen kann. So kommt es, daß einzelne Szenen oder Stellen in mehr nebelhafter Verhüllung an mir vorbeigezogen sind, während ich andere habe ganz fest und tüchtig anfassen können — das aber, bester Freund — ist meine Schuld und nicht die Ihre. Ich verknöchere allmählich — wenn auch nicht im schlimmsten Sinne, in meiner vielfach gehärteten und vernarbten Individualität, bei der es zur ferneren Entwicklung zu spät ist. — Ihre Iphigenie ist, was mir vom ersten bis zum letzten Wort zugänglich ist; — ich vermag es nicht anders als für ein echtes, vollkommenes Dichtungswerk zu halten und muß mich immer wieder aufs neue und immer mehr an dieser wunderbar einfachen und graziösen Gestaltung erfreuen, was jedoch kein Vorwurf für Ihr Epos sein soll, sondern nur Beleg für mein Gefühl.

Sie werden, glaube ich, nächstens eine Bitte um einen Operntext von Brahms erhalten. Ist es Ihnen recht?

Die Forsterphotographien schicke ich Ihnen in den nächsten Zeiten dankbarlichst zurück und werde in aller Bescheidenheit den neuen Oeser beilegen, der abermals das weibliche Geschlecht beglückt. — Wenn Sie die Vorrede lesen, bitte ich dabei für meine Demut ein Vaterunser zu beten. Diesen Winter will ich anfangen, den Forster-

berg handvollweise abzutragen, und somit genug von mir und meinen Geistesprodukten.

Anselms Bild ist nun Gott sei Dank glücklich an eine hannoveranische Familie verkauft, die den Mut hat, der Kritik zu trotzen und sich über die vielfach getadelte Farbe hinwegzusetzen, indem sie den edeln herrlichen Zug einer vollkommenen Komposition in vollendeter Modellierung und Zeichnung als genügend für ein Kunstwerk erachtet.

Es ist in Wahrheit ein wunderbares Bild. Die Kölner Zeitung hat recht, die es ein blaues Wunder nennt; denn graublau ist der Lokalton des Bildes — graublaue Dämmerung, aus der die Gestalten freskoartig in voller wirklicher Gegenwart vortreten. — Auf den ersten Blick erschrickt man, dann vertieft man sich, und sogleich beginnt der Zauber zu wirken. Die Gestalten atmen, bewegen sich, sprechen, gehen, man vergißt das Gemälde, es ist ein Stück wirkliches Leben, in das man sich versenkt, die Personen sind gegenwärtig — lebendig persönlich, und wenn man dann aufschaut, so sind die andern Bilder mit all ihrer Farbenpracht lakierte Teebretter geworden.

Ich schicke Ihnen eine Photographie, sowie ich selbst welche haben werde. Sie soll in den Kunsthandel; nur weiß ich nicht wo und wie.

Die Vollendung des Bildes und nachher die Ungewißheit des Erfolges, der schmerzliche Zwiespalt der künstlerischen Begeisterung mit einer internationalen Ausstellung, dann eine Menge unfreundlicher Kritiken, die mir begreiflich, dem Künstler aber ganz unfaßbar schienen, hat seine Nerven dergestalt irritiert, daß ich drei Wochen lang jeden Tag den Ausbruch eines Nervenfiebers erwartete. Die Aufregung dauerte Tag und Nacht fort, und selbst der endliche Verkauf schien viel weniger Eindruck zu machen, als man hoffen konnte. Schließlich reiste er, ein klein wenig besser geworden, ab,

um in neuer Arbeit die schlimmen Folgen der alten zu begraben. Hoffentlich nimmt er die frühere koloristische Kunst nun wieder aus ihrem vergessenen Winkel heraus, um sie mit der neugewonnenen Formvollendung schließlich zu vereinigen. Wenn ihm dies gelingt, dann wird wenig zu wünschen übrigbleiben. Nur fürchte ich, daß er den Gipfel der Kunst auf Kosten des Glückes seines Lebens erreichen wird — der Mensch in ihm ist nicht groß genug für den Künstler. —

Lieber Herr Widmann, ich habe auch eine schwere Aufgabe. Nur völligste, rückhaltloseste Entäußerung des eigenen Selbst kann mir zur Erfüllung helfen, ich hoffe, daß es meinem guten Willen gelingt, dann habe ich, glaube ich, doch das Recht, denken zu dürfen, daß ich nicht umsonst gelebt habe.

Diesen Winter bin ich allein und kann schreiben. Es soll kein Brief unbeantwortet bleiben. —

Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Frau

Ihre H. Feuerbach.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 21. November 69.

Mein lieber Freund!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mich sehr beschämt, weil ich so großartige Anerkennung nicht verdiene. Auch will ich von Zauberkünsten nichts wissen, weil die alten Feen Hexen sind — sonst aber ist alles recht und gut und lieb.

Hier haben Sie den unglücklichen Oeser, mein enfant terrible. — Möge er Ihnen nicht so schauderhaft erscheinen, als er mir in Wahrheit ist. Nichts peinlicher, als gezwungen sein, etwas zu tun, was man eigentlich nicht kann.

Was Brahms betrifft, so kenne ich ihn freilich, und er hat diesen

Sommer sehr um einen Operntext gejammert, wobei Sie mir natürlich gleich einfielen. Nachträglich erfuhr ich, daß einer seiner Freunde an so was stoppelt — ich weiß nicht, ob mit oder ohne Brahms Wissen. Indessen habe ich ihm die Iphigenie, den Buddha und Ihr Märchen mit nach Wien gegeben und die letzte Briefstelle abgeschrieben und gleichfalls nach Wien spediert. So, denke ich, wird sich die Sache anbahnen, sei es früher oder später. Sein Requiem hat mir ganz großen Eindruck gemacht, und ich mag auch die Lieder gern. Nur sein Konzert und die Trios Quartett Sextett verstehe ich nicht. Er ist eigentlich von Grund aus gut einfach und leichtlebig — aber auch hochmütig wegwerfend, rücksichtslos im Exzeß.

Mit dem Gastmahl haben Sie, glaube ich, nicht ganz recht, oder vielmehr Sie würden nicht so sagen, wenn Sie es gesehen hätten. — Die Farbe ist künstlerisch berechtigt, weil die wunderbar feine Modellierung, die wirklich etwas Überwältigendes in ihrer Wahrheit und Diskretion hat, nur durch diese Lokalfarbe möglich war, und es ist sicher, daß nur ein Kolorist ein solches Bild so ohne Farbe hat malen können. Die wirklich Kunstverständigen sagen, daß gerade darin der eigentümliche Zauber des Ganzen liegt. —

Das Bild kommt nach Hannover in Besitz einer älteren Dame, die selbst Künstlerin ist und ein Dritteil ihres Vermögens darum gibt. Sie meint, nur wer in Griechenland gewesen sei und in Rom die griechische Kunst von Kind an studiert, könne die Herrlichkeit des Bildes begreifen. — Adresse „Fräulein Marie Röhrs". Schiffgraben Nr. 1.

Ihr Freund hat mir einen wunderbaren, examinaerfüllten Brief geschrieben, und ich will ihm auch antworten, denn er hat mich sehr gefreut. Ich wünsche recht von Herzen, daß er bald in einen ordentlichen Geisteszug des Schaffens kommt, sei es in Schrift oder im Leben. Nur kann ich mich in seine Theorie vom Genie durch Charakterstärke und Willensakte nie und nimmer finden, d. h. in

Beziehung auf Wissenschaft und Kunst. Für geschichtliche Tat — ja — das ist was anders, — nun wir werden sehen. — Schließlich sage ich mir — wäre der junge Mann nicht so eigentümlich von der Weihe und Würde seiner Person durchdrungen, einfacher, natürlicher, sich gehenlassend, und spränge er mit beiden Beinen von seinem selbstgezimmerten Kothurn herab, um lustig zu sein wie andere Leute, so würde er glücklich im Leben und im Schaffen sein. —

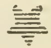
Ich habe eigentlich ziemlich viel ausgestanden durch ihn und um ihn. Es war mir eine Art Mission, und dann hatte ich doch nicht die Kraft, es durchzuführen, weil — ach Gott — verzeihen Sie — weil er mir zum Sterben langweilig wurde. Und dann kam Anselm dazu, der sagte aufs erstemal: Er trinkt Milch und ist ein heimlicher Kurmacher! — Kurz, es ging eben nicht mehr. —

Und nun berühre ich ungern das Schicksal der in Ihrem Briefe erwähnten Dame. Haben in der Schweiz die Väter noch eine so römische Gewalt? — Läßt sich nichts tun, nichts gut machen? Ja, wohl ist die Poesie noch notwendig in der Welt, und wenn sie zerrissene Herzen nicht heilen kann, so legt sie doch Blumen darauf. — Aber im tiefsten Sinne heilt sie doch alles.

Herzliche Grüße an Sie alle von Ihrer

H. Feuerbach.

Wollen Sie eine Gastmahlphotographie? Sie kommt jetzt in Handel.



An Julius Allgeyer.

1870.

L. H. A.

... Anselms Brief ist wie ein mächtiger Flügelschlag, der einem über den Kopf hinbraust.

Er schreibt, alles sei von seinen Bildern entzückt, und er feierte nie geahnte Triumphe. In Rom sei ein größeres Bild bestellt, das nach Karlsruhe ginge in diesen Tagen ab, und nach Berlin würden bis zu seiner Abreise im Sommer zwei fertig sein, wozu noch ein ganz großer Entwurf kommt, der stehenbleiben soll.

Auch Karlsruhe berührt er in freundlicher Weise. Der Brief hat mich recht aufgerichtet. Es ist eben eine gewaltige, mächtige Natur. Ich danke täglich mir selber, daß ich treulich ausgehalten habe. — Es hat viel dazu gehört, aber der Lohn ist des Einsatzes wert, und sei es das Leben. Wieviele Mütter tun das gleiche, die nur die Persönlichkeit im Auge und Herz haben, während ich so glücklich war, meine Kräfte zugleich für eine große Idee einzusetzen, die weit über mein eigenes Leben hinausreicht. Da können wohl alle kleinlichen Dinge aus der Erinnerung selbst schwinden, und man darf sagen, daß alles gut war. Ich habe nie eine schwere Stunde beklagt, wenn sie nur Früchte getragen hat, und es gibt nichts Großes und Edles, was nicht mit Schmerzen errungen werden müßte und im Kampfe. Anselm ist eben doch ein Genie erster Größe, und die kommenden Jahrhunderte werden seinen Namen und seine Werke überliefern. Er sei gesegnet ....



An Julius Allgeyer.

Juli 1870.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, lieber Herr Allgeyer, und ebensolche Grüße von mir und Anselm, der den ersten Stoß hier erwarten will. Sein deutsches Herz läßt ihn nicht fort.

Abgesehen von dem Kummer und der Trauer über so viel gegenwärtiges und in der nächsten Zeit bevorstehendes Elend sind wir in der herrlichsten und erhobensten Stimmung. Mit tausend Freuden

bringt man die Opfer, deren man für eine so heilige Sache gewürdigt wird, den letzten Blutstropfen für unser edles deutsches Vaterland.

Ich bin sehr beschäftigt, sonst würde ich Ihnen zuvorgekommen sein. Man hat mich zur Vorsteherin des Frauenvereins 3. Abteilung (Krankenpflege) gemacht, und ich habe eine sehr folgenreiche, aber auch schwierige Wirksamkeit. Gestern war die Vorsteherin von Karlsruhe, Fräulein Reis, bei mir hier und hat guten Rat gegeben. Wir haben sieben Lazarette, von welchen vier ganz neu eingerichtet werden. Das ganze Wärterinnengeschäft habe ich ganz allein und muß viele Hunderte abweisen.

Sehr wundersamer Weise und doch auch sehr natürlicher Weise treffe ich täglich zwei- bis dreimal mit der Großherzogin zusammen und muß fortwährend Auskunft geben. Ich scheine sehr in Gnaden zu stehen und habe mich äußerster Liebenswürdigkeit zu erfreuen. Anfangs schwoll mir das Herz, jetzt habe ich alles überwunden. Ich gehe ja doch früher oder später fort. — Die Prinzeß Wilhelm sagte vorgestern: „Sie sind die Einzige, auf die wir bauen."

Herzlichen Gruß

Ihre

Eilig. H. F.

Erwarten tu ich Sie nicht — wer will jetzt Besuche machen! Jeder an seinem Posten.



An Charlotte Kestner.

Heidelberg, den 28. September 1870.

Meine teure, höchst verehrte und geliebte Freundin!

Wie mich Ihr lieber Brief gerührt hat, kann ich mit Worten nicht aussprechen. Mein Schweigen kam aus der Unmöglichkeit

des Schreibens, nicht aus Nachlässigkeit. Ich bin seit dem 10. Juli buchstäblich mir selber und meinem Leben abhanden gekommen, indem man mich zur Vorsteherin der Lazarettpflege gemacht hat. Wir haben in 18 Lazaretten ohngefähr 14—1500 Kranke bisher verpflegt, darunter die meisten Schwerverwundete — Deutsche und Franzosen. Ich habe die Aufsicht über all diese Anstalten, für die ich 58 Wärter und Wärterinnen zu stellen, zu überwachen und zu besolden beauftragt bin: Barmherzige Schwestern, Diakonissen, Vereinswärterinnen, eine ebenso große Anzahl pflegender hiesiger Damen, alle Tage Streit zu schlichten, denn leider auch hier und gerade erst recht macht sich die menschliche Unvollkommenheit bei bestem Willen fühlbar. Unser Verein besteht eigentlich aus der ganzen Stadt, die drei großen Abteilungen sind: 1. Küche, 2. Weißzeug und Verband, 3. Krankenpflege. Die Männer organisieren und rechnen, die Frauen arbeiten und führen aus. Die Massen der durch Wohltätigkeit beschafften Mittel an Geld, Leinwand und Verband ist groß, so wie die Arbeitskraft. — 250 Frauen mit und ohne Maschinen haben bis jetzt täglich gearbeitet. Die Vorräte sind wochenweise in großen Transporten auf die Schlachtfelder gegangen, abgesehen von dem, was hier gebraucht ward. Die Geldausgabe ist vom 18. Juli bis 31. August 50 000. Darnach können Sie sich einen Begriff von der Wirksamkeit unseres Vereins machen.

Dies genügt wohl, um Ihnen zu erklären, weshalb ich mein Versprechen nicht gehalten habe. Ich war die ganze Zeit von morgens 7½ bis nachts in den verschiedenen Lazaretten und habe viel Herrliches und Erhebendes, aber auch des Schmerzlichen und Erschütternden viel erlebt. Wer an der Menschheit verzweifeln will, der müßte hier die Stunden des Patriotismus und eines Heroismus kennen lernen, dessen Begeisterung nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch im

tiefsten Leiden und im Sterben ausreicht. Wir haben 80 kostbare junge Leben begraben müssen. Gott möge es verzeihen, wenn man denjenigen flucht, die an solch unermeßlichen Verlusten schuld sind.

Meine Liebe, Teure, ich fühle tief mit Ihnen, wie sehr Sie unter dem Konflikt der Verhältnisse leiden müssen. Was Ihnen lieb und teuer ist, steht drüben, und doch haben Sie ein deutsches Herz. Wie die Lose fallen, Sie müssen immer etwas verlieren und können sich für keine Seite freuen. Und die Lose sind schon gefallen, oder vielmehr es sind keine Lose, sondern es ist die stets unwiderstehliche Macht einer nationalen Erhebung auf dem Boden der Intelligenz und moralischen Überzeugung, die hier, abgesehen von allem Kriegsglück, den Ausschlag gibt. Deutschland hat seine Heimat gegen den verbrecherisch wahnsinnigen Angriff eines Verworfenen verteidigt, es hat das Blut von 100 000 seiner Söhne vergossen. Dies muß gesühnt werden nach menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit.

Vielleicht nach einem halben Jahrhundert mögen diese Wunden geheilt sein und unsere Nachkommen den Segen genießen. Jetzt kann der Sieger seines Sieges sich nicht freuen.

Gott sei Dank, daß endlich die Kanonen vor Straßburg schweigen. Metz wird sich, wie man sagt, in diesen Tagen übergeben — Paris kann sich nicht halten, es fehlt ihm die Macht und die Einigkeit. Der Frieden muß geschlossen werden, Elsaß und Deutsch-Lothringen wird deutsch, die alte deutsche Reichsgrenze wird hergestellt, hiergegen gibt es keine Wehr für Frankreich. In Deutschland steht der letzte Mann, Kinder und Greise auf, wenn es not tut und 1 200 000 ist die Armee stark, die unter einer unfehlbaren Leitung von einem Gedanken, einem Gefühl, einem Herzschlag beseelt ist: Die Macht, die Größe, die Einheit unseres deutschen Vaterlandes. Wenn die Leiter des französischen Volkes die Wahr-

heit erkennen wollten, so könnte doch das Äußerste abgewandt werden — der völlige Ruin. Hilfe und Gelingen diesem Verhängnis gegenüber ist unmöglich.

Ihrem scharfen Verstande und Ihrem großen Herzen gegenüber will ich nichts als die Wahrheit reden, sie ist immer der beste Trost. Ich begreife den ganzen Schmerz der französischen Patrioten, ich begreife selbst, daß Ihr Neffe daran gestorben ist (erfahren hatte ich seinen Tod nicht, da ich wenig Zeit für Lesen habe), der edle Mann, den sie stets betrauern und vermissen werden; an dem Faktum aber ist nichts zu ändern. Das französische Volk hat sich nicht reif gezeigt, seine besten Männer zu hören, es ist blindlings auf die Lügen und hohlen Phrasen eingegangen, die es ins Verderben führten. Es hat jetzt eine große und lange Lehrzeit vor sich, um durch innere Ausbildung sich aus der Barbarei herauszuretten, in die die Napoleonische Herrschaft es gestürzt hat. Die Turkos und Zuaven, die unsere Gefallenen gemartert haben, und die ausersehen waren, unser schönes Land zu verwüsten, als lebten wir in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, die haben wir gepflegt, und sie sind dankbar gewesen und meinten, die Deutschen seien anders, als man ihnen gesagt und sehr gut.

Fassen Sie Mut, Teure! Persönlich werden die Ihrigen nicht in Gefahr kommen, denn einen Sturm auf Paris wird es nicht geben. Es müßten Zustände in der Stadt umschlagen, was freilich leicht möglich ist, aber auch dann wird es keine Republik von 92 geben. Daß fortan Deutschland der Träger der europäischen Geschichte wird, das ist eine im Rat der Vorsehung beschlossene geschichtliche Notwendigkeit, gegen die anzustreben ein ganz vergebliches Bemühen ist. Helfen Sie die Wunden der Seele heilen im Kreise Ihrer edlen Verwandten, niemand kann es besser als die ruhige Übersicht des weisen Alters, im Verein mit der Wärme eines ungealterten Herzens.

Von uns weiß ich wenig zu sagen. Ich habe mich und die Meinigen fast ein wenig vergessen. Anselm war drei Monate hier, er hat die Siege bei Metz erwartet und ist jetzt nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt im bayrischen Gebirge, Venedig und Florenz nach Rom zurück im Gefolge des italienischen Heeres. Er hat trotz des Krieges zwei große, schöne Bilder auf der Berliner Ausstellung (die als Friedensfest gelten soll). Den Erfolg muß man abwarten. Er hat seit zwölf Jahren nicht in Berlin ausgestellt. Das eine ist: Medeas Abschied von ihren Kindern, das zweite: Das Urteil des Paris. Die Wahrheit zu sagen, sind es Bilder, die des 15. Jahrhunderts würdig sind. Die Zeiten sind freilich schlecht für die Kunst. Anselm hat Unglück.

Emilie hat eine Badekur gebraucht, was nötig war. — Da sie es während des Krieges konnte, war mir's recht. Ich hätte es nicht gekonnt.

Ich komme mit dem Frieden zu Ihnen, wenn Sie mich brauchen können. Im Frühling konnte ich nicht, weil Anselm kam. — Wenn die Kriegsaffären vorbei sind, bin ich für Herbst und Winter frei. Tausend Grüße der lieben, verehrten Frau Bischoff

Ihre treue Henriette F.



Heidelberg, den 26. September 1871.

An Charlotte Kestner.

Sie vergessen, meine Teure?

Nein, das tue ich sicherlich nicht. Im Gegenteil, ich denke an Sie viel eher, als ich an mich selber denke, und auch tue ich es lieber, denn mit mir und an mir ist gegenwärtig nicht viel Ersprießliches.

Ich habe Ihnen für zwei liebe Briefe zu danken, und in Gedanken habe ich es freilich lange schon und wie oft getan, aber

zum Schreiben konnte ich nicht kommen. — Es war nach einem unruhigen Winter ein unruhiger Sommer, und ich war so ganz ausgeleert und ausgezehrt an Mut und Kraft, daß ich über die täglichen Geschäfte nicht hinauskommen konnte. Anselm war diesmal vom April bis vor acht Tagen hier, und war teilweise nicht wohl; dann der Auszug, der mir in verschiedenen Beziehungen viele Sorgen machte und so vieles andere, was man nicht alles schreiben kann — kurz, ich war meiner Tagesaufgabe nie gewachsen und hatte böse Stunden, in denen ich mit mir selber nicht zurechtkommen konnte. Glauben Sie aber nicht, daß ich klagen will. Ich sage es nur zu meiner Entschuldigung, damit Sie wissen, weshalb ich mich nicht aufgerafft habe, Ihnen zu schreiben, was mir ja eigentlich nur eine Erquickung sein kann.

Die neue Wohnung*) ist sehr schön und mit Ausnahme meines Wohn- und Schlafzimmers vollständig Galerie. Anselm hat hier alles gesammelt, was nicht verkauft ist — und das ist sehr viel. Wenn man die Sammlung überblickt, so begreift man allerdings nicht, daß diese schönen Sachen hier in den eigenen vier Wänden hängen anstatt irgendeine der großen Galerien zu schmücken, in denen so viel Mittelmäßiges für teures Geld gesammelt wird. Ich fürchte, Anselm ist einer von denjenigen, deren Verdienst erst nach dem Tode anerkannt wird. Alle, die berufen sind, in irgend einem Zweige des menschlichen Lebens voranzugehen, sind ja immer zum Märtyrertum auserwählt.

Über Anselm und sein Verhältnis zu mir habe ich mich nicht zu beklagen. Er ist lieb und gut und dankbar und aufmerksam. Es tut jedes von uns, was es eben kann. Nach Rom hätte ich diesen Winter um keinen Preis gewollt. Das Kriegsjahr hat mich so sehr ermüdet, daß ich Anstrengung und Aufregung nicht gut ertragen mag. Ich will auf Gottes weiter Welt vor der Hand

*) Theaterstraße 11.

nur ein wenig Ruhe, um mich zu sammeln. Alles andere wird sich ja dann noch richten und fügen. Wenn man so viel Elend gesehen und erlebt hat, ist die Phantasie auf längere Zeit unfähig für Neues, und sei es noch so herrlich — oder vielleicht um desto weniger — Interesse zu fassen. Erst muß ich in der großen Errungenschaft des Ganzen die Opfer im einzelnen ein wenig verhüllen können, um sie zu verschmerzen und das Leben wieder schön zu finden, was ich ganz verlernt habe. In Anselms Interesse, wo es eben auch um die Existenz geht, kann ich mich zurecht finden und mich auch freuen, wenn er etwas Schönes zustande bringt, sonst aber bin ich noch ein wenig stumpf, und bei allem, was man sonst zu genießen pflegt, drängt sich mir die Kehrseite hervor....

Adieu, Teuerste, leben Sie wohl.

Ihre H. Feuerbach.



An Julius Allgeyer.

(Heidelberg, 3. Oktober 1872) Mittwoch Abend.

Lieber Herr Allgeyer!

Als ich heute Ihre Sendung (Photographien nach Feuerbach) erhielt, war mir's beim Durchblättern eigen zumute. Zuerst Freude und Bewunderung, dann Dank für Ihre Treue und unermüdliche Tätigkeit — zuletzt löste sich alles in einem wehmütigen Gefühl auf, das sich in der Frage gipfelt: Wie ist es möglich, und in welcher Zeit leben wir?!

Die Blätter geben die volle Entwicklungsgeschichte — zuerst die prächtige Leidenschaft des jungen Talents, dann im Dante die durch die Ergriffenheit der Anschauung des Höchsten gezügelte Phantasie, dann der großartige Aufschwung in der Iphigenie und Pietà. Merkwürdig fällt die auf die Schackschen Bilder folgende Genreperiode ab, es ist wie ein Spiel zum Ausruhen, nach dem mit

dem Orpheus der Zug wieder mächtig aufwärtsgeht. — Die Iphigenie in ihrer einsamen Größe ist unübertroffen. Ich kann nicht sagen, wie mich das Blatt rührt. Es ist das größte Bild. Und so haben Sie den Dank in Anselms Namen durch mich und freuen Sie sich Ihres Werkes.

Ihre

H. F.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 12. Oktober (1872).

Lieber Herr Widmann!

Ich hätte Ihnen auf Ihren letzten lieben Brief nebst Sendung gleich schreiben mögen, aber es ging nicht aus innerlichen und äußerlichen Gründen. Nun aber, nach Empfange Ihres zweiten, will ich keine Minute zögern, um so mehr, als ich Sie bitten möchte, mir jetzt öfter ein paar Worte zukommen zu lassen, weil Ihre Art zu denken und zu schreiben mich erfrischt und mir wohltut, denn ich bin dumm geworden bis zur Krankheit oder dumm aus Krankheit oder krank aus Dummheit, dies letztere vielleicht noch eher. Die lange Kriegszeit und viele andere sorgenerregende Zustände und Verhältnisse haben mich heruntergebracht, daß ich mich fühle, als sei das, was übriggeblieben ist, ein leerer Raum und ich aus mir selber herausgekehrt und gebürstet. Ich bin geisteshungrig und kann nichts genießen, noch weniger etwas schaffen, weil mir die Kraft, mich zu konzentrieren, fehlt, die ich sonst besaß. Das alles macht mich traurig, zu der willenlosen Verwirrung, die ohnedem so quälerisch ist, weil die Gedanken keinen Herrn fühlen und die Kreuz und Quer fahren, was wehe tut — nun die Wahrheit mit einem Wort zu sagen: Ich bin ein wenig gemütskrank, und daß ich es mit Bewußtsein bin, das ist noch der einzige Trost dabei.

Sie sehen, daß Ihr Herr Strauch jedenfalls Unglück hat, jetzt zu mir zu kommen. Ich will aber alles tun, was ich kann, und vielleicht tut er mir auch wohl und bringt mir etwas zu, was ich brauchen kann; etwas Seelenchinin und -morphium, was ich auch in materieller Weise einnehme. Es gibt ja edle Sträucher, und man kann ebensogut eine Silbe vor als nachsetzen. Ich werde Ihnen schreiben, was für einen Strauch ich an ihm finde, da ich als rechte Pflanzenfreundin es jedenfalls mit der Vorsilbe halte.

Plagen Sie sich nicht zuviel mit dem Frl. B. Sie ist nicht bedeutend genug dazu. Ich habe auch keine große Hoffnung auf Erfolg. Das Faktum der kleinen Augen hat mich immer geniert. Ihre Theorie ist so richtig, daß ich ganz verwundert bin, nie daran gedacht zu haben. Es gibt ja keinen gütigen, geistesinnigen, seelenvollen Menschen mit gekniffenen Augen. In der Musik wird bei der kleinen Sophie die Sache auch zutreffen. Sie haftet immer am Kleinen und vermag das Ganze nicht zu fassen, weil die kleinen Takteffekte sie zerstreuen. Sie singt ganz hübsch im Zimmer. Auf der Bühne habe ich ihr Debüt gehört, das war eben für ein Debüt anständig. Aber nachher wollte es nicht mehr zünden. Deshalb möchte ich nicht, daß Sie sich irgend etwas aufladen, und ich habe sie Ihnen nur als hilfloses Mädchen, nicht als Künstlerin empfehlen wollen. Wenn es mit der zweiten hapert, bedarf es das erste um so mehr. Frl. B. hat auch schon ein wenig die Theaterart angenommen, mit ihrem Persönchen und Interessen die ganze Stube auszufüllen. Das Beste, was an ihr ist, bleibt, daß sie die Wahrheit hören kann und annimmt. Wenn es mit der dramatischen Laufbahn nicht geht, dann muß man sie erinnern, daß sie ein wirklich vorzügliches Lehrtalent hat, was ihr immer eine Existenz verschaffen wird. Sie ist für Klavieranfänger ausgezeichnet, und singen hat sie auch gelernt. Dies also über die Pflegbefohlene, wobei ich nicht genug bitten kann, des Guten nicht mehr zu tun, als eben behaglich ist,

nie zuviel. Nun versetzen wir uns — nicht? Und was abfällt, soll fallen.

Nun habe ich Ihnen noch zu danken für Ihren mir wertvollen Bericht und die Grenzboten. Was den Nibelungendichter betrifft, so glaube ich mich schrecklich schämen zu müssen. Ich kenne ihn nicht, will mich aber bessern.

Ein einziges Mal habe ich Jordan gehört. Sein Organ und seine Sprachweise hat mich frappiert, der Inhalt der Stunde, Siegfrieds Kindheit auf angenehme Weise die Phantasie durchströmt, die Einleitung und der Epilog aber ans Publikum in stabgereimter Sentimentalität hat mich so durch und durch verstimmt durch die angreifende und, wie mir vorkam, für einen Dichter nicht würdige Art, die Seelen stimmen zu wollen, daß ich mich von da an im stillen abweisend verhielt. Ich will mich aber daran machen und, was gedruckt, mit bestem Willen mir aneignen. Ich werde dann wohl über den bösen Eindruck Herr werden. Wenn ich aber Jordan einen nationalen Dichter um seines Stoffes willen nennen kann, dann müssen Sie zufrieden sein. „Den" werde ich vielleicht nicht sagen können, eben weil er es nur durch seinen Stoff geworden ist.

Ihr Aufsatz hat mir sehr gefallen, weil er schön und warm und klar geschrieben ist. Die Hauptsache muß ich nun eben erst lernen.

Daß ich mich Ihres Glückes herzlich freue, wissen Sie. Grüßen Sie die liebe Frau, deren feine Erscheinung mir noch treu im Gedächtnis ist. — Wie wünschte ich meinem Sohne ein solches Glück! Er wird aus seiner himmelstürmenden Lage wohl nicht zum Genuß des Erdenlebens kommen, und doch ist es ein so kindlicher, einfacher Mensch. Ich suche immer nach einer Frau für ihn und finde nichts. Sie muß schön und gut und lustig sein, dabei geduldig und einiger Idealität fähig. Zu wissen braucht sie nicht viel, Geist und Humor

würden besser passen. Helfen Sie mir doch mit Ihrer großen Erfahrung. Es würde sich wohl der Mühe lohnen, dieser wundersamen Existenz aufzuhelfen, denn Anselm ist wirklich vom Himmel gefallen und, wie man sagt, von Gottes Gnaden. Seine letzten Sachen machen ihn zum ersten Künstler, aber die Welt wehrt sich gegen ihn, solange sie kann — vielleicht solange er lebt. Es muß zuviel fallen, wenn er steht, und so ist es eben ein Kampf auf Leben und Tod.

Ich werde von diesen Stürmen auf- und ausgezehrt. Wenn ich eine Stunde des festen Auftretens auf eigenem Boden für meinen Sohn erlebe, soll mir's genug sein. Ich habe in seines Vaters Todesstunde dem Sterbenden versprochen, zu sorgen, wie ich vermag. Bis jetzt habe ich's gehalten. — Allmählich übermannt mich die Müdigkeit des Alters.

Beste Grüße H. Feuerbach.

Denken Sie, ich bin drei mal dekoriert, und das vierte wird's kaiserlich. Sie werden glauben, wie viel ich mir daraus mache!



An Anselm.

2. Januar morgens 74.

Lieber Anselm!

Ich habe Dich auf Deiner Reise stündlich und minütlich in Gedanken begleitet. Es war recht fatal, daß Du gerade die eine kalte Nacht treffen mußtest. Aber wer kann so etwas voraussehen? Vorausgesetzt, daß es Dir nicht geschadet, muß man sich trösten.

Wenn Dich die Tanten melancholisch gemacht haben, dann läßt man sie zukünftig beiseite. Sind halt alte Fräulein! — aber ich denke, es ist Dir gegangen, wie es immer geschieht bei der Erreichung eines großen Zieles fürs Leben, Dein eigenes Werk überwältigt Dich, und es kommt ein momentaner Rückschlag — das

vergeht aber, und in Deinen Schülern findest Du wieder die eigene Frische, d. h. das Bewußtsein derselben, denn daß Du sie innerlich hast, versteht sich von selber.

Ich habe vor der Hand nichts zu schreiben. Nach Wien ist alles besorgt. Sorge Dich nicht; es wird recht und gut. Am Neujahrsabend war ich allein, was mir wohl tat. Gestern abend hab ich den Baum noch einmal angezündet und heute in aller Frühe den Saal geleert. Ich habe etwas Heimweh, aber die Arbeit hilft dafür, und dann ist es ja Glückes genug, wenn man Ursache hat, es zu haben. Einen Menschen, den man lieb hat, und eine große Idee, die die Seele ausfüllt, was braucht man weiter? —

Ich hoffe, das Jahr wird für Dich ein gutes sein, und so sei herzlich gegrüßt von

Deiner M.

Pecht hat einen recht lieben, herzlichen Brief an mich geschrieben und bittet, Dir einen Gruß zu sagen.



An Anselm.

10. Januar 74.

Mein lieber Anselm!

Ich habe mit Antwort gezögert in Erwartung der Wiener Antwort, die noch nicht da ist, was ich eher für ein gutes Zeichen halte. Jedenfalls können wir es ruhig abwarten. Wenn Du Geld brauchst, so darfst Du nur schreiben. Mache Dir ja keine Sorgen, es wäre höchst überflüssig, 60 Taler empfangen.

Ich möchte Dir nur mit einem Wort Glück wünschen zur Ausstellung und Dir meine große Freude aussprechen über den Brief Deiner Schüler, den ich beilege, weil Du ihn doch behalten solltest, und der ein Dutzend Ordensbänder voll aufwiegt. Es ist darin ein guter Geist, der Dir und Deinen Schülern gleicherweise zur

Ehre gereicht, und außer Deinen Bildern wüßte ich nichts, was hoffnungsreicher und erfreulicher sein könnte. Ich danke Dir vielmal für die Mitteilung. Daß sie mit ihrer Person einstehen wollen, hat mir sehr gefallen, und die „mutige Schule“. Der Brief ist aus vollem Herzen gekommen.

Ich habe zufällig vier reizende Bronzesachen aus der guten Zopfzeit erwischt, die ich Dir mitbringen werde. Einen Dreifuß zu einer Blumenschale, zwei kleine Schalen auf hohem Fuß und ein Körbchen. Sehr feine Arbeit. Es wird Dir gefallen. Um zwei Stücke alter Stickerei zu Portieren bin ich im Handel. —

Allgeyer hat auch einen Neujahrsbrief geschrieben. Ich war im Wintermärchen in Mannheim und hatte das Glück, die scheußlichste Aufführung in meinem Leben zu sehen. Es war eine Operation, um einem die Poesie aus der Seele zu treiben.

Gott befohlen, herzliche Grüße

Deine M.

An Anselm.

13. März 74.

Lieber Anselm!

Ich danke für die Presse. Der Wetterhahn ist noch nicht geölt und knarrt erbärmlich. Eine solche Umkehr hat auch ihre Schwierigkeiten um so mehr, als man deutlich merkt, daß der Verfasser von Natur aus auf das Schimpfen angelegt ist. Die Beschreibung des Bildes gibt aber doch malgré lui einen deutlichen Begriff von der Erhabenheit und Feinheit des Bildes.

Ich hoffe, daß Du das Semester mit einem nach allen Seiten glänzenden Sieg schließen kannst, und daß damit der Kampf für alle Zeit beschlossen ist. Die neue Ära, die das Ministerium im Reichsrat erfochten hat und mit der Österreich eigentlich erst seine Bahn als Kulturstaat beginnt, muß auch für Dich Früchte tragen. Ich

habe die Verhandlungen mit wahrer Herzensfreude gelesen. Wenn Eure Herren auch nicht so geistvoll und schlagfertig sprechen wie Bismarck, so wirkt doch die vollkommene Aufrichtigkeit fast eben so stark. Herr Stremayr war etwas zu zahm und höflich, aber Auersperg hat richtig mit Keulen dreingeschlagen und mit seinem ehrlichen Wort endigt eine lange trübe Vergangenheit. Die Österreicher haben leichter auf dem Kulturweg vorzugehen, weil sie nicht, wie Deutschland, neun Zehntel ihrer Kräfte an das Militär wenden müssen. In zehn Jahren wird Wien vielleicht aber andern Hauptstädten voran sein — und nicht in zehn: In fünf — in drei.

Noch habe ich des Beethovendenkmals zu erwähnen, aus dem man freilich die erhabene poetische Idee erst in der Phantasie zusammenklauben muß. Es ist so eigen, daß alle sitzen, Beethoven hockt sogar, und die beiden anderen sind doch solcher Bequemlichkeit gar nicht gewöhnt. Warum steht die Viktoria nicht auf, wenn sie den Kranz emporheben will? So denkt man unwillkürlich. Und der Prometheus macht eine sentimentale Kopfbewegung und der Fuß schwebt, wie der eines Tänzers. Das ist allerdings nicht Dein Prometheus, soviel sehe ich freilich. Großes klein zu machen scheint hier die ganze Kunst. Traurig!

Noch habe ich mich wegen meiner letzten zwei Briefe zu entschuldigen. Ich hatte die drei letzten Karten unrichtig verstanden, indem ich annehmen zu müssen glaubte, daß Du das Ultimatum sofort in Wien stellen wolltest. Da ich es nun sehr begreiflich fand, daß Du in der steten Quälerei darauf kommen könntest, den Knoten frühzeitig zu zerhauen, um Ruhe zu bekommen, so war ich eben sorglich. Dies ist alles. Ich hoffe, Du wirst mir nicht lange böse sein. Ich werde es hier gut machen können. Du solltest absolute Ruhe finden.

Deine Ankunft meldest Du noch mit einem Wort?

Freundlichen Gruß Deine M.



An Anselm.

20. Mai 74.

Mein lieber Anselm!

Besten Dank für Deinen Brief, der mich vielfach erfreut hat, indem sein Inhalt bestätigt, was ich instinktiv vorher wußte. Was in der Luft liegt, das fühlt sich durch, ohne daß man es mit klaren Worten aussprechen kann. Der Briefmann kommt spät, und wäre die Strömung nicht mächtig, so wäre er wohl gar nicht gekommen, so aber konnte er nicht anders. Zwei Jahre sind eine kurze Zeit, um eine ganze Epoche zu vernichten und eine neue aufzubauen. Nur was bei Dir vorausging, dauerte zu lange.

Ich, nach meinem Gefühl, würde es für recht halten, dem großen Umschwung, der sich soeben in Wien zu vollziehen scheint, auch im kleinen beizuspringen, und ich denke dabei an das Berliner Bild, verkauft oder unverkauft, und an das Ständchen. — Ich würde auch mit Karlsruhe nicht mehr strenge sein. Aber ich traue Dir viel mehr als mir und beruhige mich deshalb im Unterlassen.

Die Verzögerung ist freilich ärgerlich, doch läßt sich wohl auch etwas Gutes daraus ziehen. Die Hauptsache ist, daß Dein Saal Dir sympathisch ist; dies ist ein großes Ding, was viel wert ist. Ich bin ordentlich froh, daß Hansen doch auch etwas Gutes gemacht hat.

Die Frühlingsschönheit ist märchenhaft. Von Grund aus genießen kann ich nicht recht, weil ich nie einen freien Kopf habe, aber ich weiß es wenigstens, und das ist auch schon etwas.

Mit meinem Märchenbuche habe ich Pech. Ich glaube nicht, daß ich es unterbringe, weil ich die Bilderscheusale nicht will, welche die Verleger für notwendig halten. Es ist mir wirklich leid und tut mir weh, aber lieber will ich meine kleine Dichtung

heute noch in den Neckar werfen, als sie mir so verunstalten lassen.

Für heute habe ich nichts weiter zu schreiben.

Sei herzlich gegrüßt

von Deiner M.

Merlin ist besser. Er bleibt nicht mehr so lange aus und ist auch etwas weniger wild. Ich weiß nun, wo er sich aufhält und seinen Harem hat; in dem Nachbarsgarten bei Schreiner Batt. Er wird dort sehr sorgfältig beachtet, damit ihm nichts geschieht. Ich war selbst dort. Fangen läßt er sich nie. Seit Du fort bist, war er zwei Nächte zu Hause. Bei Tage immer. Er ist vollkommen unabhängig, und anders läßt er sich nicht haben.



Montag 1. Juli, Heidelberg.

An Anselm.

Lieber Anselm!

Ich bin außerordentlich froh, daß Du die Bilder nicht reisen läßt. Vom ersten Wort an war ich in meinem Sinne entschieden, aber ich wollte Dir nicht einreden, und deshalb schwieg ich ganz. Man darf Kunstwerke solcher Art nicht profanieren. Wenn sie ein Jahr herumgefahren sind und haben sich müssen für Geld sehen lassen, dann sind sie an Leib und Seele kaput, wie die lebendigen Menschen, die so etwas um des Erwerbes willen tun. Danken wir Gott, daß Du die gewöhnlichen Kunstkniffe nicht mehr nötig hast, und daß Du eine wirkliche würdige Künstlerstellung besitzest, die nicht auf die Akklamation des Pöbels gegründet ist.

Was die Kritik betrifft, so ist es ja gleichgültig; ich lese mein Leben lang keine mehr, sie müßte denn vernünftig sein. Die

Zeiten sind vorbei. Darin hat Wien doch Wort gehalten und viel für sich.

Ich habe in Berlin von den Bildern nur verständige Urteile gehört. Es waren vielleicht Künstler, die gern zu der frühen Stunde kamen, in der ich da war, und die doch eine Ahnung haben mußten von dem, was vor ihnen war. Sie sagten von der Schlacht, „von kolossaler Konzeption" und von „riesigen Dekorationen" und gingen die einzelnen Figuren durch; eine Dame hat mir am besten gefallen, die sagte zu ihrem Mann, der schwätzen wollte: Ich bitte Dich, sei still, ich kann jetzt nichts hören und nicht sprechen. — Ich habe zweimal meine sieben Groschen bezahlt und blieb ruhig von ferne. Niemand wußte von mir. Den Katalog hatte ich gleich das erstemal gekauft.

Was den Homer betrifft, so habe ich einige Szenen im Sinne.



An J. V. Widmann.

Heidelberg, den 23. Oktober (1874).

Lieber Herr Widmann!

Ich muß Ihnen ein paar Zeilen schreiben, um Ihnen erstens für Ihren Besuch zu danken, der mir wohler getan hat, als ich sagen kann, und dann zweitens, um Ihnen zu melden, daß ich die Bezähmte gehört habe. Es ließ mir letzten Sonntag keine Ruhe, und da sich einige bekannte Familien anschlossen, so kam ein ganz respektables Heidelberger Kontingent zusammen.

Der Eindruck war ganz so, wie Sie ihn schilderten, und niemand konnte ihm widerstehen. Es ist eine Tiefe, Innigkeit, Gewalt, Leidenschaft, ein tragischer Ernst in diesem Werk, der erschüttert, niederwirft und zu gleicher Zeit erhebt, und drüber hin spielt der Humor wie Champagnerschaum und knattert und sprüht wie ein

lustiges Feuerwerk. Die Spannung nimmt einem den Atem, und ein wirkliches, warmes Entzücken füllt die Seele.

Ich dächte, Ihr Freund wäre derjenige, der da kommen sollte. Er faßt die Errungenschaften der modernen Periode zusammen, nicht als Zweck für die Zukünftigen, sondern als Mittel, durch die der Genius die Musik der Gegenwart erschafft. Er ist kein Übersetzer, der erst die musikalische Reflexion braucht, um menschliche Ideen in die Kunstform überzutragen, er redet seine Muttersprache. Daß er sie mit allen Finessen studiert hat, versteht sich natürlich von selbst. Ich freue mich sehr, das Werk noch einmal mit Anselm zu hören, dem Brahms gesagt hat, daß Götz nicht die Spur von Melodie und Talent hat. Bis jetzt habe ich aber vorerst den Eindruck. Ein Urteil muß ich mir durch öfteres Hören erwerben. Ich wollte noch etwas sagen, aber es ist noch nicht reif, und deshalb habe ich es wieder ausgestrichen.

Das Libretto ist so ausgezeichnet, mit solchem musikalischen Verständnis und so poetisch und bühnenrichtig gemacht, daß ich außer Don Juan und dem Fidelio keinen Operntext wüßte, der ihm den Rang streitig machen könnte.

Nehmen Sie mit diesen Andeutungen vorlieb. Das Publikum war, so wie Sie es in der ersten Vorstellung erfahren haben, auch in der zweiten ganz außer sich. Man begreift das eben nur, wenn man selber im Theater sitzt und mitfühlt.

Anselm läßt Sie grüßen. Ich habe ihm geschrieben, daß Sie hier waren, und von der Oper. Hansen hatte sich in der Deckenkonstruktion geirrt, und nun ist Anselms anfängliches Projekt, der Titanenkampf als Kulturidee, vom Ministerium bestätigt worden. Über den Preis verhandeln sie noch. Anselm will 70 000 M. sie wollen 50 000 — so wird man in der Mitte zusammenkommen. Wir wollen daran festhalten, daß wir uns nächsten Sommer in der Schweiz sehen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau von Herzen und Ihre Kinder.

Ihre H. Feuerbach.

An Heinrich Holtzmann.

Heidelberg, den 4. Januar 1875.

Verehrter Herr Professor!

Ihr lieber Brief hat mir so große Freude gemacht, daß ich Ihnen recht von Herzen, dafür danken muß und zwar will ich dies extra heute tun, unmittelbar nach Anselms Abreise, um Ihnen auch seine Grüße frisch und warm bringen zu können. Der Abschied hat mir, wie das immer so geht, das Gemüt ein wenig aufgelockert, und ich kann es deshalb besser aussprechen, wie sehr Anselm Sie vermißt hat, und daß wir recht in treuer, warmer Freundschaft festhalten.

A.'s Aufenthalt war diesmal etwas eintönig und zuweilen auch ein wenig mühseliger — Sie wissen ja, wie wenig er selbst in dieser Beziehung für sich sorgt — aber er hat sich doch erholt und, nach verschiedenen kleinen Anzeichen zu urteilen, scheinen auch die Vorzüge Wiens allmählich einigermaßen wirksam zu werden. Eines wenigstens ist errungen, die Befreiung von quälenden Sorgen für ihn und für mich. Was das ist, können nur diejenigen ermessen, die sie aus Erfahrung kennen. Wie sich's weiter fügen will, steht zu erwarten, Anselm hat sein Schicksal in der eigenen Hand — möge seine Natur und sein Talent ihm nicht widerspenstig sein, sondern in die Hand arbeiten ....

Die Freundlichkeit, mit der Sie die Kindereien aufgenommen haben, hat mich ganz gerührt. Bei Ribbecks ist das Rumpelstilzchen mit — fast sollt ich sagen — lebendigen Puppen aufgeführt worden, wodurch ich viel gelernt habe. In diesem Sinne bitte ich schön, daß Sie mir ein paar Worte angeben, wo und welche Paraphrasen Sie für das Verständnis nötig gefunden haben. Meine Märchen sind eigentlich in erster Linie für das Stegreifspielen gemacht, aber eben deswegen möchte ich den Text ganz klar haben. Das Gänsemädchen ist mir übrigens recht schwer geworden. Es wollte sich

gar nicht fügen. Frau Weber sagte, Frau Lina hätte eine Abhandlung darüber im Besitz. Dürfte ich vielleicht darum bitten?

Mit herzlichen Grüßen und allen guten Wünschen

Ihre ergebene

Henriette Feuerbach.



An Johannes Brahms.

Heidelberg, den 23. Februar 75.

Geehrter Herr Brahms!

Ich habe von Ihrer neulichen Sendung Ihre Adresse aufbewahrt, um Ihnen für die Gefälligkeit danken zu können, mit welcher Sie damals meinen Wunsch so rasch erfüllt haben. Leider ist es aus verschiedenen Zwischengründen dann doch nicht geschehen, und ich komme heute darauf zurück, weil ich in Sorge um meinen Sohn bin. Er ist krank gewesen und seine häufig eintreffenden kleinen Zettel scheinen mir einen krankhaften, gereizten, nervösen Zustand anzuzeigen, wie ich ihn allerdings schon oft an ihm erfahren habe, aber doch selten in einem so gleichmäßig fortdauernden Grade.

Ich bitte Sie, ihm ein geneigter wohlmeinender Freund zu bleiben und sich sein Wohl angelegen sein zu lassen, wie Sie es bei Ihrem innerlichen Gleichgewicht und Ihrer Sicherheit so wohl vermögen.

Anselm hat mir geschrieben, daß Sie in diesem Sommer für längere Zeit nach Heidelberg kommen würden, worüber ich mich sehr freue. Was ich tun kann, um Ihnen für diesen Zweck dienlich zu sein, darüber bitte ich Sie ohne alle Umstände zu verfügen. Für denjenigen, der still leben will, ist Heidelberg wie ein einsames Dorf.

Wenn Sie mir irgend einen Auftrag in diesem Sinne geben wollen, so bitte ich Sie, mir zu schreiben, außerdem möchte ich auf

diesen kleinen Brief keine Antwort, da es mir widerstrebt, ohne Anselms Wissen über ihn zu korrespondieren. Zuweilen aber bringt mich die Ängstlichkeit dazu, ein rasches Wort zu wagen.

Mit den besten Grüßen in warmer Hochachtung

Ihre ergebene

Henriette Feuerbach.



An Anselm.

Heidelberg, 10. März 75.

Mein lieber Anselm!

Ich habe Dir noch nach Wien geschrieben und hoffte, Du würdest meine Zeilen Mittwochs, d. h. gestern erhalten. Nun schicke ich Dir meinen Gruß nach Rom, und zwar mit rechter Freude und Zuversicht. Ich denke, es soll Dir wohl werden und Du wirst alle kleinen Miseren von Dir schütteln können. Ich freue mich auch sehr auf Dein Kommen, das mir immer für die Zwischenzeit einen guten Stab in die Hand gibt.

Daß ich eben außer einem herzlichen Gruß nichts zu sagen habe, wirst Du vernünftig finden. Du wirst jetzt mehr noch als sonst an dem Deinigen genug haben.

Ich war heute abend in der Rubensvorlesung des Herrn Stark. Es ist ja alles klein, was er denkt, und wenn das nicht wäre, so zerhackt er's mit Worten. Aber er hatte doch getreulich die Lebensgeschichte erzählt, und waren Kupferstiche und Photographien ausgestellt, die ich nicht gesehen hatte, von wundersamer Wirkung, und ich hörte auch zuerst von den Eltern, von der Mutter erzählen, die an Kraft und Hingebung gar nicht ihresgleichen haben kann. Ich wußte auch nicht, daß Peter Paul in der Gefangenschaft geboren ist. Du wirst mit dem allen bekannt sein, wo nicht, so muß ich suchen, ob es keine Biographie gibt, die das neue Material

von Briefen und dergleichen verwertet hat. Ich bin ganz gerührt und erschüttert — und das will viel sagen.

Der Frühling scheint angebrochen, Du findest ihn voll. Und so seien die guten Geister bei Dir, für Kunst und Leben mögest Du heiter und frei aufatmen, und gib Dein Atelier nicht weg.

Holtzmann hat nach Konstantinopel und Athen in den Ferien gewollt, geht aber nur nach Metz und Danzig. Frau W. meint: „Was werden die zwei Ferien ein Kreuz für ihn sein, wo er hierher sollte und nicht mag." —

Adieu Lieber, grüße auch Deinen kleinen Hynais von mir, der zu lustig und zu unlängst geboren für den Dante ist. Ich kann das gar nicht vergessen, so gut hat er mir gefallen.

Vor Deiner Reise hierher gehe ich nicht mehr fort. Du gehst dann selbst über Würzburg und ich begleite Dich ein Stück Wegs. Die Adresse von Schiller habe ich, Wohnung und Titel, alles, wie sich's gehört.

Unter den Rubens waren die Aufrichtung des Kreuzes und Kreuzabnahme.

Leb wohl!

Deine M.



An Anselm.

17. März 75.

Lieber Anselm!

Ich habe mich sehr über Dein venezianisches Briefchen gefreut, aus dem eine gesunde, frische Luft weht; ganz anders als die Wiener. Ich hoffe, die Reise wird Dir in allen Beziehungen gut tun.

Die Paul-Veronese-Muster waren bei Dir nicht unlängst, sondern vor geraumer Zeit in der Mode. Ich kann mir aber ganz gut denken, daß sie zu kühlen und oberflächlichen Kompositionen

Veranlassung geben können, wie mittelmäßige Künstler sie machen, die klein denken und sich doch einbilden, groß arbeiten zu müssen.

Wie wohl wird Dirs in Rom werden in der Freiheit. Du brauchst ja auch nicht allzulange im Joch zu bleiben. Die Aufträge fertig, dann bist Du ein freier Mann.

Bis zum 5.—6. April ist es doch nicht gar zu kurz. Ich denke, daß Du bis Mitte April hierherkommen wirst, dann noch vierzehn Tage ausruhen. Es ist wenig genug für all die Anstrengung, die vorliegt.

Herrn Fürst gebe ich seit einem halben Jahr schon 1000 fl. Ich meine, es wäre für uns genug. Ich will lieber geradezu über seine Intentionen fragen. 50 fl. habe ich Felber schon gesteigert. Alles weitere mündlich.

Was die Mädchenangelegenheit betrifft, so hat die, von der ich Dir schrieb, nicht mehr kündigen können. Das heißt, die Herrschaft nahm es nicht mehr an. Ich sorge jedenfalls, daß Du für die Zeit Deines Hierseins eine gute Küche vorfindest, das andere ist Nebensache. Bis Johanni kann ich mich dauernd versorgen, da sich ein Mädchen angeboten hat, die ich seit zwei Jahren gern gehabt hätte. In der Art wie Lenchen, aber etwas weniger hübsch und auch weniger kokett und zispelich. Sie wird Dir gefallen. Bis zum Herbste ist dann alles in Ordnung.

Merlin streicht noch immer als Kaminfeger in der Nachbarschaft. Er war so böse und scheußlich, daß ich wirklich selber böse Gedanken bekam. Jetzt ist er wieder etwas besser. Ich habe noch nie ein so grimmiges Haustier gesehen. Therese und ich waren wirklich in Furcht. Ein bissiger Hund ist nicht so schlimm, als das wilde Miez war. Hoffentlich findest Du ihn in besserem Zustande. Geschehen ist ihm bis jetzt nichts.

Adieu, lieber Anselm. Laß Dir wohl sein und atme auf. Ich freue mich auf Dein Kommen.

Holtzmann hat mir wieder einen sehr lieben Brief geschrieben. Ich wußte gar nicht, daß ich so gut mit ihm stehe.

Deine M.



An Anselm.

4. Mai 75.

Mein lieber Anselm!

Ich will Dir nur noch einen Gruß schicken, weil ich nicht weiß, wann Deine Abreise vor sich gehen soll. Heute ist es endlich gutes Wetter, und das erleichtert den Weg.

Alle Gedanken und Wünsche, die ich Dir schicke und mitgebe, bleiben unausgesprochen. In Zeiten wie die jetzige hilft nur Schweigen und Tun. Ich hoffe; weil es die vernünftige Anschauung der Verhältnisse nicht nur erlaubt, sondern geradezu verlangt. Es war eben eine Täuschung, von einem sinkenden Staat Heil zu erwarten. Der Zipfel, der noch aus dem Wasser sieht, muß zuletzt sinken. Für Dich aber, denke ich, wird die Brücke noch festhalten. Und somit genug.

Gestern war Mierling bei mir. Er war nett und vernünftig. Er war in Berlin und sprach über das Rodenbergische Opus in der Allg. Ztg. „Für den äußeren Anschein sei es eine Wahrheit, aber innerlich hielte es nicht Stich." Er sagte vieles oder vielmehr alles, was ich von Dir schon weiß, und rühmte von Berlin, daß allmählich und besonders in der letzten Zeit, die Kritik sich ganz unabhängig gemacht habe, während in Wien Wort und Ansicht überall verkäuflich sei und gekauft werde.

Die sittliche Tüchtigkeit ist eben doch auch eine Macht, die nicht übersehen werden kann, ist die Moral von der Sache.

Verzeih, daß ich schwätze. Ich tue es nur, weil ich eigentlich nicht schwätzen will.

Frl. Kestner hat mir einen testamentarischen Brief geschrieben, in dem sie mir mitteilt, daß sie mir ihre Papiere zur Benützung überlassen will. Es sind darunter wertvolle Korrespondenzen, auch noch ungedruckte Briefe und Zettel von Goethe. Ich werde Ende des Monats ein paar Tage hingehen und die Sachen holen. Vielleicht erlaubt sie die Veröffentlichung bei ihren Lebzeiten, dann könnte ich gleich an die Arbeit gehen. Denn im Mai werde ich mit dem Oeser fertig.

Die Charlotte hat mir auch sonst Andenken vermacht, die sie mir gerne zeigen möchte. Sie ist 87 Jahre alt. Ich freue mich auf die kleine Reise.

Adieu, lieber Anselm! Glückliche Reise.

Deine M.



An Anselm.

Heidelberg, den 23. Juni 75.

Lieber Anselm!

Ich schicke Dir sogleich Geld und hätte es gerne früher getan, wenn ich den Mut dazu gehabt hätte, aber ich war ganz irre und verschüchtert. Die Leipziger Geschichte entscheidet sich noch in diesem Monat, ich wollte sagen, in acht Tagen. Es ist unmöglich, daß sie nicht kaufen, die Schande wäre zu groß. Ich telegraphiere Dir, damit Du sicher wirst.

Bitte — in München nicht absagen. — Reicht es nicht für beide Bilder, dann das Gastmahl. Man denkt, wie ich gehört habe, auf Ankauf.

Ich meine, vielleicht ist meine Nürnberger Reise ganz überflüssig? Die Wohnung ist, wie sie ist. Die Bilder in ihren Kisten können ja teilweise nachkommen. Oder ist es doch besser, wenn wir zusammen gehen?

Nach der Tapetenfarbe habe ich mich einstweilen erkundigt, das übrige hat Zeit. Elise schreibt, Türen und Fenster seien dunkelbraun.

Es ist spät abend und der Brief soll noch fort. Das Geld besorge ich morgen. Das Herz schnürt sich mir zusammen, wenn ich denke — ich will es überwinden und nur tun, was ich kann. Ich bitte Dich auch herzlich, nicht im letzten entscheidenden Moment den Mut zu verlieren. Für den künftigen Monat wird gesorgt, Du sollst nicht Mangel leiden.

Herzliche Grüße in Eile

Deine M.



An Anselm.

19. Juli 75.

Lieber Anselm!

Komm sobald Du kannst, je eher, je lieber. Es ist Stillsitzwetter. Jeden Tag Gewitter und Regengüsse.

Ich freue mich über Deine schöne Ausstellung. Damit hältst Du Deine Herren vorweg am Zügel. Danke im voraus für das Bild. Es wird hier langweilig für Dich sein. Aber das bist Du ja gewohnt.

Allgeyer war drei Tage hier bei uns, Brahms war viel in der Stadt und im Hause. Frau Sch. auch zwei Tage. Ich war froh, daß dies alles vor Deiner Ankunft abgemacht werden konnte. Es hat mich müde gemacht. Bei aller Freundschaft und Verehrung sind es doch nicht unsere Leute. Das heißt, nicht meine wenigstens. Ich liebe mehr die bürgerlich-gemütliche Art, oder wenn es sein kann, die Umgebung von wirklich geistig gebildeten Menschen, das sind diese großen Genies doch alle nicht, beim Lichte besehen. Übrigens war Frau Sch. reizend liebenswürdig und heiter, und

auch die Töchter viel netter, die jüngste, Eugenie, ist hübsch und interessant geworden.

Allgeyer wechselt seine Stellung.

Nach Nürnberg habe ich das Nötige geschrieben. Vor Ostern können wir hier nicht ausziehen. Bis dahin wird es sich machen.

Ich stehe wegen einer neuen Jugendschrift mit einer Buchhandlung in Unterhandlung. Die Arbeit füllt die nächsten Jahre vollständig aus, was mir lieb ist und äußerlich und innerlich vorteilhaft.

Noch etwas: Ich habe den Sommer Sonntags von 12—1 Uhr ein wenig Musik bei mir gehabt, weil der Flügel im Saal stand. Nun soll es noch zweimal sein, dann geht für die nächsten Monate alles auseinander. Ich möchte nicht ohne Not früher schließen, und frage also, ob es Dir nicht unangenehm ist, wenn der Flügel noch acht Tage stehen bleibt und um die eine Stunde ein paar Leute kommen — d. h. zwei Sonntage von 12 bis 1 —. Falls es Dich geniert, ist mir natürlich alle Musik der Welt auf der Stelle auch gleichgültig, und ich sage ab. Sei ja aufrichtig ohne Rücksicht. Übrigens habe ich wie durch ein Wunder mein Klavierspielen selbst mit etlicher Vertiefung wiedergefunden, und nur die Schüchternheit und Angst ist dahinter geblieben. Diese Umwandlung ist durch die liebenswürdige Art und durch einen schönen neuen Flügel von Ribbecks vollzogen worden. Ich bin froh darüber für meine alten Tage.

Schöner und reicher kann ein Leben nicht ausklingen als das meinige. Ein lebendiges Studium zum Selbstschaffen. Deine Kunst und meine kleine feine Musik, in der ich mir selber genüge, weil ich die großen Gedanken der alten Meister verstehe — Wer hat Besseres aufzuweisen, wenn er den Siebzigern entgegengeht.

Sei herzlich gegrüßt. Auf Wiedersehen

Deine M.



An Anselm.

Heidelberg, den 8. Februar 76.

Lieber Anselm!

Was für ein häßlicher, trauriger Winter! Ich wundere mich nicht, daß Du unwohl bist und habe Sorge um Dich. Ohne häusliche Pflege in dieser Kälte! Und ich kann nichts tun, nichts helfen.

Die Bilder werden heute oder morgen in Leipzig eintreffen. Hoffentlich geht es dann bald vorwärts. Verstehen kann ich auch vieles nicht, aber erfahren muß man und hört nicht auf zu lernen, wie das Kind in der Schule, doch leider immer das, was nicht ist und was sein sollte.

Ich wollte Dir schreiben, daß die Anmeldung in München für 15. Februar nötig ist, nun hast Du schon alles getan!

Bester Anselm! Ist es auch nicht zu viel Arbeit, die beiden Bilder? Ich bin ganz erschrocken, weil ich nur an das Gastmahl dachte. Du stellst Dir eine Aufgabe, die eines Menschen Kraft übersteigt. Oder ist die Frist noch ausreichend? Ich weiß nicht, wann die Ausstellung beginnt. Daß sie entscheidend sein wird, davon bin ich überzeugt. Falls ich in dieser Zeit schon in Nürnberg sein sollte, kann ich hin und tue es auch sicher. Ich gedenke Ende Juni oder Anfang Juli den Umzug zu machen, damit Du in den Ferien alles in Ordnung findest.

Für die Etienneblätter danke ich sehr. Das Speidelfeuilleton*) hat etwas Ergreifendes in der Wahrheit und Stärke der Empfindung. So aus vollster Seele schreiben ist eben Kunstgabe und bei allen Schmerzen Glück. Er hat die Feder niedergelegt, weil es ihm zu dick gekommen ist. Mich hat das schrecklich gerührt und ich begreife vollkommen, daß er Dein Freund sein kann und Dich versteht und Du desgleichen. Siehst Du — bei allem Elend ist

*) Zwei Aufsätze von Etienne und Speidel über Feuerbachs Großvater (zum 100. Gedenktag) in der „Neuen freien Presse".

die Welt noch nicht so schlecht, daß sie nicht Menschen schafft, denen es die Mühe zu leben lohnt — wenn auch wenige. Wahr sein ist alles und sich erschöpfen.

Ich habe viel Klage über meinen Kopf und Verstand, aber rührend ist es mir selber, wie die Musik in mir aufsteht, gleich lieblichem Abendsonnenschein, tiefinnerlichstes Verständnis. Was die Gedanken nicht mehr erreichen, das fasse ich mir unterwegs ab und kommt mir entgegen.

Äußerlich habe ich nichts zu erzählen. Ich gehe gar nicht aus. Möge es gut um Dich stehen.

Deine treue M.



An Sophie Heydenreich.

30. Januar 76.

Liebe Sophie!

Da Du alles wissen mußt, will ich Dir nur schnell noch sagen, daß ich bei Gelegenheit der Konferenz in Karlsruhe vorigen Mittwoch abend ins Schloß berufen wurde. Es war ein wunderbares Lied ohne oder mit halben Worten zwischen der Großherzogin und mir, und ein friedlicher, herzlicher Abschied, der keinen Stachel zurückgelassen hat. So scheide ich in vollem Frieden ohne Groll, und wäre dieser Sturm vorüber und mit Ehren beschlossen.

Ich denke nicht, daß die Ruhe noch einmal gestört werden wird, da, wie es scheint, die allseitigen Wünsche auf diesen einen Punkt zusammentreffen. Für das Andenken des alten Feuerbach war die Sache entschieden gut, damit ist alles gesagt.

Ich habe einige Hoffnung, meine hiesige Wohnung Johanni anzubringen, was natürlich ein großer Vorteil wäre. Die nächsten Monate werden sehr schwer für mich. Ich bin aber doch ruhig. Warum soll ich in den paar letzten Jahren meines Lebens Anselm

nicht zu Gefallen tun, nachdem ich es mein ganzes Leben hindurch getan habe. Daß ich dem ungeachtet den ganzen Ernst des Schrittes empfinde, ist natürlich.

Sei herzlich gegrüßt

von Deiner treuen Schwester.

Heidelberg, 31. 1. 76.

Du darfst meinen Besuch im Schloß erwähnen, wo und wie Du willst. Ich war im wollnen Kleid mit dunklen Handschuhen, so wie ich ging und stand. Es war abend $^1/_2$7 Uhr und dauerte bis gegen acht. Die Großherzogin rief die zwei jüngeren Kinder.

Ich will Dir noch ein Geheimnis offenbaren, auf welches die Übersiedlung nach Bayern Bezug hat. Es scheint, daß Anselm zum Direktor der Münchener Akademie bestimmt ist.



An Sophie Heydenreich.

5. März 76.

Gute Sophie!

Ich war drei Wochen unwohl an einer harten Grippe; dazwischen spielte das Drama in Bluntschlis Hause. Die liebe sanfte Frau ging seit Monaten ihrer Auflösung entgegen. Nachdem ich mich etwas aufgerappelt hatte, ging ich vom Sterbebette an die Eisenbahn, um Anselm zu empfangen, der, durch Erkältung und Ärger angegriffen, schwerkrank hier ankam. Furchtbare Gliederschmerzen und ein verschleppter Katarrh. Ich räumte sofort mein Schlafzimmer und quartierte mich daneben ein; seit drei Tagen und Nächten bin ich nicht ins Bett gekommen. Es geht nun zwar etwas besser, aber der Arzt will einen Schaden an der Lunge entdeckt haben! Verstehe mich recht, wenn ich nichts weiter hinzufüge. Ich vermag, Gott sei Dank, das Schlimmste nicht zu glauben, aber Vorsicht ist

bis aufs äußerste nötig. Hoffentlich ist Eugens Unwohlsein nicht so ernster Natur.

Adieu, Liebe! Schreiben will ich erst, wenn ich die Überzeugung gewonnen habe, daß die Gefahr vorübergeht, dann aber gleich. Wie mir zumute ist, kannst Du Dir denken.

Deine lieben Briefe habe ich alle erhalten.

Deine treue Schwester.

An Emma Ribbeck.

Nürnberg, 3. August 76, Rosenau Nr. 17.

Liebe teure Frau Ribbeck!

Seit ich hier bin, ist es mein täglicher Gedanke, Ihnen zu schreiben, und nicht minder mein nächtlicher — denn ich habe viel Zeit, nachts zu denken — und dennoch haben Sie außer meiner Ankunftskarte noch kein Lebenszeichen von mir erhalten, was mich ängstigte und quälte, ohne daß ich mutig genug war, die Ängstlichkeit von mir zu tun, indem ich sie durch eine herzliche Bitte um Einsicht oder Nachsicht überflüssig machte.

Mein spätes Schreiben hat zwei Gründe, einen innerlichen und einen äußerlichen. Der letztere ist, daß ich viele Heidelberger Briefe zu beantworten anstatt frei zu schreiben hatte, wozu meine Schreibfähigkeit ganz in Anspruch genommen wurde. Der erstere ist tieferer Natur, und ich habe mich selbst besinnen müssen, weshalb es mir schwer wurde, an Sie ehrlich ausführlich zu schreiben. Es kommt, denke ich, daher, weil mir Ihr liebes Haus ein Asyl war, in welchem ich immer ungern Sorgen und Kümmernisse auskramte und viel lieber geistigen Mutvorrat sammelte, um sie zu Hause zu verwinden. So war es mir nicht lieb, in einem Zustand schriftlich zu Ihnen zu kommen, in welchem ich gar keiner Ermutigung und Aufrichtung fähig war. Nun

aber — da ich etwas besser bin, will ich nicht mehr zögern, und um ruhige stille Zeit zu haben, bin ich um 5 Uhr aufgestanden, um Ihnen Rechenschaft und Einblick zu geben in das zerstückte, wunderliche Leben, in dem ich mich zurechtzufinden habe.

Meine Übersiedlung war ein großes, aber nicht das schwerste Stück Arbeit dieses Sommers. Umzug und Einrichtung ging ziemlich rasch vonstatten, und ich hatte soviel zu tun, daß ich die ersten vierzehn Tage gar nichts von mir selber wußte. Die Wohnung ist heiter, nett und zierlich, mitten im Getriebe der städtischen Vergnügungen doch ländlich gelegen, nicht weit von der Stadt, an der belebtesten Strecke der Promenade, während man rückwärts in lauter Baumwipfel und ein Stück Teich oder Fluß sieht. Nur eines wird mir hierbei schwer, das ist die Kleinheit und Niedrigkeit der Zimmer; es kommt mir vor, als ob ich mich nie daran gewöhnen würde, dies nebenbei gesagt und mit großem Schämen, denn ich habe keinen vernünftigen Grund zur Unzufriedenheit. Im Gegenteil, mein kleines Heim wird von jedermann reizend und freundlich gefunden und auch von mir selbst. Ich passe nur noch nicht hinein und muß nur erst etwas kleiner werden, wenn es gehen soll. Acht Tage nach meinem Einzug kam Anselm von Ansbach herüber, wo er mit Ungeduld gewartet hatte. — Leider etwas unwohl an Magenkatarrh, auch ein wenig Husten stellte sich wieder ein, und ich war recht sorglich, da auch sein Aussehen wieder schlechter war als die letzte Zeit in Heidelberg. Indessen ging es bald besser, und seit ungefähr drei Wochen scheint er mir wirklich in einen beruhigenden Zug der Genesung getreten zu sein. Bei mir aber hatte sich inzwischen eine andere schlimme Krankheit eingestellt, periodisch wie ein Fieber und unüberwindlich, unerreichbar für alle vernünftigen Bestrebungen, das Heimweh. Noch bin ich nicht damit fertig, aber es ist doch etwas milder, und nun lassen Sie mich schnell darüber hinweggehen. Nur wer es an sich selber erfahren, kennt

das unvernünftige Leid im ganzen Umfange. Ich hatte es hier zum zweitenmal zu empfinden und schlimmer als je im Leben.

Was die hiesigen Verhältnisse betrifft, so habe ich noch kein Urteil. Meine Verwandten sind sehr lieb mit mir, und ich fühle mich auch besser, wenn ich mit den Schwestern zusammen bin, gegen die ich aufrichtig sein kann, und die mein Heimweh begreifen und nicht übelnehmen. Der alte Arzt, Geheimrat Dietz mit seiner Frau, meine Cousine und Jugendfreundin, ist, seit ich hier bin, abwesend. Ich hoffe, in dem lebensreichen Hause mit der Zeit etwas heimisch zu werden. Zehn Kinder, von denen acht verheiratet sind mit einigen dreißig Enkeln und die kleine alte Frau mit dem vollen Jugendhumor, der überall an den äußeren Dingen mit aller Gutmütigkeit zuerst das Drollige und Lustige herausfindet, unbeschadet der Gemütstiefe, die darunter liegt!

Meine zweite Cousine ist die Frau eines schrecklich reichen Kaufmanns, ich glaube des zweitreichsten hier (der erste ist der Eisenbahnkönig Kramer-Klett). Es geht in dem Bachmannischen Hause kleinbürgerlich nach der strengsten Sitte zu, so wie man es etwa aus einer Schilderung des Bürgerlebens aus dem vorigen Jahrhundert lesen mag. —

Anselm hat von früher her einige Bekannte, darunter den hiesigen Bürgermeister, Herrn von Stromer, und einen italienischen Großhändler, deren Familien ich noch nicht kenne. Ich glaube, daß für Anselm die Übersiedlung wirklich ein Glück zu nennen ist. Trotz seiner Zurückhaltung hat er hier in vier Wochen bereits ohne sein Zutun mehr künstlerischen Boden gefunden als in Heidelberg in zwanzig Jahren. Und dies ist schließlich doch der beste und einzige Ersatz für alles, was ich persönlich verloren habe, wenn der erste Schmerz nur erst verwunden ist. Ob ich ein Stückchen Nürnberger Leben finden kann, in das ich mich zu fügen vermag, ohne mir selber Schaden zu tun, weiß ich nicht; wenn ich aber auch

ganz allein bleibe, so habe ich in dem Bewußtsein, recht getan zu haben, doch eine feste Stütze und mit all dem Vorrat von gutem Willen, den ich aufgesammelt habe, werde ich ja leidlich zurechtkommen.

Wir gehen nun einige Tage nach der fränkischen Schweiz, nach Streitberg, und in der zweiten Hälfte des Monats wird mein Sohn nach der Schweiz oder Tirol gehen, dann an den Gardasee und schließlich nach Rom. Man hat in Wien sein Entlassungsgesuch mit einem Urlaub bis Ostern 77 beantwortet. Die Steuergeschichte ist Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung geworden. Es scheint ein großer Betrug darunter zu stecken.

Ich komme jedenfalls in diesem Jahre noch nach Heidelberg, aber erst im Spätherbst, wenn ich mich ein klein wenig eingelebt habe. Und nun haben Sie tausend Dank für Ihre Liebe und Treue und grüßen Sie von ganzem Herzen Ihren lieben Mann.

In herzlicher Freundschaft Ihre treue

Henriette Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

Nürnberg, 8. August.

Liebste Frau Ribbeck!

.......Indessen hat das kleine Streitberg in den wenigen Tagen so merkwürdig gut auf meinen Sohn gewirkt, daß ich geneigt bin, an die Wunderkuren, welche von ihm erzählt werden, zu glauben. So haben wir uns entschlossen, den Rest des Monats dort zuzubringen und sind nur hierher zurückgekehrt, um das Nötige für den längeren Aufenthalt zu holen. Die Gegend ist so recht klein-romantisch und sieht auf die erste Umschau fast komisch aus; das, was groß und imposant in ihr ist, steckt unter der Erde, und, was mich betrifft, so verzichte ich von Herzen auf das Pläsier,

in den Tropfsteinhöhlen herumzukriechen. Ich bin zufrieden mit Luft und Wasser, was beides köstlich, denn sie scheinen meinem Patienten neue Lebenskraft einzugießen. Das Kurhaus liegt auf einer Anhöhe, und man hat die Rundschau in das freundliche Tal, die Reinlichkeit und Verpflegung ist sorgfältig und gut, alles Nötige und Bequeme ist vorhanden, jeder Luxus fehlt. Langeweile kann derjenige, welcher sich nicht amüsieren will, in außerordentlicher Weise genießen. Die Gesellschaft ist nicht sehr zahlreich und scheint auch nicht interessant. Die Herren sehen elend aus und husten, die Damen sind behäbig und putzen sich. Ich sah letzten Sonntag eine Dame mit seidenen Volants und kostbarem Spitzenüberwurf von einer Herde Gänse grimmig verfolgt.

So weit kam ich gestern, von zwei Gartenmusiken und einem Feuerwerk beim Schreiben akkompagniert. Ich füge nur noch die herzlichsten Grüße und Wünsche bei. Hoffentlich wird es Ihnen in Ihrer lieben Schweiz bald leichter werden und Herr Hofrat seine kollegialischen Miseren vergessen können. Sollte Sie aber Ihr Weg dennoch nach Norden führen, daun vergessen Sie unterwegs das ehrwürdige Nürnberg und auch das nerven- und atmungsstärkende Streitberg und zu allererst nicht

Ihre getreue

H. Feuerbach.



An Sophie Kayser.

1. Oktober 76 [Nürnberg].

Meine liebe Sophie!

Ich habe Dein Briefchen so herzlich empfunden, als erlebte ich selber, was Dich bedrängt und bekümmert. Hoffentlich wirst Du jetzt befreit, aber leider nicht von den Nachwehen erlöst sein ... Ich wollte, Du könntest zu mir kommen und ausruhen.

Seit Anselms Weggang und nachdem die Wintereinrichtung fertig ist, scheint für mich die Welt stille zu stehen. Eine Ruhe ist eingezogen, wie ich sie in meinem ganzen Leben nicht gekannt habe. Bis jetzt empfinde ich sie als etwas körperlich Angenehmes und geistig wundersam „Träumerisch-Verlorenes", — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, was halb wohltuend, halb schmerzlich ist, und von dem ich nicht weiß, ob es heilsam oder schädlich ist, ob ich darin wieder erstarke oder ob ich ganz versinke.

Meine Wohnung ist jetzt, wo ich mich in Anselms Zimmerseite herübergezogen habe, eigentlich so schön bequem und „boetisch", wie man hier sagt, daß nicht Raum für einen Wunsch in dieser Beziehung übrig bleibt. Der Wintergarten ist reizend, und man sitzt in der weichen Luft unter den Pflanzen. Für drei Personen ist Platz übrig, mehr nicht. Es ist lächerlich, wie alles unten stehenbleibt und verwundert heraufgafft. Ich glaube, ich würde es auch so machen, wenn ich die Pflanzenpracht an einem fremden Haus durch die Fenster sähe.

Die Schwestern kommen jeden Sonntag, d. h. sie sind bis jetzt gekommen, im Winter geht Leonore nicht aus. Bei ihnen ist 5 Uhr Teestunde, und das ist ganz gemütlich. Abends ist man zu Hause. Konzerte sind sechs, das Theater soll gut sein. Beides vermeide ich aus Sparsamkeit. Wollte ich abends ausgehen, so müßte ich fahren oder einen Dienstmann zur Begleitung bestellen, da die Promenade nachts voll Gesindel ist und unser Haus doch ziemlich weit entfernt vom Tore. So habe ich mich auf die einsamen Abende bereits eingerichtet. Komme ich an's Arbeiten, so ist alles gut. Bessere Zeit und Umgebung als jetzt kann ich nie dazu haben. Ist es nichts, dann muß ich mich in Alter oder Krankheit fügen, nun und dann ist es auch gut. Heute tobt Sturm und Regen den ganzen Tag — Wunderbare Einsamkeit in der fremden Stadt! — Gott sei Dank, zu Hause bin ich zu Hause. — Das ist alles.

Einige Besuche mache ich nächste Woche, oder ich habe sie vielmehr zu erwidern. Soldan, Bürgermeister v. Stromer, eine Familie Paraviso, eine Frau von Harsdorf und Hammer. Blonde und braune Töchter gibt es viel, auch sehr hübsche. Ich glaube, mit der Zeit wird die Jugend ein wenig an mich herankommen, so scheint es wenigstens.

Anselm ist noch in Venedig. Er war in München in der Ausstellung. Die Bilder hängen haushoch und sind aller Wirkung beraubt. Über Makart sagt er, er sei erschrocken, wie ein Künstler, der er doch war, in zwei Jahren zum scheußlichen Sudler herabsinken könne. Unsere Bilder gehen nach Stuttgart. Rustige nennt das Komitee die „bayrischen Henker".

Wäre die ewige Sorge um Anselm nicht, so würde ich mich nicht darüber grämen, denn es kommt doch alles zu seinem Recht, aber bei uns ist die Zeit gemessen. Mit der Gesundheit ist es im ganzen nach Wunsch gegangen. Nun kommt es eben darauf an, wie A. die Sorge für sich selber verträgt.

Durch die Allgemeine und den Fränkischen Kurier erfahre ich, wie es in der Welt zugeht. — Puh! Der gute Kaiser Wilhelm, der überall so außerordentlich befriedigt ist, und inzwischen barbiert ihn der Russe so hübsch über den Löffel, wie man zu sagen pflegt. Ich bin nicht in Verfassung, mich über Krieg und Kriegsgeschrei sehr aufzuregen. Es geht seinen Gang, und ich sehe es von weitem an...

Deine H. F.



An Sophie Kayser.

10. Oktober 76 [Nürnberg].

Liebe Sophie!

Es war hübsch, daß unsere Gedanken sich begegnet haben; ich erhielt Deinen Brief auch denselben Tag zum Frühstück und freute

mich sehr, daß Du Dich wieder aufrappelst. Auch Dank für die Karte, die sehr lieb war.

Das wunderschöne Wetter ist bei Euch wohl noch viel schöner, weil die Sonne auf Berg, Wiese und Wald scheint, was ja alles hier fehlt. Ich habe einen Spaziergang gemacht, aber einen so unsäglich traurigen Eindruck mit nach Hause gebracht, daß ich es nicht mehr tun, sondern mich auf die Stadt beschränken werde. Dafür ist meine Wohnung wirklich reizend, und ich habe Aussicht in eine noch vorhandene, aber fein gefärbte Baumwelt, die so gruppiert, wie sie es mit Teich und Bach an sich ist, ein lebendiges Landschaftsbild im strengsten Sinne bietet. Du wirst Dich freuen, wenn Du hierherkommst, auch im Winter.

Ich lebe gegenwärtig etwas zu verwandtschaftlich, was sich aber geben wird, sowie ich beschäftigt bin; leider will dies noch immer nicht zustande kommen. Mein Kopf ist eben schwach, und obwohl ich in der Stille etwas mehr in Ordnung komme, so ist ein erwärmter Ideenfluß, wie ich ihn früher hatte, ganz außer meiner Sphäre. Ich fürchte, daß ich für immer entsagen muß. Ich kann mich nicht versenken, nichts aus der Tiefe holen, der Schacht ist verschüttet.

An eine Heidelberger Reise habe ich noch nicht bestimmt gedacht; ich konnte auch keinen Zeitpunkt bisher bestimmen, weil ich zur Aufstellung der Bilder nach Stuttgart soll. Wann, weiß ich nicht, aber jedenfalls komme ich dann für einige Tage. Es ist übrigens ein gefährliches Experiment, doch hoffe ich es ohne eine neue Auflage von Heimweh zu überstehen.

Wir haben zu gleicher Zeit gewagnert, ich nämlich den Siegfried, und ich habe ihn mit tiefer Betrübnis aus der Hand gelegt. Wenn das Kunst ist, d. h. die Kunst des 19. Jahrhunderts, dann sollte unsere Welt das 20ste nicht erleben. Sinnliche Nachahmung sinnlicher Gegenstände mit technischem Geschick und voll-

kommener Geschmacklosigkeit und mit besonderer Vorliebe für das Ungeheuerlich-Häßliche, das ist alles.

In Hanslicks moderner Oper heißt es (Vorrede), daß der Zeitgeschmack des Publikums stets berechtigt sei, und daß es eine unsterbliche Kunst absolut nicht gäbe. Er gibt einem Kunstwerk höchstens 40—50 Jahre und findet, daß unsere Gegenwart eigentlich ganz hübsche Fortschritte gemacht habe. Dabei vergißt er Homer und die griechische Kunst, Dante, Raphael, Michelangelo, Palestrina, Händel, Bach usw. von Mozart und Beethoven, von Shakespeare und Goethe nicht zu reden, dabei vergißt er auch nebenbei, daß der Künstler da ist, um das Publikum zu bilden, und daß es eine absolute Schönheit der Kunst gibt, die wirklich unsterblich ist, wenn es der Wiener Kritiker auch nicht erlauben will. Was würde es mir ein Vergnügen machen, einen Zerzausungsversuch an diesem Buch oder vielmehr dieser Sammlung von Feuilletonartikeln zu machen, wenn es nicht zu spät wäre.

Du siehst, daß ich sehr allein bin, da ich erst jetzt von A. spreche. Er ist noch in Venedig und geht in dieser Woche nach Rom. Hoffentlich geht es ihm gut. Was die nächste Zukunft bringen wird? Ich schließe Augen und Ohren. Was hilft mir's, wenn ich mich anstrenge, ich stehe doch vor einem dunklen Vorhang. Freundlichen Gruß von Deiner H. F. Grüße an alle, die an mich denken.



An Anselm.

Nürnberg, 21. 10. 76.

Lieber Anselm!

Ich danke Dir sehr für Deinen Brief, der mich ruhig und glücklich gemacht hat.

Es ist eine Anfrage wegen einer ganz ausgeführten griechisch gewandeten Iphigenie über Heidelberg eingelaufen, für einen

berühmten, nicht in Heidelberg ansässigen Mann der Wissenschaft, der noch nicht genannt ward, dessen Adresse ich aber erhalten sollte, falls eine vorrätige Iphigenie da sei, die gleich mit Preisangabe geschickt werden sollte.

Ich habe geantwortet: daß keine Iphigenie vorhanden sei, daß Du auf dem Wege nach Rom seist, und — falls Gesundheit und Arbeitslust es erlauben würden, wohl vielleicht eine dritte Iphigenie schaffen könntest. Sollte also die Verzögerung dem Wunsche nicht zuwider sein, so bäte ich um den Namen des Bestellers, um Dich benachrichtigen zu können. Über den Preis habe ich noch nichts geschrieben, wenn es Dir recht wäre, so würde ich, je nachdem die kaufende Person situiert ist, um der greulichen Zeiten willen etwa 6000 Mark fordern.

Deine Iphigenie ist identisch mit Dir geworden, es kann keinem andern Maler mehr einfallen, diesen Gegenstand zu wählen, und so ist es recht. Die Ausstellung hat trotz allem gut gewirkt. Ich hoffe, daß Dich das neue Jahr als wohlhabenden Mann begrüßen wird.

Frau Friedreich hat mir einen höchst liebenswürdigen Brief geschrieben. Sie wünschen gleichfalls bei Dir eine etwas unter Lebensgröße oder auch noch kleinere Iphigenie in aller Form zu bestellen im Preis von etwa 4—5000 Mark.

Was Wien betrifft, so ist der Urlaub so offiziell, daß er bis zu dem bestimmten Termin in Wirkung bleibt, ob Du die Entlassung nimmst oder nicht. Neujahr ist der rechte Zeitpunkt für die Entscheidung von Deiner Seite. Wie wird es bis dahin aussehen? Sie haben sich verbissen wie ein Rattenkönig. Jeder möchte los und keiner kann. Ich glaube dies selbst von Rußland, denn die kriegen ja nirgend Geld.

Bei uns ist es kahl und kalt. Ich lebe in tiefer Stille und mache in meinen alten Tagen wirklich künstlerische Fortschritte. Mit

dem Schreiben will es immer noch nicht gehen. Der Kopf ist müde.

Die Tanten grüßen. Adelheidchen Holtzen ist besser.

Deine treue Mutter.

Falls Dir die Iphigenienbestellung sympathisch sein sollte, so könnte ich Dir vielleicht eine Profilphotographie von der Agnes verschaffen. Es existiert eine, die nicht übel passen würde.



An Hermann Levi.

Nürnberg, 4. 11. 76, Rosenau 17.

Lieber Herr Levi!

...... Zugleich sage ich Ihnen einen recht herzlichen Gruß aus der alten Noris, die mich aus meinen Heidelberger Sorgen nicht erlöst hat. Anselm war den ganzen Sommer leidend, und ich habe keine Sicherheit für eine wirklich dauerhafte Herstellung. Vielleicht hilft Italien, wo er diesen Winter zubringen wird, da die Ärzte die Wiener Luft geradezu tödlich für ihn halten. Das liegt nun alles in der Zukunft! —

Einstweilen wünsche ich herzlich Glück zu der Ehre, die Ihrem — ich meine Anselms Kopf*) widerfahren ist. Es ist doch ganz nett, daß Sie den Freund respektiert haben, sonst wäre Anselm wohl ganz durchgefallen.

In hundert Jahren wird er ein großmächtiger Künstler sein, wenn der „selige Dämon"**) längst im Grabe schläft. Jetzt aber muß er sein schönes, armes Leben verzappeln in der Misere des alltäglichen Unverstandes. Genug davon!

Ich wäre recht begierig, einmal ein vernünftiges Wort über die

*) Auf der Münchener Ausstellung 1876, wo Gastmahl, Amazonenschlacht, Aretino, eine Iphigenie und ein Studienkopf von Feuerbach ausgestellt waren, hatte der letztere die große goldene Medaille erhalten.

**) Spitzname Schacks (?).

Wagnerei zu hören. Meine Natur treibt mich auf die Anti-Seite, aber ich möchte nicht unrecht tun, und doch muß ich mir immer denken, es sei eine pathologische Kunst, die mehr die Nerven als den Geist trifft. So ist ja überhaupt alle moderne Kunst, wie sie auch heißen mag.

Mit freundlichem Gruß und allen guten Wünschen, die aber unnötig sind, weil es Ihnen immer gut geht

Ihre Freundin

Henriette Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

Nürnberg, 22. 11. 76.

Liebe Frau Ribbeck!

.... Einerseits tut mir die absolute Stille und Ruhe, in der ich hier lebe, wohl, anderseits scheint sie mir etwas gefährich zu sein. Seit ich hier bin, war ich einen Abend außer Hause, und der war nicht sehr ersprießlich. Die langen, langen Winterabende wollen ausgefüllt sein! Man geht hier nur nachmittags aus, und ich wohne doch so weit vor der Stadt, daß das Heimgehen — wollte ich die hiesige Gewohnheit überschreiten — Schwierigkeiten bereiten würde. Hätte ich viel Geld, um mir ein gutes Instrument zu kaufen und ein gastfreies Haus zu halten, so ließe sich demungeachtet manches anders gestalten, so aber beschränke ich mich darauf, meine Zeit vernünftig anzuwenden und mir in meiner kleinen reizenden Wohnung eine eigene kleine Welt zu schaffen, so weit dies ohne Zuschuß von außen angeht.

.... Mit Arbeiten ist es gar nichts. Es liegt eine dicke Nebeldecke auf dem See, aus dem ich Gedanken holen könnte. Eine Bitte habe ich an Ihren lieben Mann, den ich herzlich grüßen lasse. Ich möchte, daß er mir eine kleine Liste von neueren Büchern

aufschriebe, von welchen er glaubt, daß sie mir erquicklich und nützlich sein könnten. Ich kann nicht in die Bibliotheken gehen, ohne zu wissen, nach was ich fragen soll, und weiß auch sonst niemand, den ich um Rat fragen könnte. Zwei gescheite Herren habe ich hier kennen gelernt, Herrn Heerwagen, Lyzeumsdirektor, der zugleich ein grundgelehrter Musiker ist, und den Direktor des germanischen Museums, Herrn Essenwein. Ich glaube, daß es ersprießlich sein würde, sie hie und da zu sehen, und sie sind auch beide freundlich gegen mich, aber den Mut voranzugehen finde ich im Leben nicht.

Sollte meine schmerzliche Sehnsucht nach Geisteshelle vielleicht ein schwaches Zeichen der Besserung sein? — Musik treibe ich viel und gründlich. Es ist fast eine Schande, im 65sten Jahre noch Fortschritte zu machen, und doch passiert es mir jetzt. Seien Sie beide von ganzem Herzen gegrüßt und halten Sie mir ein freundliches Andenken warm — Ihre

H. Feuerbach.

Ich lege hier eine kleine Liste von Nürnberger Wirtshausnamen bei, die mich, ihrer wunderlichen Charakteristik willen, des Sammelns wert dünkten.

„Wurstglöcklein, Ziegenglöcklein, blaue Flasche, Nürnberger Trichter, Bärleinhuter, Baumwolle, Glasgarten, Kontumazgarten, zum Plärrer, zum Schrepfer, zum Aug, zur Füll, Mondschein, Frühlingsgarten, charmante Gärtnerei, Bach Kidron, St. Peter, Himmelsleiter, Jammertal, Wolfshöhle, Ofenloch, zum Wehrfritz, Hopfenstöckle, gläserner Himmel, bretternes Meer, geharnischter Mann, Türk, Deutscher Mann, weiße Taube, schwarze Amsel, grauer Kater, gelber Hecht, goldene Gans in Gossenhof, neue Welt am Kieselbach."

Ist das nicht guter Volkshumor? Die Leute hier sind nicht dumm, nicht oberflächlich, nicht unfein im Gemüt und nicht poesie-

los in der Phantasie, sondern nur grenzenlos schwerfällig und ungeschickt in der Form.



An Sophie Kayser.

Nürnberg 23. 1. 77.

Meine liebe Sophie!

Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Brief und nimm freundlich auf, was ich Dir darauf erwidern muß. Du hast ganz recht, wenn Du glaubst, daß ich bin, wo ich nicht hingehöre, und doch — bin ich für mich selbst gegangen, und hätte ich unter den gegebenen Verhältnissen bleiben können, wo ich war? Mich dünkt, wo das Schicksal mit sanfter oder harter Hand einen Menschen hinstellt, da gehört er hin und muß zurechtkommen, wenn es auch noch so schwer ist.

Auch wegen meiner Gemütsverfassung während Deiner Anwesenheit hast Du ganz recht, und weil die so beschaffen war, daß ich nicht darüber hinaus konnte, riet ich Dir, Deine Reise zu verschieben, bis sie Dir und mir ersprießlich sein konnte. Die Angst, einen gefährlichen Fehler in Beziehung auf Anselms Gesundheit gemacht zu haben, mag übertrieben gewesen sein, ich gebe dies gern zu, aber mein Leben und meine Natur sind eben nicht darnach angetan, in einem solchen Fall ruhig sein zu können. Ein befriedigtes Gewissen ist das erste, was ich überhaupt zum Leben brauche, ohne dies bin ich nicht auf der Erde, sondern in der Hölle. Noch eines — aber werde mir nicht böse. — Was es heißt, um ein Menschenkind zu zagen, das man vom dritten Jahr an gepflegt und erzogen, wenn es auch nicht das eigene war, — das weißt Du nicht, das kannst Du nicht wissen. Es ist dies kein Vorwurf, sondern ein einfach natürliches Faktum, an dem wir alle beide nicht rütteln können. Die äußerlichen Wirren kann und will ich

anständig tragen, und wenn ich schrieb, ich wollte, Du wärst jetzt da, so ist dies die volle Wahrheit, weil ich Ausruhens bedarf und Erheiterung genießen könnte. Ich fühle mich unwohl, aber im Gemüt ruhiger, und so wird das letztere schon dem ersteren abhelfen. In diesem Augenblick nach Heidelberg kommen will ich nicht, weil ich nicht einen aufgeregten, anstrengenden Aufenthalt brauche, sondern Ruhe und Frieden. Die Entscheidung mit Darmstadt ist vor der Türe, ich habe für das Verbleiben oder Versenden der großen Bilder zu sorgen, was endlose Korrespondenzen nötig macht, ich muß mit den vorrätigen Mitteln genau arrangieren, ich soll in Heidelberg meinen Abschied nachholen, alle Freunde sehen und will es auch, sowie ich Kraft und Zeit dazu habe, das werd' ich aber erst dann gewinnen, wenn ein Ruhepunkt eingetreten ist, sei es im Guten oder Schlimmen, und wenn ich das Bewußtsein habe, alles getan zu haben, was irgend zu tun war.

Ich komme noch vor dem Frühling, — aber überlasse mir die Zeit zu bestimmen, ich weiß ganz genau, was mir gut tut und was nicht. Vorerst bedarf der Körper Ruhe. Ich liege viel auf dem Sopha und kann die Ruhe aushalten, was ein großer Fortschritt ist. Auch die Nächte sind besser. Laßt mir Zeit, mich zu erholen. — Ihr wißt nicht, wie ich seit einem Jahre gelitten habe! — Niemand weiß es, und ich selbst mag es am wenigsten rekapitulieren, spüren muß ich es freilich. Heidelberg ist ein Lichtpunkt für mich, den ich mir nicht verderben will mit Sorgen, Geschäften und Anstrengung, sondern ich möchte Erholung und geistige Erhebung, und so möge Gott seinen Segen geben. — Amen. Ich kann nicht anders.

Und nun Adieu! Habe Geduld mit mir und bleibe mir gut. Wenn ich kann, halte ich es für besser, zu Webers zu gehen. Dein Leben ist mir zu gesellig, Du hast Verbindungen, die mir fremd sind, und ich möchte mich auf die alten beschränken, deren gerade genug sind. Über der Brücke sind wenigstens die Morgen und

Abende ruhig für uns zwei alte Frauen, und dann wird mir der Garten körperlich wohltätig sein. Von Herzen

Deine treue H. F.



An Hermann Levi.

Nürnberg, 28. 4. 77.

Lieber Herr Levi!

.....Was unsere Angelegenheit*) betrifft, so habe ich gestern die Gewißheit erhalten, daß auch die Hamburger Hoffnungen vollkommen haltlos sind und jeder weitere Schritt vergeblich sein würde. Mit diesem letzten Resultat sind die Bemühungen für Deutschland abgeschlossen. Ich wüßte nicht, wohin die Blicke zu richten wären. Traurig ist es und auch schwer zu begreifen, aber nicht zu ändern. Würde Anselm schlechte Bilder malen, so möchte er wohl mehr Freunde unter seinen Berufsgenossen haben. Sagen Sie das nur dem Herrn v. Lutz, wenn Sie ihn gelegentlich sehen.

Daß Sie sich über meine zähe Ausdauer wundern, begreife ich wohl, denn ich wundere mich selbst darüber. Wenn ich indes nicht festhalten wollte, wer würde es sonst tun? Für mich ist Anselms Kunst ein ideales Lebensziel, das doch eigentlich niemand entbehren sollte. So fange ich jeden Tag ganz von neuem an. Das ist das Mittel, welches die Mutlosigkeit verscheucht...



An Hermann Kestner-Köchlin.

Nürnberg, 6. Juni 77.

Herzlich verehrter Freund!

Ich würde Ihren lieben Brief sogleich beantwortet haben, wenn

*) Der Verkauf des zweiten Gastmahls, das in München trotz der Bemühungen des Ministers von Lutz von der Ankaufskommission abgelehnt wurde.

nicht in diesen Tagen mein Sohn aus Italien hier angekommen wäre, was allerdings weniger meine Zeit als meine Gedanken in Anspruch nimmt, denn, nachdem er sich vier Monate lang ganz genesen betrachtete, so trat gleich am zweiten Tag nach seiner Ankunft wieder heftiger Katarrh ein, der, wenn auch an sich nicht gefährlichen Charakters, doch für ihn lästig und für mich sorglich ist. Sie haben wohl teilweise erfahren, daß mein Sohn gegen Winters 76 totkrank, mitten im Fieber zu mir nach Hause kam, mit Gelenkrheumatismus und chronischer Lungenentzündung (an den Lungenspitzen). Ersterer wich bald, aber die Folgen der zweiten standen lange Zeit als drohendes Gespenst vor uns, und nur die alleräußerste Sorgfalt in der Pflege hat die Wendung zur Besserung hervorbringen können, auf die man jetzt wenigstens mit einiger Zuversicht hoffen darf. Das Aufgeben seiner Stelle in Wien war die erste traurige Konsequenz der Krankheit, und es folgte dann eine ganze Reihe größerer und kleinerer dergleichen nach, die mir aufs neue Sorgen und Pflichten auferlegen, denen mein Alter nicht mehr gewachsen ist. Ich war im letzten Jahre monatelang in einem Zustande, der nahe an Geisteskrankheit grenzte — Gedächtnis, Gedanken — und Willenskraft, alles war bedroht. Ob ich noch einmal in alter Weise Herr meiner Fähigkeiten werde, weiß ich nicht; wenigstens bin ich ruhiger geworden und kann auch wieder zu etwas Schlaf kommen, der ganz verloren war.

Der Verlust meines ersten Briefes ist mir doppelt unangenehm, weil ich darin die Geschichte meiner letzten Jahre mit wenigen Zügen angedeutet hatte.

Und nun zu Ihnen und Ihrem Verluste, den kaum jemand besser begreifen kann als ich. Es ist ganz wahr, daß Ihre Tante viel zu früh gestorben ist, obschon sie das höchste Ziel menschlichen Lebens erreicht hat. Sie stand im Leben wie ein wundersames lieb-

liches Bild aus anderen Zeiten und wußte doch der Gegenwart immer Rechnung zu tragen; sie war mit ihrem ganzen Sein dem Idealen zugewandt und doch praktisch und tüchtig in allen Fragen des Tages. Es war ihr nichts zu klein und nichts zu groß, sie konnte immer geben, ohne sich jemals zu vergeben, sie war von unerschöpflicher Güte und hatte doch die Kraft, das eigene Wesen unangetastet mit allem Selbstgefühl zu bewahren, den Grad von edlem Egoismus, den man haben muß, um sittlich frei und wahr zu bleiben. Sie war vielen vieles, weil sie die Treue gegen sich selbst nicht verletzte, und fügen wir noch die Grazie ihres Geistes, die Naivität ihrer fast kindlichen Heiterkeit, die Unmittelbarkeit ihres Wesens hinzu, so ist es wohl Ursache genug, zu trauern, daß diese vom Zauber der seltensten Liebenswürdigkeit beseelte Erscheinung der Welt entrissen ist, nicht nur ihren Verwandten und Freunden.

Wer das Bild festhalten könnte! Haben Sie für einen Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung schon gesorgt? Dies sollte wohl geschehen, weil sie das Blatt so lieb hatte und täglich in Händen zum ersten Morgengruß. Charlotte Kestner hatte so viele edle und geistvolle Freunde, daß gewiß einer derselben diese teure Pflicht übernehmen wird. Sollte dies nicht der Fall sein, will ich es mit Zagen versuchen, mit wenigen Worten das edle Bild darzustellen. Ihre Sorgen begreife ich vollkommen. Auf Ihnen liegt alles! Wie gerne möchte ich Ihnen beistehen! Sie brauchen einen Bearbeiter des Nachlasses, der zugleich Literarhistoriker, Ästhetiker und Freund der Verstorbenen ist. Vieles wird sich in dem Nachlasse finden, was, obschon von Charlotte heilig gehalten, doch wertlos für Veröffentlichung ist, und das allerschwerste wird sein, der Wahrheit in ihrer nüchternen Schärfe getreu zu sein, ohne den poetischen Hauch zu zerstören, der nicht minder volle Wahrheit ist.

Wenn ich Ihnen mit meiner schwachen Kraft für die Vorarbeit irgend nützlich sein kann, so dürfen Sie auf meinen guten Willen, meine Gewissenhaftigkeit ganz sicher zählen. Nur bin ich — fürchte ich — nicht berechtigt, meine Hilfe anders als versuchsweise und vorbereitend anzubieten. Es gehört hier die genaue Kenntnis eines ganzen Jahrhunderts und zweier großer Literaturperioden dazu. Wären die Berliner Freunde als letzte Instanz hier nicht zu haben, oder in Basel vielleicht ein treuer Freund — vielleicht Steffensen?

Noch einmal, lieber Herr Kestner, was ich helfen kann, darauf machen Sie Anspruch im Andenken an die teure Verstorbene, und Sie dürfen es, ohne alle Rücksicht auf Nebendinge, mit vollem Vertrauen tun. Aber die eigentliche, die letzte Arbeit, bedarf einer Autorität, die stärker ist, als die herzlichen Bemühungen einer alten Frau. Hier müßte die Familie selbst oder ein Gelehrter und Schriftsteller von Fach antreten.

Wenn ich nicht meinen Sohn in irgend einen Kurort begleiten muß, werde ich wohl den Sommer über hier sein, wahrscheinlich den letzten hier, denn ich denke schon wieder an Umzug, weil das hiesige Klima meinem Sohn auch nur für wenige Wochen schädlich zu sein scheint. Vielleicht ließe sich doch ein Zusammentreffen ermöglichen.

Für heute weiß ich nichts mehr hinzuzufügen als die innigsten, teilnahmsvollsten Grüße an Sie und Ihre liebe Frau. Die Andenken, von der geschiedenen Freundin mir bestimmt, sind mir heilig. Ich bitte, sie mir gelegentlich hierher zu senden.

In warmer Hochachtung und Freundschaft

Ihre ergebene

H. Feuerbach.



An Julius Allgeyer.

10. Oktober 1877.

.. Alle diese Sachen muß ich ganz allein in mir verarbeiten und bedarf nebenbei einer wirklichen Geistesanstrengung, um nicht von meinem Wege ab seitwärts in die Oede zu verschwinden. Ich lerne in einem fort, um die Gedanken in Übung zu erhalten. Sonst hilft es mir nicht viel, da mein Gedächtnis schwach geworden ist. Gegenwärtig treibe ich antike Musiktheorie, allerdings ein brotloses Studium an und für sich; da ich aber seit Jahren für eine populäre Geschichte der Musik sammle (nicht an und für sich, sondern als ein einzelnes Kulturbild im allgemeinen), wenigstens nicht ohne Interesse für mich. Zustande bringe ich natürlich den Plan nicht.

Daß Levi die Probe gut bestanden, freut mich von ganzem Herzen. Ich gestehe, daß ich die ganze Zeit recht Sorge gehabt habe. Möchte er doch dazu tun, das, was ihm nötig ist, ein häusliches Leben, zu erringen. Es ist auch das, was Anselm fehlt; nur ist es für Levi leichter. Bei Anselm fehlt das Vermögen. Er kann keine Geldnot mehr vertragen und fürchtet sie mehr als alles. — Es ist eine jämmerliche Geschichte, über die man vielleicht reden, aber nicht schreiben kann!

Freundliche Grüße an Herrn Levi und Bernays.

Schreiben Sie bald, weil Sie nicht kommen.

Ihre

H. F.



An Anselm.

22. 1. 78.

Lieber Anselm!

Besten Dank für Deine Zeilen vom 16.! Die Schlußworte: „kein Husten und Rheumatismus!“, haben mir sehr süß geklungen.

So darf denn diese schwere Last allmählich abgenommen und ad acta gelegt werden. Ich denke, man darf annehmen, daß Du jetzt wirklich und wahrhaftig geheilt bist.

Über Deine neuesten Geschäfte Näheres zu hören, bin ich natürlich recht gespannt, aber Du brauchst deshalb nicht zu schreiben, und von Nachlässigkeit ist gar keine Rede. Ich warte gerne monatelang, wenn ich nicht in Sorge um Dein Befinden bin.

Meine heutigen Zeilen haben nur den Zweck, mich anzubieten, falls es Dir angenehm ist, wenn ich Dir die Verhandlung mit Wien abnehme. Du darfst dann nur angeben, wie Du die Sache gehalten wissen willst. Ich glaube, daß der Austrag nicht schwer sein wird, da die Auspizien günstig für Dich stehen. Daß ich vorsichtig und streng nach Deiner Weisung handeln werde, versteht sich von selbst. Es sollen doch mehrere Bestellungen großer Art auf diese erste warten und ist viel in den Wiener Zeitungen von Dir die Rede. Wahrscheinlich geht es mit der Akademie recht schlecht.

Den 1. Februar ziehe ich um und werde froh sein, wenn es überstanden ist. Wenn es Dir genehm ist, werde ich es folgendermaßen einrichten: der mittlere Salon ist Dein Wohnzimmer, links das große Eckzimmer Dein Schlaf- und zweites Wohnzimmer. Das Zimmer rechts ist mein Wohnzimmer, anstoßend das Eßzimmer. Folgt dann ein kleines Schlafzimmer, Babettens Zimmer. Das letzte mit zwei Fenstern Fremdenzimmer. Das große Zimmer rückwärts hat zwei große prächtige Wände für große Bilder, also zweiter Bildersalon. Anschaffen muß ich sogleich einen Bücherschrank und Vorhänge in mein Zimmer. Sonst nichts. Für ein Büfett, wie wir es gesehen haben, verlangt Herr Grünstäudl nicht weniger als 460 Mark! Ich werde mich umsehen, ob ich nicht einstweilen ein antikes Schränkchen erwische. Die neuen Sachen sehen doch plump neben den alten aus. Jedenfalls hat die Sache

Zeit. Vorhänge habe ich bestellt, dick und echt von Leinen und Wolle, das Fenster zu 18 Mark. Nun weißt Du alles.

Sei herzlich gegrüßt

Deine Mutter.

Nachschrift

1. Adresse, die ich vergaß: Praterstr. Nr. 34.

2. Möchte ich wissen, was ich mit den Wiener Bildern machen soll, ob herübernehmen und aufstellen, was, denke ich, gehen würde, ob drüben lassen, oder gerollt aufheben.

3. Wenn Du zu kleinen Arbeiten gestimmt bist, so möchte ich um ein paar Bildchen und Skizzen von 1000 bis 2000 Mark freundlichst gebeten haben, ohne Rahmen, durch die Post. Es ist Nachfrage vorhanden, und wir könnten vielleicht auf solchem Nebenweg die Flügelgeschichte in Ordnung bringen, ohne einen größeren Kaufposten anzugreifen. Der alte verdirbt auch die neue Wohnung mit seinem langen Schwanz. Ich denke dabei mehr an Deine Augen als an meine Finger, das mußt du glauben. 1000 Mark sind genügend, da ich den alten für 200 Gulden darangeben kann. Hat aber auch noch jahrelang Zeit, wenn Du nicht aufgelegt bist.

Herr von Platner und Faber wollen kommen, wenn ich eingerichtet bin.

Die Wohnung wird, hoffe ich, schön, der Saal ist sieben Meter lang und sechs breit. Die Aussicht ist groß und reich. Burg, zwei Dürerstürme, Sebaldskirche, deutsche Kuppel, weißer Turm, von der Ferne Lorenz, alles Sommers in Grün. Ich glaube nicht recht, daß Du hinunterziehen solltest, obschon die Wohnung im 1. Stock definitiv August frei wird, doch hast Du die Vorhand. Der hiesige General Diehl will ins Haus. Aber sie meinen, er würde auch unsere Wohnung nehmen, wenn wir unser Vorrecht geltend machen. Es kommt dann die Schildwache vor das Haus, was

angenehm ist. Gas und Wasserleitung ist da. Ich lasse das erstere einstweilen für Küche und Gang in Ordnung bringen. Für den Saal könntest Du vielleicht in Venedig einen antiken Leuchter an die Decke auftreiben oder Wandleuchter.

Ich habe keinen Wunsch, als daß Du zufrieden bist, wenn Du kommst. Klaviergeklimper im Hause werde ich Mittel finden während Deiner Anwesenheit zum Schweigen zu bringen.

Der Kampf mit dem Schmutz war in den ersten Tagen verzweiflungsvoll, aber wir haben ihn glorreich bestanden. Du darfst ganz ruhig sein, die Wohnung ist durch und durch rein wie in Heidelberg und wie bei Maurer.

Verzeihe den Brief, der aus einer Rumpelkammer, d. h. meinem Kopfe nicht besser zutage kommen kann. Ich hoffe, daß Du wohl bist.

Deine Mutter.



An Frau Clara Berolzheimer.

9. 2. 78.

Meine liebe Frau Doktor!

„Ob oder nicht" — Sie sollen den Traum*) haben!

Nehmen Sie die kleine Gabe freundlich auf als Zeichen des Dankes für die viele Liebe und Güte, die Sie und Ihr lieber Mann mir und meinem Sohne erzeigt haben und stets erzeigen, und für die ich mit Worten nicht zu danken weiß. Glauben Sie aber, daß ich die Freundlichkeit und Freundschaft, mit der Sie mir fremden, alten Frau entgegengekommen sind, nach ihrem ganzen Wert erkenne, und so gut ich kann erwidere, wenn nicht mit Taten doch in der Gesinnung.

*) Eine Zeichnung Anselms.

Grüßen Sie Herrn Doktor auf das herzlichste und bleiben Sie immer freundlich und gut

Ihrer treu ergebenen

Henriette Feuerbach.



An Anselm.

Nürnberg, 12. 2. 78.

Mein lieber Anselm!

Wie sehr mich Dein Brief erfreut hat, kannst Du denken oder auch nicht denken, weil Du nicht weißt, daß die Bauangelegenheit mir Sorge macht. Ich hoffte aber auf Deine richtige Praxis im verhängnisvollen Moment, die sich nun auch bewährt hat. So wünsche ich von Herzen und aus bester Überzeugung Glück. Bezahlst Du selbst den Saal mit höchstem Preis; er wird immer wie geschenkt sein dem Neubau gegenüber, den Ärger ungerechnet, der umsonst mit unterläuft.

Die glückliche Vollendung Deines Bildes ist mir ein heller Stern, der in die Zukunft leuchtet. Was Du schreibst, hat mich innerlichst ergriffen. Wie ich mich darüber und darauf freue, ist nicht auszusprechen. Zu Herrn v. P. gehe ich selbst und sage ihm einfach, was zu sagen ist. Die Adresse erhältst Du sofort. Versichere den Transport gut. Falls die Schätzung maßgebend für Versicherung und Fracht ist und offiziell angegeben wird, desto besser.

Was das Geld betrifft, so wird es zu rechter Zeit pünktlich vorliegen, wenn auch nicht von Cohn. Du kannst ganz ruhig sein. Auch über Deinen Ludwigkaiser, weil eine andere Handlungsweise durchaus nicht möglich ist. Einen kleinen Kostenüberschlag mit beigelegten Rechnungen könnte man wohl vorbereiten; ich glaube aber, daß die Wirkung des Gemäldes alles andere überflüssig machen wird.

Beunruhige Dich nicht wegen des Flügels. Meine Hausfrau sagte mir, daß in der gegenwärtigen Krachzeit allwöchentlich in Berlin die schönsten Instrumente verschleudert würden. Ihre Eltern haben einen ganz neuen Blüthner für 150 Taler gekauft. Da nun mein alter für 100 Taler wohl verkauft werden kann, so mag diesem Anliegen auf leichtere Weise, als wir dachten, abgeholfen werden. Frau Meyer geht im April nach Berlin und will die Sache persönlich betreiben.

Das Büfett lasse noch vierzehn Tage stehen, bis wir würdig sind, es zu empfangen.

Nun noch etwas:

Vorgestern kam ein Brief von Wien, im Auftrag des schwer erkrankten Herrn von Stremayr von Herrn Eitelberger geschrieben, in welchem er sich nach Deinem Ergehen erkundigt und ob Wien hoffen dürfte, die Akademiedeckenbilder von Deiner Hand zu erhalten. Das Briefchen ist korrekt, etwas demütig und mit Verständnis geschrieben. (Hätte er dies doch früher gehabt!) Ich antwortete buchstäblich nach der Wahrheit, was ich weiß, ohne jegliche Andeutung von Bedingungen und dergleichen. Du kannst nun ganz ruhig Deine Einrichtung machen und dann vielleicht erst von hier aus schreiben. Ganz wie Du magst. Daß Du an die Arbeit gehen willst, ist gemeldet. Stremayr liegt hart darnieder und verkehrt mit seinen Räten nur schriftlich.

Das wäre für heute.

Ich freue mich auch, wenn Du kommst, mehr als ich sagen kann. Du wirst es wenigstens bequem im Hause finden.

Mit dem General ist es nichts; er bleibt in seiner bisherigen Wohnung. Schreibe mir, was ich bei der nächsten Anfrage machen soll. Die Aussicht ist unten nicht viel, nur der Vorteil der Treppe. 100 Fl. mehr, und 1. August Umzug in eine wahrscheinlich ebenso schmutzige Wohnung, wie es die jetzige war. Hat noch Zeit.

Die Stühle habe ich schon lange braun bestellt. Nächste Woche lasse ich sie holen.

Alle guten Sterne über Dir und gehab Dich wohl.

Deine Mutter.



An Sophie Kayser.

16. April 1878.

Liebe Sophie!

Verzeihe, daß ich Dich so lange auf Antwort warten ließ. Die Ursache war einfach mein eigenes Warten auf den Rest von Anselms Bild, der bis zur Stunde noch nicht eingetroffen ist. Ich hoffe aber, daß das wenige, was noch zu erhoffen ist — im besten Fall ein klein wenig mehr — doch in dieser Woche noch eintreffen muß. Behalte für's erste die Pension, da ich außerstande bin, etwas zu schicken. Es ist ein eigen Gefühl, das göttliche Bild anzusehen, das jetzt aufgestellt ist und dazu an die Sorge für den nächsten Tag zu denken. Der Preis des Gemäldes reicht gerade für die Kosten und den bescheidensten Lebensunterhalt für die Arbeitszeit. Möge es Anselm wenigstens den Ruhm bringen, so wie er ihn verdient. Es ist ein stiller Hauch darin trotz aller Pracht und höchstem Farbenglanz und Goldschimmer, der nur raphaelisch genannt werden darf. Anselm ist erst jetzt in seine Blüte getreten. Komposition in Linie und Stil, Charakteristik der Köpfe, Anmut der Gestalten — kurz höchste Kunstschönheit, wie aus dem Cinque Cento auferstanden und doch modern! Alles, was er bis jetzt gemacht hat, fällt ab gegen die Herrlichkeit dieses Bildes in seiner Einfachheit, Naivität, Wahrheit und Schönheit. — Ich habe mich gestern zwei Stunden im Rathaus einschließen lassen, um ruhig zu sehen und aufzunehmen, und nachdem ich nachher die Erschütterung ausgeweint hatte, bin ich ruhig geworden und

habe mir den Spruch vorgesagt, daß die Leiden dieser Zeit der ewigen Herrlichkeit nicht wert sind. Wer diesen Gedankengang gottlos findet, mag es tun. Ich bezahle ihn mit meinem Leben.

Anselm ist wieder besser, aber das ist sicher, daß in die Länge ein Aufenthalt hier für ihn schädlich ist, trotz der größeren und besseren Wohnung. So werde ich vielleicht nächstes Jahr wieder aufpacken — wohin weiß ich nicht. Es ist auch einerlei...

Deine H. F.



An Anselm.

Nürnberg, 14. Juni 1878.

Mein lieber Anselm!

Dein Briefchen bringt hellen Himmel und Sonnenschein! Da ist weiter nichts zu sagen, als der Wunsch, daß es so fortgehen möge und alles Störende fernbleiben, woran auch nicht zu zweifeln ist, weil man, wie es jetzt steht, die Ruhe größtenteils in der eigenen Hand hat. Allerdings eine Fertigkeit, an der man viele Jahre zu üben hat, die aber im Moment auch durch die äußeren Umstände begünstigt wird, wie nur immer möglich!

Ich habe Dir nichts zu schreiben, das Dich stören könnte. Das Bild ist heute vor acht Tagen photographiert worden, ob gut oder schlecht, weiß ich nicht, denn der gute Allgeyer hat seinen olympischen Wolkenmantel an und läßt nichts von sich hören. Wahrscheinlich haben sie mit den Platten Mühe, und es soll auch alles bei Albert sehr langsam gehen. Darin passen sie zusammen. Auch ist der Siegfried gegeben worden. Du weißt ja, welch enthusiastischer Verehrer Allgeyer geworden ist. Item — wir können es abwarten, ohne uns zu beunruhigen. Ich meinesteils denke kaum daran.

Herr Pecht hat eingesehen, daß es keinen Sinn hätte, plötzlich

wieder mit Wien anzufangen; somit ist dies auch abgetan. Ich denke nicht, daß von dort her irgendeine Störung kommen wird. Wenn Du Geld bedarfst, so sei so gut, es mir vorher zu schreiben. Dies ist alles.

Bleibe ruhig und ungestört bei Deiner Cäciliendreieinigkeit und halte Dir die Erdensorgen und Schmerzen vom Leibe. Sie gehen ohne Deine Zutat vorüber wie Wolkenschatten, und die Sonne dahinter ist das einzige, was bleibt. Man braucht, zum Verwehen der ersten, ein Teil Nachsicht und Billigkeit, ein Teil Geduld, dann aber die Verachtung alles dessen, was unwesentlich ist dem eigenen Bewußtsein gegenüber.

Ich lebe einsam, wie man nur immer kann, dies um so mehr, weil ich fühle, daß Du „die Einflüsse" recht beurteilst. Allmählich finde ich vielleicht Mut und Stoff zu einer kleinen Arbeit — einstweilen übersetze ich mir die promessi sposi, mit Hilfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs. Die Sandschen Romane sind nahezu gelesen. Ich bin nur von einem, und zwar dem leichtfertigsten, erbaut. Jean de la Roche ist schauderhaft langweilig mit seiner sentimentalen Liebe, Leone Leoni nicht zu bewältigen vor Ekel und Abscheu, Teverino unmöglich von Anfang bis zu Ende, aber aus einer so prächtigen, freien dichterischen Phantasie gleich einem wilden Blumenstrauß aufgeblüht, daß ich mir die Freude nicht versagen konnte, es aller Moral zum Trotz zweimal zu lesen.

Und nun sei von Herzen gegrüßt. Möchtest Du Dir die schöne Harmonie der Stimmung erhalten können, deren Du Dich jetzt erfreust zum Besten Deiner Arbeit und Deiner Gesundheit.

Deine M.



An Anselm.

19. Juni 78.

Mein lieber Anselm!

Du hast ganz recht und ich sehe keinen Grund ein, weshalb Du zu eilen brauchst, wenn Du im nächsten Frühjahr erst anfängst, ist es auch noch bald genug. Die Verhältnisse sind bis in ein paar Monaten ohnehin geändert, und Wien muß und wird, was Deine Person betrifft, aus Deinem Leben gestrichen werden. Es ist viel vernünftiger, Du machst etwas Kleineres, was dem König in München gefallen wird, wenn Du überhaupt arbeiten willst und kannst. In Summa ist es für Dich eine Pflicht, Deiner Neigung und Stimmung zu folgen, da, wie Du selbst weißt, die Ursache dazu stets psychisch oder physisch berechtigt ist. Dies bedarf keiner weiteren Worte.

Im übrigen möchte ich Dich bitten, Dich aller weiteren Sorgen zu entschlagen, die vollständig überflüssig sind. Die Hauptsache ist jetzt, daß wir mit der Wohnung in Ordnung kommen, und daß Du festen Fuß fassest und eine Heimat hast. Wegen dem Klima habe ich mich erkundigen lassen und die Antwort erhalten, daß Regensburg, wenn auch nicht sehr mild, doch weitaus Nürnberg und München vorzuziehen sei. Dies von ärztlicher Seite. Die Luft ist feucht und von chemischen Stoffen rein. Hast du auf solche Weise ein kostenfreies selbständiges Heim, so ist dies mehr als die ganze Herrlichkeit in Wien. Du kannst sehr ruhig sein, ich schreibe gewiß keine Zeile und empfange keine, die Dir unbequem sein dürfte. Ich hasse Wien und würde ein Zurückgehen dahin für einen versteckten Selbstmord halten.

Wir wollen und werden dies alles im Laufe des Sommers ins reine bringen. Ende August oder erste Septembertage, also zwei Monate sind noch bis zum Verkauf des Gastmahles! Ich bitte Dich, quäle Dich nicht, das ist Nr. 1, und dann tue alles,

was Körper und Geist für den Moment begehrt und bekümmere Dich um nichts als um Dein Wohlgefühl. Dies ist Nr. 2.

Ich tue indessen, was vernünftig ist in dem Sinn, von dem ich genau weiß, wie es Dir recht ist, Du kannst die Zügel ergreifen, wann Du willst und wirst Dich immer auf der rechten Bahn finden. Ich wünsche mit Herrn Bürkel direkt in Verbindung zu kommen, aber ich kann Allgeyer nicht gewaltsam über Bord werfen, ohne uns selber zu schaden. Auch ist sein Einfluß jetzt, wo es sich mehr um die innerlichen Interessen handelt, ganz gut und warm. Der verhüllte gewaltige Enthusiasmus, der ihm statt seinem eigenen Leben ein anderes großes einsetzt, von dem er zehrt, ist für den Sekretär gerade das Rechte, der vielleicht dasselbe auch brauchen könnte, des Königs nicht zu gedenken.

Wegen der Photographie werde ich heute noch schreiben und bitten, sie hierher zu schicken, wenn sie noch nicht abgesandt ist. Eine Tour nach München würde sich Deinerseits sehr rentieren, wenn die Sachen im Gang sind. — Wenn es mit der Villa bald Ernst wird, wäre es vielleicht geraten, auch bald aufzupacken? (Ein Herr Reber war hier, im höchsten Grad verständig. Er wird Bericht an die große Galerie erstatten, ist Kunstgeschichtsprofessor.)

Deine Mutter.



An Anseln.

Nürnberg, 31. Juli 78.

Lieber Anselm!

Ich schreibe voraus, weil ich die ganze Zeit über Deine Angelegenheit nachgesonnen habe, und es soll dies kein Resultat, kein Rat, nicht einmal eine endgültige Meinung bedeuten, sondern nur eine gewissenhafte Gedankenarbeit in einer Sache, die großer Überlegung wert ist, und an der Du Deine eigene Erwägung prüfen kannst.

Eines muß vorausgesetzt werden, daß nämlich nichts geschehen kann, ehe das Drama, Verwirrung, Schuld und Strafe, an das Deine Angelegenheit sich knüpft, ausgespielt ist. Ich glaube, daß manche in Gutem und Schlimmen an Dich denken werden; (es liegt nahe genug) und daß die Handlungsweise solcher vielleicht im stillen durch diesen Gedanken gelenkt wird. Um so mehr mußt Du selbst ganz frei bleiben, so meine ich, und erst dann vortreten, wenn der aufgewirbelte Staub sich gelegt hat und alles leidlich beruhigt ist.

Es war also so:

Ein Akademieprofessor Seeberger begegnet auf der Straße einem ihm und Piloty seit zwanzig Jahren bekannten 73jährigen Arzt, Dr. T., der nicht ganz normal genannt wird, weil er über Durst trinkt und sehr grob ist. Hier fiel also die oft erwähnte Äußerung. Seeberger geht zur Akademie, trifft Piloty und erzählt ihm den Vorgang in Anwesenheit der Schüler. P. glaubt sich sofort verpflichtet, um die Akademie vor dem Vorwurf der Majestätsbeleidigung zu schützen, Protokoll und Anzeige zu machen, „ohne alles eigene Interesse", so lautet die Entschuldigung: als ob das eine Entschuldigung wäre, anstatt sich selbst eine große Anstalt zu blamieren! — Die Beschuldigung ist allgemein genug, es zehrt daran die ganze in- und ausländische Presse, auch die demokratischen Schmutzblättchen, wie Figura zeigt. Die Wiener Presse nimmt es besonders ernst und wichtig. Was mich betrifft, so glaube ich noch nicht einmal an den ganz nahen Abgang P—s. Wer tun kann, was er, der kann auch bleiben. Aber es soll doch zum Erbarmen sein, ihn herumgehen zu sehen wie einen, von dem man nicht weiß, ob er am Sterben ist vor Krankheit, oder ob er sich das Leben nehmen will, und früher oder später muß die Frage an Dich herantreten.

Wenn ich mir ein ruhiges, sorgenfreies Leben denke abwechselnd in ländlicher Umgebung in Deutschland und in Italien, dazu eine

gesegnete Tätigkeit, so sieht das freilich anlockender aus, als die Kämpfe und Wirrnisse einer hohen Amtsstellung mit einem Kollegium, welches vielleicht großenteils gegnerisch gesinnt ist, und einer wenn auch nicht Geschäfts-, so doch Pflichtenlast, die gewiß manchmal drückend sein wird. Trotzdem kann ich mir ganz gut denken, daß, wenn die Wahl doch einmal vorhanden ist, die weitgreifende Tätigkeit gerade durch die eigene Verantwortlichkeit dem stillen Leben gegenüber, für das Du auch noch ein wenig jung bist, größern Reiz für Dich haben wird. Ich glaube, es würde mir ebenso gehen; und ich würde die Villa, die nicht davonläuft, Villa sein lassen und still zuschauen, bis die Münchner sich fertig gebalgt und P. auf eine oder die andere Art Platz gemacht hat, vorausgesetzt, daß dies nicht allzulange dauert. — Dann gilt es natürlich mit großer Vorsicht zu prüfen, ob die Verhältnisse nicht Deiner Natur widerstrebend sind. Geduld würdest Du viel brauchen und Klugheit auch, die Du besitzest. Ich meinerseits glaube, daß es gehen würde, hauptsächlich durch den imponierenden Erfolg, welcher Dir von seiten der Schüler nie fehlen wird und dann, weil von einer Sache, die man als eigen betrachtet, und deren Gelingen unter der eigenen Verantwortlichkeit steht, in der Regel eine ganz besondere Liebe, Kraft und Weisheit ausströmt, wie es im Sprichwort „vom Amt" heißt. Auch in Wien wäre es anders geworden, wenn die Schule Dein Eigen gewesen wäre.

Wie Du es mit Deinem Kommen halten willst, muß von Deiner eigenen Empfindung eingegeben sein. Nötig ist es, wenn eine ....*)



An Julius Allgeyer.

Nürnberg, 1. August 1878.

... Der Gedanke an P ..... ist peinlich, und ich habe Mitleid

*) Schluß fehlt.

Der Mann ist krank und wohl eine ängstliche, kleinliche Natur. Wenn alle diejenigen der öffentlichen Verachtung preisgegeben würden, denen die Kraft einer freien selbständigen Überzeugung fehlt, da sähe es wunderlich aus. Hier ist noch dazu als ein Akt des Patriotismus geradezu geboten, was dem menschlich sittlichen Gefühl unerträglich und ehrlos erscheint! Ich würde lieber aufs Schafott gehen und meinen Patriotismus zehnmal an den Nagel hängen, ehe ich jemanden denunzieren wollte, der nicht zu Mördern und Dieben gehört. So denken aber viele nicht, sonst könnte ein solcher Fall wieder gegenwärtige von beiden Seiten nicht möglich sein. Die Folgen sind tragisch, aber doch trostvoll fürs Allgemeine.

Das Buch will ich mir zu verschaffen suchen auf die Gefahr hin, auch der öffentlichen Verachtung preisgegeben zu werden. Ich wollte, ich könnte daraus lernen, was mich ruhig macht. In meiner tiefen Einsamkeit werde ich sehr regsam über die äußern Dinge; und da mir alle Vorbildung fehlt, sehe ich nur ein beunruhigendes Dunkel, oder wenn ich mir etwas herausziehen und zu eigen machen will, so bin ich in Gefahr, daß mein Gefühl mich irreführt. Für die Nationalliberalen habe ich nie geschwärmt. Ich habe diese Richtung wenigstens in Heidelberg gründlich kennen gelernt und mir stets sagen müssen, daß die behagliche Sicherheit der Professorenweisheit mit dem Leben der Völker wenig Zusammenklang hat. Aber es war doch zwölf Jahre lang die Partei und die Stütze der Regierung, so hat man sich bemüht, daran zu glauben, so gut es gehen wollte. Jetzt ist das auch in den Staub gefallen, wahrscheinlich mit Recht, weil es all die Zeit her jedes Jahr schlechter geworden ist. Die Wirtschaftspolitik wird wohl jetzt der Kernpunkt sein, der im Innern helfen muß, von außen kann es nicht kommen. Ob hier jetzt der rechte Weg eingeschlagen wird, das weiß ich nicht, dazu bin ich zu dumm. So viel aber glaube ich recht zu verstehen, daß Frankreich besser daran ist, als wir, weil die sozialistischen Redakteure, die

man bei uns einsteckt, dort einfach brotlos werden aus Mangel an Abonnenten. Die Konsequenzen lassen sich von den Fingern abzählen.

Den schauerlichen Krieg*) hätten wir auch nicht gehabt, wenn zwei Mächte mehr Mut, eine weniger Verwandtenliebe, und noch eine mehr Wahrheitsliebe gehabt hätte. Aber es ist wohl so nötig gewesen. Ein barbarisches Volk soll aus Europa, das ist ja recht, aber nicht ein noch barbarischeres an die Stelle treten. So meine ich, England hat diesmal die höchste Politik gemacht und den Kongreß dadurch gerettet und besiegelt. Wenn ich dumm geschwätzt habe, so bitte ich um Nachsicht. Gott gebe uns Frieden. Amen.

Ihre

H. F.



An Anselm.

3. September 78.

Lieber Anselm!

Ich danke sehr für Deinen Brief. Wenn ich auch keinen verlange und erwarte, so zieht damit doch immer eine gewisse Sicherheit bei mir ein, die ich sonst, mir selbst unbewußt, vermisse.

Bei uns ist Herbstwetter und man denkt unwillkürlich an Ofenreparatur und Holzvorrat. — Ich freue mich auch, wenn Du kommst; es ist so ein etwas armseliges Leben, das ich schärfer empfinden würde, wenn die Aussicht in ferne Zeiten, ich meine auf die Burg, nicht wäre, die mich mit jedem Blick belebt und erheitert, womit ich übrigens nicht sagen will, daß ich nicht gerne von hier weggehen würde, wenn Du mit einem Entschluß ins Reine gekommen bist.

Was Du sonst schriebst, ist alles recht und gut, und ich fühle

*) Zwischen Rußland und der Türkei.

mich einverstanden. Antwort ist natürlich noch nicht da, und es wird auch noch eines oder zweier Briefe bedürfen, bis alles in Ordnung gebracht ist, doch wird dies jetzt nicht stören. Die Arbeit fallen lassen würdest Du nicht gern können, sollte aber von Wien aus nicht das Richtige geschehen, so findet sich eine andere Verwendung wohl. Es freut mich gründlich, daß Du malen willst wie für Deinen Speisesaal, damit ist das Vernünftigste gesagt, was zu sagen ist. Du wirst aber sehen, daß es auch in Wien glatt und ordentlich abläuft. Ich habe mir Deinen vorigen Brief ganz zur Richtschnur genommen. Das „Aufgelassen" in der Steuersache bedeutet, so viel ich glaube, die Rückzahlung der 500 Fl., die Du eingezahlt hast, darin wird die nötige Weisung an das Finanzministerium ergangen sein.

Ich hätte vielleicht noch mancherlei und nicht Unangenehmes zu schreiben, aber es ist jedenfalls besser, ich lasse Dich ganz in Ruhe mit allem, was im kälteren Deutschland passieren kann. Von München habe ich weiter nichts Akademisches gehört. Ich hoffe, daß Dir das Gefühl der pekuniären Sicherheit eine gewisse Ruhe geben wird. Das Wort „die Kräfte aufbrauchen" ist schrecklich. Dafür kannst und mußt Du Dich vorsehen, denn das ist nicht nötig. Du wirst fertig, wenn Du eben willst und magst. Ist das Jahr herum und Du bist es nicht, nun, dann sagt man es und macht ruhig weiter. Gerade an dieser Arbeit ist vernünftiges Maßhalten eine wirkliche Pflicht.

Der Kronprinz war dreimal in der Nationalgalerie und hat auch den König von Holland hingeführt. Da wird er sich das Gastmahl recht angeschaut haben. Es soll schön aufgestellt sein, so daß gleich der erste Blick darauf fällt.

Gestern war tolle Sedansfeier, ein Maskenzug, der 3/4 Stunden dauerte und an dem sich Hans Sachs, Peter Vischer, die Germania mit einem Viergespann (nebeneinander) und langen flat-

ternden roten Haaren, und der heilige Gambrinus auf dem Faß, nebst Pluton und Proserpina, Apollon mit acht Musen, Ceres und Flora hervorragend beteiligten.

Und somit sei von ganzem Herzen gegrüßt. Wenn Dir meine Briefe etwas nichtssagend vorkommen, so denke, daß ich nur schreibe, damit Du von allen Seiten Ruhe und Sicherheit haben sollst.

Deine treue Mutter.



An Sophie Kayser.

Nürnberg, 15. 10. 1878.

Liebe Sophie!

Ich habe mich gefreut, nach so langer Zeit von Dir zu hören, und so vieles Gutes und Schönes....

Von mir ist nicht viel zu sagen. Ich habe einen sorgenvollen Sommer und Herbst verlebt und war auch oft, aber immer nur wenig unwohl. In Berlin ist noch nichts entschieden. — Ich bin auf eine Summe eingegangen, die so niedrig ist, daß ich mich schäme, sie zu nennen. Abschluß und Auszahlung steht zu erwarten, hoffentlich noch in diesem Monat. Anselm erwarte ich in den letzten Oktobertagen oder Anfang November. Die Untermalung des Mittelstückes ist bis dahin vollendet. Er nennt seine Arbeit einen Sprung ins Paradies. Das hat mich aufgerichtet. So weiß ich doch, wofür ich im Fegfeuer brate.

Meinen Aufsatz über die Anfänge der christl. Musik habe ich an Nord und Süd geschickt, woher ich wohl in diesen Tagen Antwort über die Annahme erhalten werde. Zur Rundschau fehlte mir der Mut, weil Hanslick die musikalischen Berichte in der Hand hat. — Langweilig und unbedeutend zwar, aber doch von Hanslick.

Ich habe niemand, mit dem ich sprechen könnte, was nicht förderlich ist. Meine Verwandten sind leidenschaftlich demokratisch,

andere Bekannte heftig konservativ, beiden Parteien kann ich mich nur fernhalten, also gehe ich meinen stillen Weg innerlich; nach außen ist es ohnehin gleichgültig, was unsereins denkt oder fühlt. Und nun will ich Dir aufrichtig sagen, daß ich über die neuen Reden anders denke als Du, und als ich selbst wünsche denken zu können. Ich begreife nicht, wie sich ein so großer Mann mit einem solchen Aufwand von Scharfsinn, bösem Humor und gedrechselter Dialektik dazu hergeben mag, kleine Leute zu zerreißen, oder wenigstens zu verwunden und verdächtigen, noch dazu mit ungenügenden Waffen und unvorsichtig nach den großen Gesichtspunkten aus lauter Lust am Einzelgefecht. — Ob sie es verdienen oder nicht, gilt gleichviel.

In einer Not und Gefahr, wie sie jetzt unserem Vaterlande droht, denn wir sind doch wohl auf dem Weg zu einer sozialen Revolution, bedarf derjenige, welcher helfen und schützen will, der tiefsten und opferbereitesten Liebesbegeisterung, einer großartigen Gesinnung, in der er weit über sich selbst hinausdenkt und in der schwersten Aufgabe der Humanität sicherlich nicht daran zu denken Zeit hat, persönlicher Bitterkeit und kleinlicher Rachsucht Raum zu geben. Die äußere Gestaltung des Staates, denke ich, kann sich durch Gewalt rasch feststellen, die Wohlfahrt des Volkes aber bedarf Pflege, Duldung, und vor allem Geduld. Die jetzige Art kommt mir vor, wie wenn man ein Schloß öffnen wollte, eine Menge Schlüssel gewaltsam probiert, so lange, bis es in Trümmer geht. — Mißlungene Versuche nach allen Seiten — kein hoffnungsreicher Gedanke des Trostes, wenn nicht die einzige Lichterscheinung in dieser Wirrnis der einfache humane Kronprinz. —

Aber er ist machtlos, und wenn er es nicht mehr sein wird, dann mag es zu spät sein zum Helfen .....

Deine treue H. F.



An Emma Ribbeck.

Meine liebe teure Freundin!

.......Wenn man nicht glücklich sein kann durch ein heiteres Leben nach außen und durch Ausbildung und Ausbreitung dessen, was man innerlich ist und hat, dann, finde ich, ist das sicherste, reinen Tisch zu machen, und die Befriedigung anstatt durch Einnahme durch Aus- oder vielmehr Aufgabe seiner selbst zu suchen, und das Glück ist dann, wenn man weiß, für welchen Zweck und daß es der Mühe wert ist. Dieses nun habe ich, und wenn ich an ein leidliches Ziel komme, ehe ich sterbe, so soll alles gut und recht sein.

Eine Zeit lang mag auch die Ruhe gut sein, die ich hier im Überfluß habe, und allzu lange wird der Aufenthalt auch nicht dauern.

In Liebe und steter Erinnerung

Ihre

Nürnberg, 18. 10. 78. H. Feuerbach.



An Anselm.

27. 12. 78.

Lieber Anselm!

Ich will Dein Briefchen gleich beantworten, damit Du noch im alten Jahr ein Lebenszeichen erhältst. Bis jetzt steckten wir fortwährend in Eis und Schnee; heute ist starkes Glatteis. Vielleicht bereitet sich eine Umkehr vor. Ich wäre trauriger über Dein frühes Weggehen, was wenigstens teilweise vergeblich war, wenn ich nicht dächte, daß es doch hier viel schlimmer für Dich gewesen wäre. Von eigentlicher Kälte kann man ja bei 8—9 Grad noch nicht reden für unser mitteldeutsches Klima, aber es ist die Trockenheit und der häßliche herbe Wind, die wehe tun. Ich gehe kaum aus und habe mich an den lieben kleinen schwarzen Freund ge-

macht, der mir die Menschen vollständig ersetzt. Täglich zwei Stunden reicht für Wiedergewinnung der verlorenen Fertigkeit aus. Das Spiel ist ein ganz anderes, wohltätig, präzis. In Erlangen war ich noch nicht, ich will mich erst einstudieren.

Indessen habe ich von Paris aus folgendes gehört. Du hast für diese oder für die nächsten Jahre nichts zu tun als eine schriftliche Anmeldung bei der Direktion de l'exposition des beaux arts au Salon Paris zu machen, worin Größe und Gegenstand (Titel) des Bildes angegeben und einige kurze Daten Deiner Lebensgeschichte beigefügt sind. Zeit des Eintreffens 15. April, Anfang der Ausstellung 1. Mai. Gute Aufstellung gesichert, sowie — nach menschlichem Vorhaben — Medaille I. Ankündigung und Kritik gleichfalls im Figaro und Temps und Ankaufsempfehlung in die Rothschildsche Galerie. Herr Kalisch freut sich, einem Landsmann dienlich sein zu können.

Näheres, wenn es nötig sein wird.

Was für Dich die nötige Arbeit sein wird, wird klar werden, wenn Du erst selbst vor den Bildern stehen wirst. Das kommt ja immer zur rechten Zeit.

Ich freue mich des richtigen Tisches, und wenn Herr Cleri die Stühle wohlfeil gibt, so mags gut sein.

Ich habe heute nichts weiter zu schreiben als einen Gruß zum Abschied des alten und Beginn des neuen Jahres. Ich trete es ruhig an, ruhiger als seit vielen vergangenen Jahreswechseln. Auch ich bin dafür, möglichst viel und schnell anlegen. Aufnehmen kann man immer, wenn es der Augenblick erfordert.

Ich hoffe, Du bist ruhig und heiter und somit herzliches Lebewohl und Willkomm

von Deiner treuen Mutter.



An Sophie Kayser.

[1879.]

Liebe Sophie!

Dein Brief hat mich sehr erquickt und erhoben. Ich freue mich ganz neidlos Deines schönen Lebens, und daß mein Weggang Dir so reich ersetzt ward. Dein stetiges Streben nach dem Guten und Schönen wird immer mehr belohnt werden, wie das nicht anders sein kann, wenn man Kraft, Ausdauer und die Geschicklichkeit hat, das Gegebene zu benützen und nicht nach Unerreichbarem zu streben ....

Mit meinem Studium geht es nicht vorwärts. Das Warum habe ich bisher aus einer Art Feigheit verschwiegen. Ich bin augenleidend seit Weihnachten ungefähr und kann ohne Brille nicht lesen und schreiben, abends aber gar nicht. Die Sache nimmt sehr rasch zu, von Woche zu Woche. Der Arzt, zu dem ich gegangen bin, hat nichts Entscheidendes gesagt, einiges verschrieben — ich solle wiederkommen. Er kennt mich eben nicht, sonst wäre er vielleicht aufrichtig gewesen. Es kann ja auch nur Altersschwäche sein, die plötzlich eintritt und nachholt, was sie bis jetzt versäumt hatte. Ich bin im ganzen merkwürdig ruhig darüber und lege damit eine anständige Probe meines gesammelten Willenszustandes ab. Schlimmer ist es mit dem Denken und Gedächtnisvermögen, das habe ich dem steten Ohrenbrausen zu danken, das andauert, ohne daß ich bis jetzt schwerhörig geworden bin. Du siehst, das Alter kommt mit Macht, aber es findet mich bereit und ergeben .....

Anselms großes Mittelstück wird 1. April abgeschickt und soll bis zu den Kaiserfestlichkeiten an Ort und Stelle sein. Ich habe es mit Sorge und Mühe durchgesetzt, nicht das Fertigwerden, aber das rechtzeitige Abschicken.

Auf Deine mir sympathische Andeutung auf die allgemeinen

Zustände hätte ich viel zu antworten, weil ich in meiner Einsamkeit viel darüber nachdenke. Kein Land wird groß außer auf dem Boden der Kultur und mit dem idealen Ziel der Kunst und Wissenschaft. Wir haben eine Regierung, die beides nicht kennt und deshalb verachtet. Der Kaiser ist ein alter Mann, der auf seinen verwundeten Arm weist und dadurch jedem Gedanken Schweigen gebietet. Der Lenker des Staates aber hat sich längst überlebt. Er ist kein Mann des Friedens, dazu fehlt ihm die Einsicht, die Geduld, die Liebe. Mit Witzen die heiligsten Güter der Menschen behandeln ist ein frivoles Beginnen. Ich denke, es ist, ohne daß man es weiß, sehr viel Geld verbraucht; das soll durch die Zölle auf Kosten der kleinen Leute beigebracht werden. Er selbst hat keinen festen Boden mehr, und je weiter er ausgreift, um sich zu halten, desto tiefer sinkt er ein und die Wohlfahrt des Volkes mit ihm. „Niemand ist groß, der es nicht ist bis ans Ende." Zitat von Henriette F. Im großen allgemeinen ist eine zwanzigjährige Kalamität eine kleine Sache — die Zeit geht rasch drüber hin und in der Geschichte nimmt sich so etwas verwunderlich klein aus. Die darin Lebenden freilich empfinden es anders. Ich sehe nicht schwarz in die Zukunft, aber wohl in unsere nächste, in meine ganz. Ich möchte noch mehr schreiben, aber es geht nicht, weil ich alles ganz verblaßt und schattenhaft sehe. Deinen Brief habe ich mir von Babette hersagen lassen. Bitte nimm recht schwarze Tinte, wenn Du mir schreibst. Wenn Du meine Handschrift verändert findest, so ist dies aus dem nämlichen Grunde.

Von Herzen grüßend

Deine H. F.



An Julius Allgeyer.

Nürnberg, 28. Juni 1879.

... Ich habe darüber nachgedacht, ob und wie Anselm schreiben könne. Er hat es getan in der Krankheit, aber nur Notizen aus seinem Leben voll stacheligem Witz und bitterem Humor. Ich glaube, kritische Schriftstellerei würde ihm furchtbar schlecht bekommen, da alles Schlechte seine Anschauung krank macht. Er kann es ebensowenig in seiner großartigen Naivität, als Mozart es gekonnt hätte. Logische Reflexion ist nicht seine Sache. Sein Genius arbeitet frei, blitzartig, unmittelbar. Es darf gar nichts um die Wege sein, was drum und dran hängt, kein Gedanke, der stören könnte.

Ich lebe in tiefster Einsamkeit und werde dumm in äußerlicher Quantität, aber hell an innerlicher Qualität. Die Altersweisheit nimmt ihr Teil an mir. Haben Sie keine Sorge, wenn Sie mir schreiben mögen. Ich habe weder Briefhoffnungen, weder Furcht, weder Illusionen, noch Anfälle von Hoffnungslosigkeit; ich halte mich nur noch an feste Tatsachen. Der Verlust ist groß, bis man so weit kommt, aber es muß ja sein und ist besser so. Wenn ich über das, was ich etwa vorhaben könnte, still bin, so glauben Sie nicht, daß es aus Mangel an Vertrauen geschieht. Es ist mein einziger Aberglaube, der mich schweigen heißt.

Herzlichen Gruß

von Ihrer

H. F.



An Hermann Levi.

15. August 79.

Lieber Herr Levi!

... Was einen Ankauf*) betrifft, so habe ich von Herrn v. Bürkel nicht das kleinste Versprechen, höchstens Andeutungen einer ent-

*) Der Medea oder eines andern Bildes durch den König von Bayern.

fernten Möglichkeit. Es ist sehr traurig, daß Anselms Verhältnisse noch immer so sehr zurück sind. Ein anderer käme mit dem, was er hat, auch wohl viel weiter, aber er braucht nicht sowohl für seine täglichen eigenen Bedürfnisse, aber für seine Arbeit und für seine Wohnungen und Ateliers große Summen und für seine großen Bilder stets mehr, als er dafür erhält. Seine Phantasie kann sich nicht ins Enge finden, was am Ende auch wohl begreiflich und psychologisch notwendig ist.

Nächstes Frühjahr soll Nürnberg verlassen werden — wohin aber wir uns wenden, liegt noch im Dunkel. Anselm dachte daran, sich in der Nähe von München festzusetzen. Wir möchten beide in Bayern bleiben. Er will auf das Land in der Nähe der Stadt. So kam er auf Starnberg. Nun aber heißt es ärztlicherseits, der Ort sei für den Winter nicht rätlich. Zwei Wohnungen, eine Winter- und eine Sommerwohnung, können wir nicht halten. Was tun? ...

Anselm wird im nächsten Monat 50 Jahre alt. Er hat sich diese Zahl als einen Wendepunkt in den Kopf gesetzt und bereitet sich durch ganz ausschließliche Mut- und Arbeitslosigkeit darauf vor, wie Sie aus inliegendem Brief ersehen, den ich zurück erbitte.

Ich bin gestern 67 Jahre alt geworden, und habe es sehr schwer, weil ich immer das soll, was ich nicht kann, und in der Handhabung der äußeren Verhältnisse einer unberechenbaren Natur Rechnung tragen muß, die fremd in der Welt steht — gar nicht von dieser Welt ist. Und doch brauchte es so wenig, ihm zu helfen. Ich besinne mich oft, wie es möglich ist, daß man einem Menschen, der in seiner Zeit doch einzig ist, so erbärmlich verbluten lassen kann im Kampf mit den alltäglichen kleinen Dingen. Ein Fürst würde hier besseren Nachruhm für die kommenden Zeiten erwerben als mit allem, was jetzt geschieht und wahrscheinlich auch noch eine Weile in der Zukunft geschehen wird.

Verzeihen Sie, daß ich mich so habe laufen lassen! Es ist ein

kleiner Überrest von meinen Geburtstagsgedanken. Wenn wir uns sehen, dann haben wir dafür nichts Unangenehmes zu bereden. Sie haben nun alles schon im voraus genossen.

Haben Sie Dank für alle Güte und Freundschaft, und möge es das Geschick geben, daß wir uns bald vor Anselms Werk finden, und wie er selbst schreibt, in dessen Heiterkeit die Schatten, die dahinter liegen, vergessen können, sei es auch nur für einen Moment.

Mit herzlichem Gruß Ihre treu ergebene

Henriette Feuerbach.



An Sophie Kayser.

Nürnberg, 19. November 79.

Liebe Sophie!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt und ich will dem meinigen einen Nachtrag hinzufügen, um Dir zu sagen, daß ich es hoch anrechne, aber als ein Opfer ansehe, wenn Du den heiteren Christabend bei Deinen Geschwistern aufgeben würdest um ein dunkles Weihnachten, um meiner Einsamkeit willen, bei mir zu feiern. Die Idee drückt mich. Falls Du aber von Dir selber aus, wegen mir unbekannten Ursachen lieber hier sein willst, so bist Du mir natürlich von Herzen willkommen. Also, bitte, entscheide ohne Rücksicht auf mich....

Die Märchen —*) ja siehst Du, das Buch macht mir etwelchen Kummer, da ich mir selbst nicht recht traue. Die Wahrheit zu sagen, gefällt es mir schlecht. Es erscheint mir langweilig und schwerfällig in den Erläuterungen, die sich breit auf die armen duftigen Blüten niedersetzen. Glücks genug, wenn sie sie nicht ganz zerdrücken. Die Entstehungsnotizen will ich mir, als lehrhaft, gerne gefallen lassen; wenn man aber nachher sagte: Der neue Paris ist der Eintritt in das Reich der schöpferischen Dichterphantasie mit

*) Goethes Märchen, herausgegeben von Meier von Waldeck.

der ganzen göttlichen Ungezogenheit des Genieephеben, und die Melusine verdankt der Goethischen Ehescheu ihr halb verklagendes, halb entschuldigendes Dasein und dies zwar in kunstvollendeter, zierlichster, ergötzlichster Form, über die man nicht viel zu denken, sondern nur sich gründlich zu freuen braucht — wenn das kurz ausgesprochen würde, wäre es nicht genug?

Der Verfasser sagt, was jedermann weiß, der ihn liebt, und, in gutem Glauben, eigentlich mehr, als er selber weiß. Es ist ein kurioses Ding, sich in die Geisteswerkstatt eines großen Dichters zu wagen, wenn man nicht selbst einer ist. Würde Goethe nicht herzlich gelacht haben über die Realitätswasserspritzen und über den trojanischen Krieg mit Achatkugeln oder sich betrübt haben über die Meinung, er habe mit seiner Zwergin die süße Friederike gemeint? Doch glaubt Herr Meier dies selbst nicht. Daß aber der Humor wie die logische Denkkraft immer allgemein ist, das wollen wenige begreifen.

Laßt nur den Duft der Rose chemisch untersuchen oder etwa an dem Liede „Über allen Wipfeln ist Ruh" nachweisen, ob es Tannen oder Fichten, Eichen oder Buchen waren und was für Vöglein: Finken oder Meisen. — Die Tiefe und Süßigkeit des Geistes und der Natur wird sich vor solch ungeschicktem Tasten verschließen. Seliges Untertauchen und Vergessen gibt die Schönheit allein.

Ich weiß nicht, wer Herr Meier von Waldeck, der Freund Deiner Freundin und was er ist. Willst Du es mir sagen? Und über die Wanderjahre schreibt er? Schwieriges Unternehmen, wo Mittelpunkt und Hauptsache so weit auseinandergehen! Ich würde mich davor fürchten wie vor dem letzten Märchen, das ich noch nicht gelesen habe. Die Makarie ist, denke ich mir, eine Verherrlichung der Herzogin Amalie, aus Mesmerismus und Freimaurerei gemischt. Ich will nun, vielleicht zu meiner Schande, aber ehrlich gestehen, daß in den 55 Bändchen meiner Ausgabe

mir zwei Frauengestalten ganz widerhaarig sind; das ist in den Lehrjahren die Therese, in den Wanderjahren Natalie. Heiliger Goethe, vergib mir! Und Du, liebe Sophie, verarge mirs nicht, und laß Dir den Herrn Meier durch mich nicht verderben.

Herzlichen Gruß.

Deine H. F.



An Anselm.

30. Dezember 79.*)

Mein lieber Anselm!

Seit gestern ist Tauwetter und es beginnt ein neues Leben. Da ich die Abschiede nicht leiden kann, so sage ich Dir lieber Guten Tag im neuen, als Adieu im alten Jahr, ohne Verdruß, ohne Sentimentalität im vollen Verständnis dessen, was fehlt und was Du innerlich leidest, und doch nach dem bisher Errungenen, hoffend, und in Zuversicht und in gutem Glauben. Die Wege sind offen. Was ich bitten möchte, ist einfach, Dich möglichst ruhig und unbekümmert zu halten und Deiner künstlerischen Stimmung in der Muße oder in der Tätigkeit freien Raum zu lassen. Was kommen will, muß von außen kommen. Du hast genug getan im Entgegengehen. Doch das ist Gerede, und zwar überflüssiges. Du darfst glauben, daß ich Verständnis habe für das, was Du fühlst. Müßiges Dadrüberreden lasse ich sein und sage nur, was ich fest glaube und weiß, daß das nächste Jahr ein reiches und günstiges sein wird.

Vor acht Tagen ist Frau Kayser auf der Durchreise nach Erlangen hierhergekommen — es war der kälteste Tag mit 23 unter Null — und auch gleich unwohl geworden. Natürlich ließ ich sie nicht fort. Es geht jetzt wieder gut und sie wird morgen oder übermorgen ihre kleine Reise fertig machen. Ich soll Dich herzlich grüßen.

*) Letztes Schreiben von Frau Feuerbach an ihren Sohn.

Mir geht es wunderlich. Ich murre zu Zeiten über große Einsamkeit, und wenn sie unterbrochen wird, so freue ich mich wieder darauf. Bei aller herzlichen Liebe und Freundschaft gibt es eben doch wenig Menschen, die einen nie genieren. Ich bin immer am vergnügtesten, wenn alles nett und richtig abgelaufen ist. Frau K. gibt sich auch wirklich recht bequem und liebenswürdig.

Ich schreibe bald wieder — hoffentlich Wichtigeres und Besseres als heute abend, nur um Dich mit einer Zeile zu grüßen.

Bei Euch wird es holder Frühling sein; wir haben wenigstens eine entfernte Ahnung davon. Nach Neujahr will ich noch 1000 Mark schicken, damit es nicht fehlt. Sei herzlich gegrüßt

von Deiner Mutter.

In acht bis zehn Wochen, hoffe ich, bist Du hier und dann wollen wir alles ruhig besprechen und in die Reihe bringen. Das ist mein Trost von einem halben Jahr zum andern, bis es endlich zu einer wirklichen Heimat kommt.



Ansbach 1880—1892

Die letzten zwölf Jahre ihres Lebens standen für Henriette Feuerbach nur unter einem Zeichen: der Ruhm ihres Anselm sollte erkämpft und für alle Zeit gesichert werden. Das Versöhnende an ihrem tragischen Geschick war die Überzeugung, die sie kurz vor ihrem Tode aussprechen konnte, daß ihr Ziel erreicht sei. Beispiellos erhaben ist das Wirken der Mutter in der unbeirrbaren Fortsetzung ihres Weges, fast menschenunmöglich erscheint es, was die alte, fast erblindete Frau geleistet und ertragen hat. Zunächst aber galt es, das Erbe des Sohnes von dessen Verwandten für sich zu gewinnen.

Anselm war ohne Testament gestorben. Während die Trauerfeier auf dem Johannisfriedhofe zum ersten Male äußeren Glanz und Lorbeer ohne Zahl zu Ehren seines Namens zusammenhäufte, mußte Henriette über den mit seinen Erben zu schließenden Vertrag nachsinnen. Schon am 17. Januar 1880 erwarb sie den gesamten künstlerischen Nachlaß und übernahm die darauf ruhenden Schulden*). Der Entschluß, eine Gesamtausstellung von Anselms Werken zu veranstalten und dann seine Aufzeichnungen herauszugeben, wurde etwa gleichzeitig gefaßt. Auch die Übersiedelung nach dem billigeren Ansbach ist sofort festgesetzt worden. Von hier, pflegte Henriette zu sagen, könne sie in einer halben Stunde Anselms Grab erreichen. Da nun die Ausstellung infolge der Feindseligkeit der Münchener Künstler, vor allem Pilotys, gegen Feuerbach in München nicht stattfinden konnte, wurde auf Anraten Fiedlers und Levis Berlin gewählt, wo sie im Frühjahr 1880 den ersten großen, aber nur moralischen Erfolg der Feuerbachschen Kunst brachte.

*) Über die Einzelheiten des Vertrags vgl. Beilage zur Allgem. Zeitung 1908. Nr. 10 und 11. Henriette Feuerbach. Von Justizrat Berolzheimer.

Der materielle Nutzen war gering. Da sind es wiederum die treuen Freunde Levi und Fiedler gewesen, die mit Unterstützung von Bürkels und der Minister Lutz und Pfeuffer die Erwerbung eines Teiles des Nachlasses durch den bayerischen Staat durchsetzten und Frau Feuerbach eine Lebensrente sicherten. Dafür konnte sich der König nicht entschließen, die Amazonenschlacht anzukaufen. Es mag vorgreifend erwähnt werden, daß das unglückliche Bild bis zum Sommer 1889 unterwegs war und die seltsamsten Schicksale erleiden mußte, bis es am 26. Juni 1889 von Frau Feuerbach der Stadt Nürnberg geschenkt ward.

Im Besitze ihrer kleinen badischen Pension und dieser Rente hat Henriette Feuerbach vom November 1880 bis zu ihrem Tode in Ansbach gelebt, wo sie in ihrer Schwägerin, Frau Sophie Heydenreich, der Gattin ihres Bruders Wilhelm, und ihrer Nichte, der früh verwitweten Frau Auguste Heydenreich, treue Verwandte besaß. Die alten Freunde und Freundinnen blieben der einsamen Frau nahe, und ein lebhafter brieflicher Verkehr entspann sich während der nächsten Jahre.

Zu den Beziehungen mit Heidelberger Familien kam die Wiederaufnahme der Freundschaft mit dem Grafen und der Gräfin Noer, die durch den frühen Tod des Grafen bald eine neue schwere Erschütterung für Henriette Feuerbach mit sich brachte. Besuche in Noer führten Henriette bis zur Ostsee, auf der Fahrt wurden die Freunde Ribbeck in Leipzig begrüßt, in Berlin geschäftliche Beziehungen angenehmster Art mit dem Kunsthändler Fritz Gurlitt begründet. Auch Frankfurt, Hannover und Hamburg lernte die bis dahin wenig gereiste Frau kennen, sie wurde reisegewohnt und ist mehrfach bei ihrem Neffen, Justizrat Heinrich Heydenreich, in Bayreuth gewesen, wo sie den Parsifal hörte, oder ist zu Webers und Frau Kayser nach Heidelberg gefahren. Sie selbst konnte häufig Freunde in Ansbach empfangen, Levi, Brahms, Widmann

kamen, in dem jungen Carl Neumann erschien ein begeisterter Anhänger der Kunst ihres Anselm. Mit tiefer Rührung nahm Henriette die Widmung der Brahmsschen Komposition von Schillers Nänie: „Auch das Schöne muß sterben ...“ entgegen. Sie hat das Werk mehrfach in Leipzig, in Berlin, zuletzt im Rathaussaal in Nürnberg gehört.

Aber alles Menschliche trat zurück hinter der Arbeit für das „Vermächtnis“. Von der Schwierigkeit der Aufgabe und der Qual Henriette Feuerbachs bei deren Ausführung geben die Briefe vor allem der Jahre 1880 und 81 Kunde*). Die Teilnahme der Freunde und der Erfolg, der sich in zustimmenden Briefen und Äußerungen der Presse (durch Allgeyer, Fiedler, Janitschek, Lützow) äußerte, waren wohlverdienter Lohn. Binnen kurzem ward eine zweite Auflage nötig. Frau Feuerbachs Sorge blieb stets auf das kleine Buch gerichtet und eines ihrer letzten Schreiben zeigt sie auf die Zukunft desselben besonders bedacht, nachdem sie 1886 durch Schenkung der sämtlichen an sie gerichteten Briefe ihres Sohnes an die Berliner Nationalgalerie für eine spätere ausführliche Biographie das Material bereitgestellt hatte. Auch diese Schenkung war auf Fiedlers Anregung geschehen.

Nach dem Abschluß der Arbeit für das „Vermächtnis“ übernahm Henriette eine andere, ähnliche biographische Zusammenstellung, die Mithilfe bei der Herausgabe der Lebenserinnerungen des Grafen von Noer (Friedrich August, Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von Carmen Gräfin von Noer. Nördlingen 1886). Auch sonst bemühte sich die Unermüdliche, kleine schriftstellerische Arbeiten unterzubringen. Was uns wohl die höchste Achtung abnötigt, ist die Beobachtung der Teilnahme, welche diese Frau allen literarischen Erscheinungen, seien sie streng wissenschaft-

*) Näheres über die Arbeit und deren Ausführung siehe in der Einleitung des Herausgebers zu der Neuausgabe des „Vermächtnis“ im gleichen Verlag.

lich oder das Gegenteil davon, entgegenbringt, und der Sicherheit ihres Urteils. Sie hat Ribbecks römische Literaturgeschichte studiert und Treitschkes erste Bände der deutschen Geschichte gelesen, hat Schliemanns Tyrins und Köstlins Luther besprochen, sie glossiert die Langeweile der Jubiläumsrede Kuno Fischers in Heidelberg, ruft über die Geffckensche Veröffentlichung der Tagebücher Kaiser Friedrichs aus: „Soll der Kaiser das wirklich geschrieben haben . . .“ und nimmt entrüstet von „Rembrandt als Erzieher“ Kenntnis. Sogar Klavierunterricht hat Frau Feuerbach wieder angefangen zu geben, und sich selbst bildete sie theoretisch durch Studium des Kontrapunktes fort.

Dem allen wurde durch das beginnende Augenleiden, das schon seit dem Jahre 1878 mit Vorzeichen drohte, 1885 eine Änderung insofern bereitet, als Henriette auf die Güte jüngerer Freundinnen angewiesen war, die ihr vorlasen. Eine Operation bei Professor Michel in Würzburg gelang wohl, aber sie vermochte doch keine völlige Besserung zu gewähren. Staunenswürdig blieben die Energie und die geistige Frische der Greisin, die dem achtzigsten Jahre sich näherte. In größter Bescheidenheit und Einfachheit lebte sie, von ihrer treuen Dienerin Babette Kuß gepflegt, die letzten Jahre dahin. „Ich habe keine Lust, so viel Umstände für mein bißchen Existenz zu machen“, erwidert sie auf die Anregung, an die deutsche Schillerstiftung zu petitionieren, und ein Jahr vor ihrem Tode schreibt sie: „Ich brauche so wenig, daß ich immer im Überfluß bin.“ Wie Frau Frieda Kayser, der Henriette in der letzten Zeit nahestand, berichtet, ging sie gerne in Unterhaltung mit einer Freundin im Hofgarten zu Ansbach langsam auf und ab, indem sie das Gespräch mit Vorliebe wieder jenen mystisch-religiösen Empfindungen der Seele zuwandte, die sie, wie wir uns erinnern, in den Briefen an Christian häufig berührt hatte.

Carl Neumann schildert in seiner Einleitung zur 2. Auflage der Allgeyerschen Biographie die Wohnung Frau Feuerbachs in Ans-

bach: „Man betrat zwei Räume. Im ersten stand ein Flügel; der zweite war, möchte man sagen, von Abgeschiedenen bewohnt. Hohe Blattpflanzen standen in den Fensternischen und dämpften das Licht. Was der alten Frau noch von Werken des Sohnes geblieben war, hing hier an den Wänden. Die Farbenskizze einer Kreuzabnahme in friesartigem Breitformat, eine Blumenstudie aus der Zeit, da das Gastmahl des Platon gemalt wurde; schließlich das Hauptstück, in dunkel eichenem Empirerahmen die Zeichnung einer stehenden Iphigenie, nach dem „Land der Griechen" ausblickend, die Gestalt in sprechender Körperlichkeit vor den blauen Aquarelltönen des Hintergrundes abgesetzt, die sich nach der Höhe immer mehr auflichteten und wie ein Heiligenschein strahlend das Haupt umgaben. Das war ihr „Altarbild". In einem Glasschrank standen vor den Büchern ein paar kleine antike Bronzen, sie waren von dem Vater Anselms, dem Archäologen. Wir verließen das Zimmer; Frau Feuerbach setzte sich vor dem geöffneten Flügel nieder, erst, wie um auszuruhen. Dann fragte sie, ob ich das Chorwerk kenne, das Johannes Brahms als ein Verehrer von Anselms Kunst ihr gewidmet habe, die Komposition von Schillers Nänie. Sie reichte mir die Noten zum Nachlesen und begann auswendig zu spielen ... Bei einer Stelle mußte ich unwillkürlich aufsehen. An den Textworten von den weinenden Göttern und Göttinnen angekommen, verstummt die Begleitung; der Chor singt allein; es sind wenige Takte, aber über ihnen liegt eine Empfindung unendlicher Verlassenheit, eine Trostlosigkeit, vor der jeder Zuspruch schweigt ... „daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt." Die Frau am Flügel in dem schwarzen Gewand, den schwarzen Schleier auf dem weißen Haar, schien nicht mehr dieselbe, die sie eben gewesen. Die hohe Gestalt nach vorn gebeugt, verloren in den Klang der Töne und Erinnerungen — war es nicht die tragische Muse selbst, und war es nicht ein Schicksalslied, was sie kündete?"

Trotz ihrer schlechten Augen weilte Henriette Feuerbach im Sommer 1887 ein Vierteljahr bei den Freunden Weber in Heidelberg, deren Verlust im folgenden Jahre sie schmerzlichst traf. Im Juli 1890 kam sie nochmals nach Heidelberg und Karlsruhe, nahm auch Gelegenheit, bei der Großherzogin Luise in Baden Audienz nachzusuchen. Der würdige Verlauf des 10. Todestages ihres Sohnes am 4. Januar 1890 bereitete die große, wehmütige Freude vor, die der Mutter vor dem Tode beschieden war: der badische Landtag beschloß den Ankauf der ersten Fassung des „Gastmahles des Plato" für die Karlsruher Galerie und die Errichtung eines eigenen Feuerbachsaales. Die Freunde taten sich zur Aufstellung einer Marmorbüste zusammen.

Henriette Feuerbach hat diesen Saal nicht mehr gesehen. Aber im sicheren Bewußtsein, ihrem Anselm als Künderin der Unsterblichkeit seines irdischen Ruhmes entgegenzutreten, ist sie still und ohne Kampf am 5. August 1892 dahingegangen. Ihrem bescheidenen Wunsche entsprechend wurde sie nicht neben dem Sohne in Nürnberg, sondern auf dem Ansbacher Friedhof neben ihrer Mutter beigesetzt.

So lebenskräftig hatte sich die fast Achtzigjährige gefühlt, daß sie ein Testament wohl überlegt und mit ihren juristischen Beratern, dem Neffen Heinrich und dem Freunde Berolzheimer besprochen, aber dasselbe nicht juristisch giltig fixiert hatte. Hier hatte sie besonders wegen der an die Nationalgalerie übergebenen Papiere Bestimmungen treffen wollen, die deren Benutzung noch für längere Zeit verhinderten. Im Schreibtisch fanden sich nur wenige Seiten ihres letzten Tagebuches, die in ergreifender Weise von dem edlen Wesen Henriette Feuerbachs Kunde geben, und die darum als der schönste Schluß an das Ende ihrer Briefe treten mögen.

An Julius Allgeyer.

12. Januar morgens 5 Uhr.

Nicht über eine Kluft, sondern von ganzem Herzen will ich Ihnen heute einen Gruß senden, ehe der harte Tag anbricht*). Ihr Brief hat mich tief gerührt, und Sie haben die Wahrheit gesprochen ganz und voll.

Trost gibt es nicht, Pflicht und Resignation müssen den Kampf gegen den Jammer der Seele allein führen. Eigentlich kann ich nicht leben, aber kurze Zeit muß es noch sein. Ich stecke in einem Meere von Schmerzen, Sorgen und Qualen, und es ist mir eigentlich recht, denn ich will und mag keine gute Stunde mehr haben, in einer Welt, die das Köstlichste mutwillig zerstörte, was ihr geschenkt ward. Anselm war nicht krank, er ist am gebrochenen Herzen gestorben.

Von Herrn v. B. habe ich weder einen Bericht noch sonst eine Zeile erhalten. Ich habe einen Fehler gegen den Konsul begangen. Als der Polizeidiener mir die Nachricht brachte und ich das Telegramm unterschreiben mußte, da übersah ich im Todesschrecken die Unterschrift und telegraphierte dann in der Ratlosigkeit an den Bankier Reitmeyer, den einzigen Menschen, mit dem ich in Verbindung stand.

Von dem Kurier, der mit der Leiche kam, ließ ich mir die näheren Umstände erzählen. Ein Brief an mich liegt in der Stube auf dem Tisch.

Jetzt habe ich alle Korrespondenzen für den Rücktransport richtig besorgt.

Es wird nach und nach heller, mir graut vor dem Tag, vor dem Leben. Levi wird weiteres erzählen.

Ihre H. F.

*) Am 12. Januar 1880 wurde Anselm Feuerbach auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg begraben.

An Konrad Fiedler.

Nürnberg, 16. Januar 80.

Geehrter Herr Doktor!

Unter den zahlreichen Kondolenzbriefen will ich zuerst den Ihrigen beantworten, weil Anselm Sie sehr lieb gehabt hat.

Er ist ein Opfer des Unverstandes der schlechten Zeit, des Neides und schließlich seiner eigenen, feinen, reizbaren Natur geworden, die kampfesmüde war und die Waffen niederlegte. Er starb nicht an einer Krankheit, sondern es ist ihm einfach das Herz gebrochen. Im Schlafe ist er hinübergegangen. Bewahren Sie ihm ein freundliches Andenken!

Was mich betrifft, so ist es am besten, Sie erlassen mir darüber zu reden oder zu schreiben.

Darf ich bitten, Ihre Frau Gemahlin freundlichst von mir zu grüßen.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihre ergebene

Henriette Feuerbach.



An Hermann Levi.

Nürnberg, 21. Januar 80.

Lieber Herr Levi!

Ich habe Ihren Brief ganz so erwartet, wie er lautet und bin deshalb nicht dadurch entmutigt. Da ich nun aber ganz allein auf mich angewiesen bin, so glaube ich, wird es auch das beste sein, wenn ich allein handle. Herrn Fiedler bin ich dankbar, aber unter den gegebenen Umständen will ich mich selbst an Herrn Direktor Jordan und auch nach Leipzig, wenn es nicht anders geht, wenden.

Noch eine kleine Bemerkung zu Ihnen, dem ich alles sagen kann. Allgeyer wünschte, daß ich einige Stellen, die Anselm über Wagner schrieb, aus den Aufzeichnungen einfach kassieren sollte. Sie werden

mir nicht zürnen und auch Allgeyer zu beruhigen suchen, wenn ich sage, daß ich dies nicht kann und darf. Die Schriften sind mir anvertraut, Anselm wollte sie von mir redigiert bei Lebzeiten drucken lassen. Persönliche Beleidigungen merze ich aus, aber im allgemeinen ist Anselm doch ein Mann, der gehört zu werden verdient, selbst wenn er unrecht haben sollte, und dann sind dies prinzipielle Sachen, die mit seiner Kunstrichtung zusammenhängen und deshalb nicht willkürlich unterdrückt werden dürfen. Wenn Sie, lieber Herr Levi, sich mit Allgeyer verständigen, werden Sie beide einsehen, daß ich recht habe, so zu handeln, wie ich vorhabe. Und nun leben Sie wohl. Für mich geht ein Kampf an, der vielleicht wohltätig auf mich wirkt, weil er nicht erlauben wird, daß ich in meinen Gram versinke. Vielleicht geht es mir so schlecht, daß ich über Anselms frühes Scheiden froh sein muß und daß er geborgen ist. Auch dann soll es mir recht sein; je schlechter es mir geht, desto trostreicher wird mir sein sanfter Tod werden. Ich ahne so etwas, es liegt in der Luft und weht auch aus Ihrem Brief. Herzlichen Dank für Ihre treue Sorge, Gruß an Allgeyer.

Ihre H. F.



An Julius Allgeyer.

Nürnberg, 30. Januar 1880.

Lieber Herr Allgeyer!

Ich fühle mich so elend und schmerzdurchdrungen, daß mir der Mut fehlte, Ihren Brief zu öffnen, dessen Adresse mir, wie immer, freundlich entgegenleuchtet. Ich fürchte mich vor allem, auch vor Ihnen, denn ich bin verlassen und ganz, ganz arm in der Welt. Heute will ich Ihnen erst ganz aus meinem Herzen schreiben, so wie ich meine und denke, und dann später Ihren Brief lesen, der mir vielleicht etwas Trost bringt oder auch das Gegenteil.

Wenn das Bild eines Verstorbenen der Welt erhalten bleiben soll, so handelt es sich darum, ihn darzustellen, wie er gewesen ist. Anselm war ein Genie im höchsten Sinne des Wortes. Sein ganzes Wesen in seiner Großartigkeit, Liebenswürdigkeit, in seiner Güte, Reinheit und in seinem Geistesadel, in seiner Einseitigkeit, Eigentümlichkeit, in seinen — wenn Sie wollen — Fehlern, war der unmittelbare, ungemischte, unberührte Ausfluß seines Genies. — Es hat nie einen Menschen gegeben, der so rein er selbst war als Anselm. In solchem Sinne wäre selbst ein Irrtum, eine Schwäche richtig für ihn, für seine Unmittelbarkeit, für die Art seines Schaffens, Denkens, Fühlens im künstlerischen Sinne. Seine Aufzeichnungen betrachte ich als den innersten Ausfluß seines innersten Wesens, als ein wirkliches Heiligtum der Natur und des Geistes. Es war von mir unrecht oder unklug, Ihnen das Heft zu geben, ehe ich selbst den Mut hatte, es zu öffnen. Ich hätte schweigen sollen, doch werden Sie mir dies wohl am ersten verzeihen. Der Fehler geschah aus großem Vertrauen.

Den innersten Kern dessen, was ich Ihnen eben auszudrücken versuchte, werden Sie in jedem guten biographischen Werke als Grund und Daseinsprinzip dargelegt finden. Ohne dieses innerliche Wahrheitsgefühl darf man an eine so heilige Arbeit nicht gehen. Hier wird aber auch selbst der Irrtum Wahrheit im tiefsten Sinne und Verhehlen und Verschweigen zur Sünde und dem Ganzen zum Verderben. Anselm hat eine solche Wahrheit nicht zu scheuen. Niemand braucht deshalb Sorge zu haben. Levi täuscht sich in seinem Briefe, wenn er fundamentale Wahrheiten erwartet. — Nur der Mensch soll auferstehen in seiner Eigenart; Kritik an seinem Wesen und seinen Irrtümern üben, das sollen dann andere Leute tun, das Material dazu werde ich wohlgeordnet hinterlassen.

Übrigens habe ich jetzt die Arbeit ganz beiseitegelegt, da es

überhaupt noch viel zu früh für mich ist, nur daran zu denken. Es fehlt mir der Mut dazu.

Dies alles wollte ich Ihnen auf Ihren zweiten Brief schreiben, als die zerrissene Mappe ankam. Es war mir dabei zumute, als sei Anselm zum zweitenmal gestorben, da diese Handzeichnungen überhaupt nach meinem Gefühl das teuerste Vermächtnis ist, was er hinterlassen hat.

Ihre

H. F.



An Heinrich Holtzmann.

Nürnberg, 16. 3. 80.

Lieber verehrter Herr Holtzmann!

Gerne hätte ich Ihren lieben Brief gleich beantwortet. Ich wußte, daß dies nach Anselms Sinne gewesen wäre, denn er hatte Sie lieb wie keinen andern; Sie waren der einzige, zu dem er volles Vertrauen hatte. Er fühlte sich Ihnen gegenüber sicher, als echter Freund. Vielleicht brachte ich es deshalb nicht fertig, Ihnen zu schreiben. Ich wollte Ihnen gerne aufrichtig von innen heraus schreiben, und es war alles so schrecklich, so ausgesucht pein- und schmerzvoll, daß ich nicht daran rühren konnte.

Sehen Sie, lieber Herr Professor, nicht, daß ich ihn verloren, obschon ich mit ihm alles, den Inhalt meines Lebens, den idealen und praktischen, verloren habe — was ist das Leben einer alten traurigen Frau wert — auch nicht, was die Welt an ihm verloren hat — er hat ihr mehr gegeben, als sie verdiente — aber was er selber am Leben in seinem Leben verloren hat, an Sonne, Glück, Heiterkeit, Schaffensfreude, für was alles er geboren war, wie er sich müde rang in engen erbärmlichen Verhältnissen, bis er endlich hoffnungslos fortging, das ist der Stachel, der in mir

bohrt, und den ich nicht überwinden kann. Jung sterben war vielleicht ein Segen für ihn — aber doch gelebt sollte er haben, wenn auch kurz! Dann heften sich bei mir an solche Vorstellungen Vorwürfe, wie ich alles hätte anders machen sollen und können, jedes Unterlassen, jeder Fehler wird riesengroß, und so quäle ich mich ab in meinem wirklichen großen Unglück. Ich habe nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen, das Leben ist mir nichts mehr wert, als zu was ich es etwa noch anwenden soll, und das weiß ich nicht; dazu habe ich, wie es scheint, eine Gesundheit von Stahl und Eisen, denn es hat mir die ganze schreckliche Zeit her nichts gefehlt.

Glauben Sie aber nicht, daß ich ein gottloses Geschöpf bin, und daß ich mich gegen die göttliche Weltordnung auflehne, weil ich nicht alles glauben und annehmen kann, was andern Trost und Genügen ist. Ich glaube ebensogut als diese, daß die Versöhnung vorhanden ist und über uns schwebt, wenn wir sie auch nicht fassen können, aber der Schmerz gehört eben auch ins Leben, und so lange man als Mensch denkt und fühlt, gibt es Dinge, die an sich untröstlich sind. Das ist mein Fall und ich denke, der liebe Gott wird mich nicht deshalb verachten, weil ich mich über das menschlich durch und durch Traurige nicht gleich mit seiner göttlichen Weisheit und Güte hinwegsetzen kann. Ich muß zuerst den Schmerz ganz und voll ausschöpfen. Was dann kommt, das will ich annehmen. Ich ringe nach Ergebung, und ich finde sie auch. Teilweise habe ich sie jetzt schon gewonnen. Das ist alles, was ich von mir sagen kann und schon viel zu viel. Was ich bisher von Ihnen gehört und gelesen habe, dazu habe ich immer mit freudiger Seele Ja und Amen sagen können. So hoffe ich, Sie werden mich auch jetzt nicht verwerflich finden. Ich kann nicht anders.

Anselm ist durch seinen raschen Tod einer peinvollen Krankheit entgangen, die schon im Beginn hervorzutreten war. Er ist sanft und schmerzlos aus dem Leben gegangen. Dies ist wohl ein Segen.

Daß die Krankheit aber seine herrliche kraftvolle Natur ergriffen hat, dies ist das Werk der elenden Verhältnisse und der bösen Menschen, und das Märtyrertum hätte gerade ihn verschonen sollen — so denkt man menschlich richtig, dem Schicksal gegenüber aber falsch. Der Nachruhm war Anselm gleichgültig. „Was habe ich davon?" sagte er. Das Leben war ihm gut genug für seine Kunst.

Und doch ist jetzt nichts nötiger, als für den Nachruhm zu schaffen, daß er ihm nicht auch noch genommen wird durch die Verschleuderung und schlechte Anwendung seiner nachgelassenen Arbeiten. Deshalb habe ich mit Hilfe eines verständigen und guten Neffen den Nachlaß von den Erben gekauft, und zum Glück ist die Berliner Nationalgalerie durch eine Ausstellung freundlich entgegengekommen. Ich habe Erbschaftslasten ungefähr 15 000 Mark und an die Erben 20 000 Mark zu zahlen. Ersteres ist bereits geschehen durch Verkauf meiner eigenen Bilder und Möbel, letzteres hoffe ich von dem ersten größeren Verkauf bewerkstelligen zu können. Was mit mir dann wird, muß die Zeit lehren. Vorerst habe ich noch ein Jahr Arbeit an Anselms schriftlichen Aufzeichnungen, aus den letzten Jahren von 76 an. Lebenserinnerungen und Kunsterfahrungen. Es schwebt mir so vor, daß, falls eine glückliche Form gefunden würde, hier etwas Großes und Schönes entstehen könnte, wenn die Briefe mit hereingezogen würden soweit nötig.

Darüber möcht ich wohl bald sprechen, doch erst noch ein wenig klarer werden. Zunächst will ich Mitte April mir Kraft holen in Berlin, wohin mein Neffe mich begleiten will. (Ich rechne für ein wenig Hilfe auch auf Herrn Friedrich Weber.)

In die Länge hierzubleiben ist freilich nicht gut. — Aber wohin? Nach Heidelberg? Dort sind Ihre Schwiegereltern, meine besten Freunde auf der Welt, aber ich fürchte mich vor dem hellen Leben. Wenn man so verarmt und verlassen an einen so schönen Ort zurückkommt, wo man früher mitten im Strom war, denke ich

mirs nicht wohl zum Aushalten. Eher noch in die Nähe — auf's Land. Dann aber sind die einzigen und getreuen Verwandten, und ich schwanke wieder zwischen Ansbach und Bayreuth, und hier ist der Johanniskirchhof, der am stärksten zieht. So wird es wohl am besten sein, wenigstens noch für ein Jahr, für und während der Arbeit, hierzubleiben. Inmitten aller dieser Zweifel habe ich zuerst den Umzug in ein nahes, häßliches Logis vor, und dann im August in ein freundlicheres, asylartiges auf dem Maxplatz. Das erste ward mir gemietet, ohne daß ich es sehen mochte, was freilich meine Schuld allein ist, das zweite habe ich mir vor zwei Wochen selbst gesucht.

Zum Schluß meines langen und wahrscheinlich übel geratenen, ich meine äußerlich übel geratenen Briefes, will ich Ihnen noch sagen, daß Anselms letzte Arbeit „Das Konzert" — vier venezianische Renaissance-Damen in einer Dogenpalastnische Quartett spielend — das Rührendste, Höchste ist, was Anselm je gemacht hat. In Wahrheit sein eigenes Requiem, mit dem er gewiß dicht neben Raphael steht. Er selbst nannte es in seinem letzten Brief eine Verklärung seiner Malerseele. Ich habe das Bild in München gesehen, wo es von einem durch schlechte Verpackung erzeugten Farbenbruch vom Konservator der Pinakothek geheilt und dann photographiert ward, und ich bin vor Schrecken über den Schaden ordentlich ohnmächtig geworden.

Mir ist jetzt, als ob ich Ihnen und der lieben Lina, für die der Brief mitgeschrieben ist, einen Gruß von Anselm hinzufügen dürfte, so nahe ist seine Gegenwart.

Denken Sie beide lieb an mich. Vielleicht sehen wir uns doch in nicht allzu langer Zeit wieder und — wie Sie schreiben — sprechen über Anselm.

Ihre treue

H. Feuerbach.



An Heinrich Holtzmann.

Nürnberg, 4. 4. 80.

Lieber verehrter Freund!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Sendungen und Briefe, die mich wahrhaft gerührt und erfreut, d. h. schmerzlich befriedigt haben. Ich meine aber doch, daß es nicht recht sei, die schöne und tiefgehende warme Freundesarbeit zu vergraben*). So habe ich mir vorgenommen, eine Abschrift zu machen und jemand zu suchen, der sie — ich kann es selbst freilich nicht wohl — an ein in Berlin erscheinendes oder dort redigiertes Journal schicken kann und will, ich meine: an die „Westermannschen Hefte" (Spielhagen) oder „Unsre Zeit" (Gottschall) oder eines dergleichen. Der Umfang eignet sich mehr für eine Zeitschrift als für ein Feuilleton. (Die „Frankfurter Presse" ist der Tummelplatz von Pfaus Kritiken und Anselm stets feind.) Ich bitte also sehr, mir den Schluß auch zu schicken. Freilich, der eigentliche Schluß ist die Berliner Ausstellung. Aber ich hoffe, in diesen Tagen den Katalog zu erhalten, den ich Ihnen sogleich schicken will, weil er dienlich sein könnte.

In der ersten Abteilung habe ich einen kleinen Anstand: Anselms „trübe Feuerbachsanlagen", die in Wahrheit nicht da waren; er war ganz heiter, für glanzvollen Sonnenschein angelegt, aber die Kraft, Stürme und Unglück zu ertragen, war ihm versagt. Daran allein ist er zugrunde gegangen. Alles andere schön und recht. Darf ich dies ändern?

Mir geht es nicht gut. Das tragische Geschick breitet sich wie eine dunkle Decke über mein Leben aus. Ein so trauriges Alter nach einem so schweren Leben ist schon eine Aufgabe, die einem zu schaffen machen kann. Ich wechsle zwischen schwerer Dumpfheit und peinlichem Weh. Trubel und Arbeit ist noch das Beste,

*) Dieser Aufsatz Holtzmanns ist leider verschollen.

was mir widerfahren kann. Eigentliche Sorgen mache ich mir nicht, aber es ist doch eigen, so viel schuldig zu sein. Die Herausgabe von Anselms schriftlichen Aufzeichnungen ist eher etwas, um was ich mich sorge, aber ich kann noch nicht darangehen. Es fehlt mir die Kraft.

Die herzlichsten Grüße an Sie und Ihre liebe Frau Ihre

H. Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

Nürnberg, 14. 4. 80.

Meine liebe Freundin!

Anstatt eines Briefes komme ich selbst durch Leipzig und zwar auf einer Reise nach Berlin zum Besuch der Ausstellung in der Nationalgalerie, die das Höchste und Teuerste, was ich noch auf Erden besitze, enthalten wird.

Ich möchte wohl gerne auf dem Rückwege einige Stunden bei Ihnen sein und — nicht viel sagen, nur Sie und Herrn Ribbeck begrüßen zum Zeichen ungetrübter treuer Freundschaft nach dem tödlichen Verhängnis, das mich betroffen hat, und an dem ich doch nicht gestorben bin, wenngleich mein Leben nicht viel besser ist als der Tod, nach dem ich mich sehne.

Ich bin gesund geblieben und habe im alten Fahrwasser für den Nachruhm meines lieben Sohnes gesorgt. Wie es weiter werden soll, weiß ich noch nicht ....

In treuem Andenken Ihre H. Feuerbach.



An Julius Allgeyer.

Nürnberg, 3. Mai 1880.

Lieber Herr Allgeyer!

Ich habe mich gefreut, aus Ihrem Briefe zu erfahren, daß Ihr Wunsch, in München zu bleiben, sich realisiert hat. Nach dem, wie ich mir die Sache denke, wäre das nun endlich das Richtige.

Erzählen möchte ich Ihnen viel, aber ich habe nicht die Kraft dazu. In Berlin habe ich die irdische Unsterblichkeit Anselms mit Augen gesehen. Die Ausstellung ist über alle Beschreibung schön, nach Inhalt wie nach Einrichtung. Die Bilder jeder Epoche beisammen mit den dazu gehörigen Skizzen und Zeichnungen, dazwischen Palmen und Lorbeergruppen, plätschernde Brunnen — alles leuchtet und lebt in wundervollem, ich möchte sagen raffiniertem Lichte, so geht man allgemach durch die Säle, drei große, neun kleine (die Mitte nimmt Medea, Amazonenschlacht, die beiden Iphigenien ein), bis an das Ende der Galerie, wo in einer Türverkleidung still und heilig das Konzert steht. Büsten (eine Wiener schlechte) mit Lorbeeren, zwei Gemälde (das Profilbild und Aquarellkonzert ist nahe dem Konzert), sonst nichts.

Lieber Herr Allgeyer! Ich habe Anselms Unsterblichkeit mit Todesschmerzen erschaut. Für mich ist das Leben vorbei, ich denke nur und schaue die Zukunft und in ihr als leuchtende Sterne Anselms Werke. Ich habe in Berlin zum erstenmal mein eigenes Empfinden, welches mir oft verhüllt ist, weil die Kraft mangelt, es in Bewußtsein zu fassen, ganz erschöpft — und erfaßt. Es war die größte Erschütterung und Erhebung, deren meine Natur überhaupt fähig ist. Jetzt bin ich ins Dunkel zurückgekehrt, was gar nichts ausmacht. Ich existiere überhaupt gar nicht, auch der Sohn ist nicht, sondern g a n z a l l e i n d e r K ü n s t l e r.

Das Konzert sollte — weil unvollendet — um 3000 Taler verkauft werden. Ich habe es in die Nationalgalerie, wo auch die

Schackschen Bilder hinkommen, als Vermächtnis zu Anselms Andenken für alle Zeiten gestiftet. Vierundzwanzig Stunden lang habe ich darum in mir gekämpft, endlich hat mir das Bild gesagt, was es will, und so ist auch Ruhe in mir geworden. Was die Menschen darüber sagen und denken, ist mir gleich. Ich bin ganz vom Leben gelöst, es ist kein Band, das stark genug wäre, mich festzuhalten.

Ob ich hierbleiben werde, oder wohin ich mich wenden werde, das weiß ich nicht, und es ist mir auch ziemlich gleichgiltig. Sie haben recht, das Vorrecht bleibt mir, in meinem Leid fortan zu wohnen, das überall mitgeht, sei es dumpf oder in voller gelöster Kraft, wie ich in Berlin empfand.

Sie haben mich alte, einsame Frau empfangen wie eine Fürstin, die in ihr Schloß einzieht. Das war das Ärgste.

Ihre

H. F.



An Emma Ribbeck.

Nürnberg, 10. Juli 80.

Meine liebe Freundin!

Halten Sie es nicht für Teilnahmlosigkeit, daß ich so spät Ihren lieben Brief beantworte. Das Schreiben wird mir so schrecklich schwer. Was ich sagen kann, will ich nicht, und was ich sagen will, kann oder darf ich nicht. Ich wäre auf der Rückreise von Berlin so gerne zu Ihnen gekommen, aber es wäre nicht das Rechte gewesen. Ich war angegriffen und im Innersten aufgewühlt, ich habe zu Hause Tage gebraucht, um mich mühsam zu fassen, was hätten ein paar Stunden geholfen!

Ich hoffe wirklich und sehne mich nach einem Wiedersehen. Es gibt vieles, was ich Ihnen und Herrn Hofrat sagen kann mit

Leichtigkeit, was sonst niemand aufs erstemal versteht. Ob ich im August ganz zu Hause bin, weiß ich nicht, ich will Ihnen aber genaue Nachricht geben; sicherlich hoffe ich im Winter oder Frühjahr ein paar Tage zu Ihnen zu kommen, und es wird ein eigentümliches Wiedersehen sein — nun eben ein Wiedersehen nach dem Tode, denn mir ist doch auch das Leben ganz abhanden gekommen, und ob ich je die zerrissenen Fäden wieder zusammenknüpfen kann, das bezweifle ich sehr. Es war schrecklich und ist schrecklich, was ich durchlebt habe und durchlebe; einen Trost gibt es nicht, als den des menschlich gemeinsamen Loses, und der will mir auch nicht passen.

In Berlin ist die Ausstellung geschlossen. Materiell war der Erfolg ziemlich gering, doch reicht er, um meine Verpflichtungen zu lösen, damit bin ich schon zufrieden, und in künstlerischem Sinne glaube ich wohl, daß niemand die Ausstellung vergessen wird, der mit offenen Augen und Herzen drinnen war. Von den großen Bildern ist nichts verkauft, die müssen aufs neue wandern; das Urteil nach Breslau, die Amazonen nach Amerika, die andern nach Wien und Stuttgart. In den Zeitungen standen hohe Summen, die erzielt wurden; kein wahres Wort. — 30 000 Mark ist die ganze Summe, von welcher ich 20 000 den Erben auszuzahlen habe, dabei schon 15 000 bei der Übernahme vorgeschossen. Es macht aber nichts, darüber bin ich ganz ruhig. Vor der Hand verlasse ich Nürnberg in diesem Herbst und vergrabe mich in meiner alten kleinen Jugendheimat Ansbach, wo es viel wohlfeiler und mir auch heimlicher ist wie hier. Es ist wie eine ländliche Vorstadt von Nürnberg, fünfzig Minuten Eisenbahn.

Anselm hat schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, und ich möchte in tiefster Stille versuchen, ob sie nicht der Welt zugänglich gemacht werden könnten. Dafür brauche ich vielen und guten Rat, und schon deshalb muß ich früher oder später kommen und ihn

bei Ihrem Manne holen, der mir, glaube ich, allein helfen kann. Die Art und Weise ist so eigentümlich, daß sie gar nichts anderes in der Nähe duldet, und doch ist das Ganze so sehr lückenhaft. Vorerst will ich die Briefe lesen aus dreißig Jahren! Es ist eine ganz entsetzliche Aufgabe, muß aber sein. Ich werde mit all meinen Kräften um Kraft ringen.

Ihr Brief, liebe Frau Ribbeck, lautet auch ein wenig gedrückt, was ich wohl begreife, denn Sie sind leidend. — Ich, mein Gott, könnte ich Ihnen meine Dauerhaftigkeit geben! — ich bin von Stahl und Eisen und würde es gern tun, denn ich freue mich der langen trübseligen Aussicht gar nicht. Ohne Lebensinhalt weiterleben und von Zeit zu Zeit die Verwüstung in sich selber beleuchten, ist sehr traurig.

Doch ich will nicht so schließen — Vernunft und guter Wille sind ja doch noch vorhanden und des Andenkens will ich wert bleiben.

Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrer treuen

H. Feuerbach.



An Sophie Kayser.

Nürnberg, 13. August 80.

Liebe Sophie!

Dein Brief hat mir wohl getan und ich möchte ihn auch gleich beantworten, aber nur mit wenigen Zeilen und nur der Hauptsache nach.

Ich freue mich Deines Aufenthaltes in Hornberg um so mehr, als ich die Szenerie gut kenne von alten Zeiten her. Für mich wäre es nichts; jeder Schritt schmerzvolle Erinnerung.

Du hast recht, daß ich dem Leben entfremdet bin. Darin haben sich große Wandlungen in mir vollzogen. Ich stehe draußen,

und strebe danach, mich darüber zu erheben, was aber nur momentan gelingt. Eins aber ist mir geblieben oder, wenn Du willst, Gott hat es mir gelassen: die Fähigkeit, der Lebensberechtigung derer, die ich liebe, mich zu freuen. Dies ist für den Rest meines Alters mein Anteil am Leben. Sonst habe ich keinen. Aber er kann mit der Zeit größer werden und sich erweitern durch Ideen, die auch dann selbst wieder an dem Leben anknüpfen unmittelbar. — Ob ich so lange Zeit habe, weiß ich nicht. Wie dem sei, so ist es gut und recht, mich teilnehmen zu lassen an dem, was Euch zukommt in Leid und Freud; es gehört dies zu meinem „Anteil".

Den Egoismus der Schmerzen habe ich überwunden. Ich sehne mich nach der Versöhnung im Ganzen und Vollen, werde sie aber nicht völlig erringen, weil ich meinen Schmerz als eine persönliche Erinnerung und als einzige menschliche Berechtigung liebe und hege. Aber es ist hie und da ein bis zur letzten Grenze dringender verklärender Gedanke vor der Hand schon genug. Man muß nicht zu viel verlangen. Ich war neulich einen Tag in Grüneberg, dem Stromerschen Gut an der kleinen Salzach; ein altes Feudalschloß mit sieben Fuß dicken Mauern, Giebeln, runden Scheiben und zwei hundertjährigen Linden in einer Waldeinsamkeit, wie ich noch keine gesehen habe. Ich blieb die halbe Nacht an meinem Fenster sitzen, rings ganz nahe Waldmauern, ein kleines Stück Himmel mit Mond und Sternen, Baum und Wasserrauschen und der heiße Duft von Heliotrop und Rosen aus dem kleinen Garten. — In dieser Nacht hatte ich einen solchen Verklärungsmoment, den stärksten, den ich bis jetzt empfand. Die Natur hatte mich überwältigt. Die Unendlichkeit in der engsten Begrenzung, die Stille, die mit tausend Zungen redet, das ewige Leben in Zeit und Tod. In jener Nacht habe ich meine Seele in aller Wahrheit mit vielen Tränen Gott hingegeben, und ich fühle, daß diese Stunde eine Stufe aufwärts war.

Mit dem ersten Frühjahr gehe ich nach Noer und dann soll das Meer mir zur zweiten verhelfen.

Dies ist ein Geburtstagsbrief, liebe Sophie, den Du in Ehren halten magst. Man kann nicht immer so die Wahrheit sagen...

Deine H. F.



An Hermann Levi.

Nürnberg, 30. 10. 80.

Lieber Herr Levi!

Ihre Sendung*) war mir eine überaus freundliche Erscheinung in dem Tumult meines Umzugs. Sie hat meinen Gedanken wieder ein wenig Halt gegeben. Zuweilen erscheint mir der Weg dämmerig und unsicher, dann kommt wohl ein kleiner Lichtstrahl, der mir die Richtung zeigt.

Ich gehe den 2. November — ob es recht und vernünftig ist, weiß ich nicht. Ich habe den Entschluß den Umständen nach mit dem besten Willen gefaßt, vernünftig zu handeln. Mehr konnte ich nicht tun. Ich glaube auch wirklich, daß er vor der Hand das Beste sein mag, bis ich mit meiner Arbeit fertig bin, was wohl gut ein Jahr dauern kann, denn meine Arbeitskraft ist nicht mehr, wie sie war, und es ist auch ein anderes, mit Freudigkeit arbeiten, die die Flügel von selbst leiht, als sich mit Anstrengung aller Kräfte in der Erhebung halten, die der Schmerz gibt und die, wenn sie nachläßt, einen elenden Zustand der Erschlaffung zurückläßt. Es muß aber sein, und darum wird es auch gehen. Die Arbeit besteht nur im Ordnen und Sichten. Es darf kein fremdes Wort dazwischen kommen. Anselm verträgt keine Nachbarschaft. Aber gerade dies bietet große Schwierigkeiten. Überhaupt es ist eine Arbeit, die wie eine Schlange am Herzen frißt. Ich werde sie den Freunden vorlegen, ehe sie in die Öffentlichkeit kommt...

*) Vgl. den nächsten Brief.

Ich will vor der Hand aus der Welt verschwinden, was weiter mit mir werden soll, wird die Zukunft lehren. Vielleicht komme ich hierher zurück, wenn alles geordnet ist, da die Grabstätte doch meine eigentliche Heimat ist, nur müßte ich dann so viel Geld haben, um leben zu können, was auch wohl kommen wird (in Wien arbeitet eine Partei für Ankauf der Deckenbilder, hier denken sie an das Urteil) . . .



An Sophie Kayser.

Ansbach, 26. 12. 80.

Liebe Sophie!

Im alten Jahre will ich Dir noch einen Gruß schicken, wenn auch einen sehr kurzen, da mir Zeit und Stimmung zum Schreiben fehlt.

Du hast wohl recht mit der Erklärung Deines Schweigens und doch nicht ganz recht. Was schön und edel ist, das bleibt es auch für mich, selbst wenn ich nicht die Kraft des Genießens habe. Das Bewußtsein, daß andere richtig genießen, ist dann mein Teil an der Schönheit, mit dem ich auch zufrieden bin, um so mehr, als ich mehr und mehr, was man so sagt, zusammengehe, und das stille geistige Wissen deshalb auch immer mehr dem Mittelpunkt in mir nahekommt. Deshalb darfst Du alles schreiben und meines Anteils stets versichert sein. Für mich kann ich nur noch das brauchen, was aus der tiefsten seelischen Empfindung kommt. Levi hat mir Orgelfuge mit Präludium von Bach in E-moll geschickt, die niemand kennt. Er hat die Partitur versteckt gefunden und zurechtgemacht. Das hat gut getan und ist so, wie ich meinte. Das Jugendthema klopft einfach an, öffnet sich die Pforte, Du trittst ein, und „die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir“, wie es, glaube ich, im Jesaias heißt . . . .

Alle guten Wünsche sind mit Dir

Deine H. F.



An Hermann Levi.

Ansbach, 6. Januar 81.

Lieber Herr Levi!

Ihr lieber Brief war ein Wort zu guter Zeit, ein Klang, der mir tröstlich zu Herzen ging. Ich danke Ihnen dafür im Namen und Andenken unseres teuern Geschiedenen. Ich war am 4. Januar, dem traurigsten aller Gedächtnistage, in Nürnberg und fand das Grab mit Lorbeerkränzen überdeckt, so daß ich die meinigen auf Dürers und Jamnitzers Grab niederlegte.

Sein Andenken gehört der Welt, nicht dem einzelnen, und obwohl mein Leben mit ihm begraben worden ist, so fühle ich doch, daß Sie recht haben, und daß der Schmerz sich in Dank auflösen sollte, denn er ist in der Vollkraft des Genius nach erfülltem Tagewerk schmerz- und kampflos aus der undankbaren Welt gegangen um eine dankbare hinter sich zu lassen. Doch ich bin nicht so stark, und ich mache es mir nicht zum Vorwurf, daß ich nicht so groß denken kann. Ich behalte mein Weh als ein stilles Vermächtnis, das ist fortan mein Lebensinhalt anstatt der Sorgen, die mich sonst erfüllten, und die mir jetzt nur noch als ein unermeßlicher Reichtum in der Erinnerung liegen...

Mit meiner Arbeit stehe ich an Paris. Ich glaube, daß die Form sich glücklich, das heißt natürlich fügt. Ich setze keinen Buchstaben hinzu. Es soll eben Anselm sein.

Herzlichen Gruß von Ihrer

H. Feuerbach.



An Sophie Kayser.

Ansbach, 22. 1. 81.

Liebe Sophie!

....Ich bin in tiefster Arbeit und habe auf unausgesprochene Bitte an Frau Weber die ersten zwei Abschnitte meiner Arbeit

geschickt, die sie auch an Holtzmann schicken soll, weil mir an dessen Urteil liegt. Sei so gut, Dir das Heft von Frau Weber für einen halben Tag geben zu lassen und lese es ganz still für Dich. Niemand soll mitlesen und Du darfst es niemand geben. Bis zum Moment des Erscheinens darf niemand mein Heiligtum sehen als die Nächsten. Du folgst mir, nicht wahr? Anselm ist ganz und gar Autor, es ist kein fremdes Wort darin, nur die Verarbeitung und die Anordnung ist mein Geschäft.

In Wien habe ich gar nicht gehandelt, und werde jetzt wieder des Idealismus beschuldigt. Herr von Eitelberger war in Nürnberg extra deshalb und bat mich, die Sache durch große Forderungen nicht unmöglich zu machen, auf die offizielle Anfrage antwortete ich, ich wolle weder den Plan unmöglich machen, noch meines Sohnes Ehre zu nahe treten, deshalb erklärte ich mich zum voraus einverstanden mit dem, was der österreichische Staat mir bewilligen könne und wolle. Der Abschluß war für vier Bilder und die Umriß-Zeichnungen 7000 fl. in vierjährigen Raten zahlbar.

Anselms Schüler, Teuschert, erhält den Auftrag zur Vollendung. Ernst und Hynais werden auf meine Bitte dabei beschäftigt. Es ist dies eine große Errungenschaft. Gott gebe seinen Segen.

... Mit Interesse habe ich im vorigen Jahre das Amulett von Ferdinand Meyer gelesen, dann eine Abhandlung von Kopp, die er mir geschenkt hat: Aurea Catena Homeri, und jetzt lese ich Ribbecks 1. Band seiner Ritschlbiographie, die er mir auch geschickt hat. Treitschkes 19. Jahrhundert wollte ich lesen, konnte aber nicht, weil mir diese Art von Waffenseligkeit doch gar zu bedenklich und das wonnevolle Wühlen in den Schrecknissen des Schlachtfeldes für einen Geschichtsforscher unwürdig vorkam, und weil die Preußenvergötterung, die die ganze Völkerwelt außerhalb mit Ausnahme von Rußland als Kot und Auskehricht behandelt, mir geradezu eklig wurde und langweilig, obwohl er in der Haupt-

sache großenteils recht haben muß. Ich hasse aber das gedruckte Schimpfen. Es ist genug, die Wahrheit zu sagen.

Ich bin hier zufrieden, soweit ich dies vermag, doch glaube ich würde es nicht gut sein, allzu lange zu bleiben. Die Umstände werden es fügen. Die Menschen sind gebildeter hier als in Nürnberg, und ich hätte im Handumdrehen einen musikalischen Kreis, der Gutes leisten kann, aber ich kann nicht. Ich spiele pianissimo Bach, damit es ja niemand hört, und fast möchte ich sagen, ich auch nicht.

Ich bin in einen Abgrund gestürzt, aus dem heraus zu klettern ich bis an meinen eigenen Tod brauchen werde. Wenn mir's nur bis dahin gelingen würde, wäre ich zufrieden.

Von Herzen

Deine H. F.



An Heinrich Heydenreich.

Ansbach, 26. 2. 81.

Lieber Heinrich!

Ich danke Dir vielmals für Deinen Brief. Unsere Gedanken treffen im wesentlichen zusammen.

Ich habe indes die Briefe bis 1870 geordnet. Von Fehlen ist keine Rede. Die Zahl ist mehrere Hundert und fehlt kein Blättchen, nur hie und da, oder vielmehr sehr oft, das Datum.

Ich hatte bereits, ehe Dein Brief kam, angefangen die Schicksale — Entstehung, Vollendung, Versendung und endliche Unterkunft der Bilder — aus den Briefen zu entnehmen, ich meine, der Hauptbilder, denn sonst würde es zu weit führen. Vorrat ist überflüssig vorhanden, und die Nebenbilder gruppieren sich von selbst. Diese Auszüge können hie und da durch Stellen aus den Aufsätzen erhellt werden. In dieser Rubrik kommt denn auch ganz natürlich

das Verhältnis mit Schack zur Sprache. Ich werde die Bilder: Dante, Iphigenie, Kinderbilder, Madonna, Pietà (und die übrigen) Gastmahl 1, Medeenstudien, Orpheus, Iphigenie 2, Medea, Urteil, Gastmahl 2 und Amazonen nehmen. Alles kurz und präzis; dies führt bis 1873 — dann Wien, so wie Du schreibst und ich auch denke. Hierauf die kleinen Aufsätze, welche noch vorhanden sind; nicht viele — denn alles, was Rom betrifft, und das ist das meiste, nehme ich früher herein. Es bleibt nur eine Aussicht in die Welt nach Anselms Art in zugespitzten Aphorismen.

In den Text selbst darf ich gar nicht eingreifen, dies würde stören, nur eine kurze Vor- und Nachrede, ohne Namen. In der Vorrede die Erklärung der Zusammenfügung ganz genau: das Wie und Warum. In der Nachrede den Ausgang mit den kürzesten Worten und mein Motto von Goethe an den Schluß*).

Worin unsere Meinungen differieren, ist die Einteilung in Jugend, Wander- und Meisterjahre. Ich möchte alles natürlich fließen lassen, wie es will; ein Grenzpunkt ist bei Anselm eigentlich nicht anzugeben. Er war schon in Paris Meister und dazwischen in Rom wieder Schüler.

Ich denke mir die Schrift nicht als eine festgezimmerte Arbeit, sondern als ein leicht hingeschriebenes Skizzenbuch, was auch der rechte Titel wäre, wenn es nicht affektiert lautete. So wird es wohl heißen: „Aus Anselm Feuerbachs schriftlichem Nachlaß". Alles was an ein planvolles Gefüge erinnert, möchte ich vermeiden, einfach, schlicht, natürlich, lose, aber — mit der vollen Wirkung des Lebens. Daß diese Leichtigkeit das Allerschwerste ist, weiß ich freilich. Ich versuche es eben. — Glückt es nicht, so wird es nicht gedruckt. Ich hoffe aber, und habe den festen Willen, mein Filigrangeduldspiel so lange zu versetzen, bis es unabänderlich — weil lebendig, wird.

*) Diese Absicht wurde, wie ein späterer Brief mitteilt, aufgegeben.

Ich möchte also nochmals Deine Ansicht über meine Meinung hören. An Material fehlt es in keiner Weise, eigentlich sind wir im wesentlichen wunderbar einer Meinung, was mir Trost und Beruhigung gibt.

Gestern abend habe ich den Verwandten die vier letzten Abschnitte vorgelesen, und die Wirkung war so, wie ich es mir nur wünschen konnte. Nur Venedig ist nicht recht, da müssen die Briefe anders verlegt werden und vielleicht etwas gekürzt. Auch die Aufregung der Gefühle darf nicht so oft an das Tageslicht, sonst meint man, Anselm wäre sentimental gewesen, was nicht die Spur seiner Art war.

Wenn Du glaubst, daß die Kindheit zu ausführlich aus dem Rahmen tritt, muß man streichen.

Das wäre, denke ich, alles. Ich bitte dich, mir zu verzeihen, wenn ich Dich quäle, aber ich meine, es müßte Dir in gewissem Sinn auch wieder recht sein. Antwort hat lange Zeit.

Herzlichen Gruß H. F.



An Sophie Kayser.

Ansbach, 5. 4. 81.

Liebe Sophie!

Ich hatte schon seit der ganzen vorigen Woche ein rechtes innerliches Bedürfnis, Dir zu schreiben, und benütze heute eine ruhige Stunde dazu, in der ich die Arbeit beiseitegelegt habe.

Ich dachte diese Tage viel zurück an die äußeren und inneren Stürme des vergangenen Jahres und wundere mich, wie ein Mensch das alles aushalten kann. Nun hat sich äußerlich alles zum Guten gewendet; meinen innerlichen Schmerz, den behalte ich als mein eigenstes teuerstes Seelengut bis an mein Ende; so ist eine Zeit des Abschlusses gekommen, in der ich denen, die mir am nächsten stehen, die Hand geben möchte, um ihnen zu danken

und sie zu bitten, daß sie mir gut bleiben, so lange ich noch lebe.

Meine Arbeit neigt sich zu Ende und wühlt sich mit jedem Schritt tiefer in die Seele ein. Das Grabmal wird bis Ende dieses Monats fertig, mit Relief und Bäumen, und meine Nachlaßgeschäfte sind vollständig zu Ende. ... Das höchste Interesse sind mir die Bilder und eine würdige Stätte für sie. Alles andere kommt jetzt in zweiter Linie. Ich habe für die Titanenskizze den Preis der Meyerschen Skizzen erhalten, damit ich mich friedlich und ehrenvoll in Berlin lösen kann. Dies ist geschehen und die Amazonenschlacht unterwegs nach München. Die Meyersche Sammlung ist mein und darunter die Kreuzabnahme-Skizze, an der meine ganze Seele hing, seitdem ich sie in Berlin zum erstenmal gesehen. Seit gestern bin ich in deren Besitz und ich spüre etwas von den Worten: „Meinen Frieden gebe ich Euch, meinen Frieden lasse ich Euch" ....

Sei herzlich gegrüßt und schreibe bald.

Deine H. F.



An Emma Ribbeck.

Ansbach, 4. Mai 81.

Meine liebe verehrte Freundin!

Ich war seit der letzten Zeit so mutlos und gedankenschwach, daß ich mich nicht entschließen konnte, das Manuskript an Sie abzusenden. Da aber das Zögern weder der Sache noch mir hilft, so will ich mein albernes Widerstreben gewaltsam zum Schweigen bringen und vorwärtsgehen. Ich sende die Papiere zugleich mit diesem Brief, erstere durch die fahrende Post, heute ab.

Was das Manuskript und seine Geschichte betrifft, so habe ich folgendes anzugeben.

Unter Anselms Papieren befand sich eine Mappe, mit der Aufschrift „Aus meinem Leben von Anselm Feuerbach". Es ist die-

selbe Mappe, in welcher ich Ihnen das Manuskript übersende. Sie enthielt Aufzeichnungen über die verschiedenen Perioden der künstlerischen Entwicklung Anselms, wie überhaupt der Zweck dieser Gedenkblätter fast ausschließend nach jener Richtung geht. Nur hie und da ist der Zug durch eine humoristische oder gemütliche Episode durchbrochen, doch immer nur vorübergehend, selten.

Die Aufzeichnungen überhaupt waren in der Ausführung verschiedenartig, bald eingehender, bald flüchtig behandelt. Das Ganze war in zwei Teile geteilt unter dem Titel: „Aus meinem Leben," Anhang. Unvollständig und druckunfähig war alles, obschon die Absicht einer späteren Benützung für die Öffentlichkeit sicher zugrunde lag, denn es fanden sich unter den Papieren mehrere kleine Entwürfe zu Vorreden.

Nach langer Überlegung schien mir das einzige Mittel zur Vervollständigung, Briefauszüge aus den betreffenden Perioden beizugeben, wie es Anselm auch schon in seinen Aufzeichnungen versucht hatte.

Meine Briefe vom Jahre 1845 bis 79 sind alle vorhanden. Ich habe durch einzelne Stellen daraus zuweilen die Aufzeichnungen erweitert, oder aber periodenweise die Auszüge beigefügt.

Die sorgsam getroffene Auswahl beschränkt sich eben auch vorzugsweise auf die künstlerische Entwicklung. Was hier gesammelt ist, gehört dem Geschiedenen allein an. Meine Arbeit hat sich auf Streichen, Zusammensetzen, Verbinden beschränkt. Ich habe mit großer Gewissenhaftigkeit alles Fremde fern gehalten. Es ist die wahrhaftige künstlerische Persönlichkeit, die sich vor dem Leser entwickelt, mit allem Schönen und auch mit den hemmenden Eigenschaften, die nicht im mindesten versteckt wurden. Sie habe in diesen Blättern die volle individuelle Wahrheit.

Was die Veröffentlichung betrifft, so soll sie nur in dem Fall stattfinden, wenn die Schrift geeignet sein würde, das Verständnis

und Interesse für den Künstler zu erhöhen, wenn sie seiner würdig sein würde, außerdem mag das Manuskript für Material zu einer späteren Biographie liegen bleiben. Dies zu entscheiden in strengster Weise, ohne alle persönliche Rücksicht, bitte ich Herrn Ribbeck in vollstem Vertrauen auf sein Urteil und seine Wahrhaftigkeit: Je strenger er zu Werke geht, desto mehr handelt er in meinem Sinne, desto mehr ehrt er das Gedächtnis des Verstorbenen.

Ich schicke das Manuskript bis an das Jahr 1870 und einen bedeutenden Teil des Anhangs. Der schwere Rest von 1870—79 ist noch in der Arbeit.

Herr Gerold in Wien wünscht die Schrift zu verlegen, falls sie zum Druck kommen sollte. Ich weiß aber nicht, ob Wien der rechte Ort ist, mir kommt es vor, daß in Deutschland vielleicht auf bessere Aufnahme zu hoffen wäre. Doch darüber zu sprechen ist noch Zeit, wenn es wirklich zu dem kühnen Entschluß kommt. Während ich an der Arbeit war, hatte ich bis jetzt den ziemlichen Mut, nun bin ich über ein paar abfällige Urteile selbst abfällig geworden. Es ist so natürlich, daß ich mich in der schmerzlichen Aufregung täuschen konnte.

Wenn es Ihnen recht ist, kann ich Ende Mai für ein paar Tage kommen. Ich glaube, es wird für das erstemal besser sein. Ich war noch nirgends. Nur wiedersehen möchte ich Sie für diesmal, und mir das Herz erleichtern, die Kluft überbrücken — noch nicht länger bleiben.

Die innigsten Grüße von Ihrer H. Feuerbach.



An Otto Ribbeck.

Ansbach, 13. Mai 81.

Verehrter Freund!

Der Buchhändler Herr Gerold war heute mit seiner Frau in Nürnberg, wohin sie mich zu einer Zusammenkunft gebeten haben.

Es scheint ihm ziemlich viel an dem Verlag der kleinen Schrift zu liegen, und er will selbst zu Ihnen gehen, da er morgen nach Leipzig kommt.

Ich wollte Ihnen dies melden und Sie bitten, ihm kurzweg die Wahrheit zu sagen, wenn Sie die Schrift nicht zweifellos druckwürdig halten. Sie darf nicht veröffentlicht werden, wenn sie Anselms Andenken nicht zur Ehre gereicht. Herr Gerold hat vernünftig darüber gesprochen, aber es reicht nicht aus.

Seine Anerbieten sind, glaube ich, reichlich, 20—30 Gulden östr. für den Bogen, bei 1000 Exemplaren und schöner Ausstattung.

Es ist spät am Abend, ich kann nichts mehr hinzufügen als die herzlichsten Grüße für Sie und Ihre liebe Frau.

Ihre ergebene H. Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

Ansbach 21. Mai 81.

Meine teure Freundin!

Ich war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, daß ich nicht kommen kann, als Ihr lieber Brief ankam. Bei Ihnen ein großes ernstes Leid, bei mir Widerwärtigkeiten, die ich Ihnen lieber einmal mündlich im Vorübergehen berichten, als jetzt schreiben will! So treffen wir zwar im Schlimmen, aber doch genau zusammen.

Mein größter Trost und einziger erquicklicher Gedanke ist die Ansicht Herrn Ribbecks über meine Sammelarbeit. Als der Brief neulich eingetroffen war, mußte ich den ganzen Morgen weinen und Gott danken, daß ich die Kraft fand, diese Sache gut zu machen.

Ich hatte vergessen, Ihren Mann zu bitten, mit Herrn Gerold abzuschließen. Er wird, so sagte er, nach seiner Rückkehr schreiben, und ich werde Ihnen dann meine Meinung und seine Vorschläge brieflich oder telegraphisch mitteilen. Porträt jedenfalls; schöne

Ausstattung. Was für etwaige Auflagen üblich ist, weiß ich auch nicht. Ich glaube aber hoffen zu dürfen, daß Herr Gerold mich nicht schlecht behandeln wird.

Ich gehe jetzt, so Gott will, mit neu gesammelten Kräften an die Fortsetzung und will, so gut es geht, alle störenden Gedanken in Dämmerung begraben. Das was bleibt und was vorübergeht richtig scheiden zu können, ist eine schwierige aber segensreiche Kunst, die gelernt und geübt sein will.

Möge der Kampf, in dem Sie mit leiden, nicht allzu hart sein, und soll es einmal so sein, rasch vorübergehen.

In treuer Liebe, mit herzlichsten Grüßen an Sie beide

Ihre H. Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

23. Juli 81.

Meine liebe Freundin!

... Ich bin auf eine harte Bekämpfung gefaßt, denn ich greife ja eigentlich ganz Deutschland an. Da aber Anselm sich nicht mehr darüber ärgert, so werde ich es auch nicht tun, sondern ruhig und still zuwarten. In der letzten Aufzeichnung heißt es: „Die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im einzelnen Menschenleben."

Besser weiß ich nicht zu schließen.

Ihre getreue H. F.



An Clara Berolzheimer.

Ansbach, 20. August 81.

Meine liebe Freundin!

Ich denke mit Zagen an Sie. Wie wird es Ihnen zumute sein? Ach, ich weiß es. Man sagt, die Zeit mildert. Ich denke, es muß eine sehr lange Zeit sein. Was mich betrifft, so werde

ich sie, so Gott will, nicht erleben, und wenn ich hundert Jahre alt würde.

Ich habe inzwischen meine Arbeit vollendet und an den Verleger geschickt und bin nun ganz entwurzelt. Wir wollen sehen, wie es weiter geht. Wenn Sie einst diese Blätter lesen, werden Sie erst begreifen, welche unbarmherzige Aufgabe dies war. Aber es mußte sein, und niemand außer mir hätte sie lösen können. Desto größer ist meine Angst über die mir aufliegende Verantwortlichkeit. Wenn nun der Erfolg ein ungünstiger oder nur ein gleichgültiger wäre, so hätte ich den Namen meines Sohnes aufs Spiel gesetzt, denn es ist ja nicht mein, sondern sein Werk. Ich durfte auch nichts anders als dies sagen, denn die Veröffentlichung war sein Wille. Die Schrift ist sein Vermächtnis, und unter diesem Titel erscheint sie auch. So möge sich Gott meines guten Willens erbarmen und mir Gelingen geben, weiter weiß ich nichts zu sagen. Wenn man so viele Monate nur einen einzigen Gedankenfaden festhält und er schwindet nun plötzlich aus der Hand, so stehen die Gedanken still oder laufen in die Irre. — Das erstere passiert mir bei Tage, das zweite in der Nacht.

Ich lasse diese Zeilen über Nürnberg gehen, weil ich nicht weiß, ob Sie noch in Marienbad sind oder vielleicht eine andere Reise unternommen haben.

Gott gebe Ihnen Kraft, damit Sie Ihrem lieben guten Mann beistehen können. Glauben Sie mir, das ist das Allernächste. Gott hat Ihnen viel genommen, aber er hat Ihnen auch viel gelassen, er hat Ihnen das höchste Gut in Ihrem Mann gelassen und Herr Berolzheimer bedarf Ihrer ganzen Kraft. Ich glaube, er ist so gut und so groß, wie es kaum einen zweiten gibt. Vergessen Sie das ja nicht einen Augenblick.

Und nun nichts weiter.

In aufrichtiger Liebe und Treue

Ihre H. Feuerbach.

An Johannes Brahms.

Ansbach, 23. 8. 81.

Lieber verehrter Herr Brahms!

Ihr Brief hat mich tief gerührt*). Wenn Sie mir eine Freude machen wollen — Sie wissen, was das Wort Freude bei mir bedeutet — so widmen Sie Ihr Werk dem Gedächtnis Anselms ohne Umwege. Ich kann Ihnen in Wahrheit sagen, daß dies in seinem Geist und Sinn richtig ist. Er hatte Sie lieb als Mensch und stellte Sie über alle als Künstler, ohne je durch andere Götter sich beirren zu lassen. Und was mich betrifft, so wird mir das Werk, auf dem die beiden Namen stehen, ein dreifaches Heiligtum sein. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, und glauben Sie nicht, daß ich auch nur einen Augenblick Ihr Schweigen mißverstanden habe. Im Gegenteil, ich war Ihnen dankbar dafür. Worte sind unverständliche Laute in einem solchen Abgrund von Qual und Bitternis, die man ebenso unverständlich erwidert! Jetzt schlägt zuweilen ein verwandter Klang wohltuend an, wie gestern Ihr Brief. Sonst ist alles wie am ersten Tage und wird so bleiben bis zum letzten, hoffentlich nicht fernen. Nichts hoffen, nichts fürchten, nichts begehren, keine Freude, kein Leid des Tages und der Stunde ist ein ganz eigentümlicher Zustand, von dem ich früher nie eine Vorstellung hatte. Ich habe das Leben meines Lebens verloren, da ist weiter nichts zu sagen.

Anselm hat ein Vermächtnis für seine Freunde hinterlassen, welches auf vieles Zureden bei Gerold erscheinen sollte. Der erste Korrekturbogen aber, welcher an einen Kalender oder eine Zeitung erinnert, hat mich eines Besseren belehrt. Ich wünsche nichts mehr, als das Manuskript wiederloszubekommen und habe bereits die Schritte getan. Hoffentlich wird es mir gelingen, denn ich habe alles Vertrauen verloren.

*) Vgl. den Brief von Brahms an Frau Feuerbach. Südd. Monatshefte Bd. IV. S. 310.

Und nun leben Sie wohl und haben Sie Dank. Wenn sich vielleicht hie und da eine Stunde einstellt, in der Sie an mich alte einsame Frau denken mögen, so schicken Sie mir einen Gruß. Es ist erbärmlich, so ganz allein zurückzubleiben, und doch liebe ich meine Einsamkeit, sie lehrt mich viele Wege, die ich bis jetzt nicht kannte, und auf denen zuweilen ein Tropfen, nicht Trost, aber ferne Erhebung zu finden ist.

In herzlicher hochachtungsvoller Gesinnung Ihre alte Freundin

H. Feuerbach.



An Johannes Brahms.

2. September 81.

Geehrter Herr Brahms!

Sie sehen, wie sehr ich auf Ihre Teilnahme zähle, da ich das Bedürfnis fühle, Ihnen mitzuteilen, daß der Verlegerkonflikt zu Ende ist. Herr Gerold, von seiner Reise zurückkommend, hat mir vollkommen recht gegeben, und die ganze Sache wird umgedruckt.

Es ist für mich geradezu eine Erlösung, denn Angst und Sorge waren nicht klein. Hoffentlich wird es jetzt gut werden.

Ihr Brief ist mir noch immer wie ein warmer, wohltätiger Punkt in der Seele. Machen Sie alles, wie es Ihnen am besten dünkt und paßt. Was Sie tun, ist gut und schön und recht.

Anselms Vermächtnis wird Ihnen Herr Gerold als erstes Exemplar übersenden.

Herzlichen Gruß von Ihrer treu ergebenen

H. Feuerbach.



An Johannes Brahms.

Ansbach, 9. September 81.

Lieber Herr Brahms!

Verzeihen Sie mir! Ich habe erst ganz allmählich begriffen, daß mein unwillkürlich momentan ausgesprochener Wunsch nicht richtig und nicht fein empfunden war. So etwas ist mir früher nicht begegnet. Sie müssen es zugute halten um der Verwüstung willen, die das Schicksal in mir angerichtet hat. Ich habe mich gewöhnt, aus der Finsternis nach dem Licht zu sehen, das in die Höhe und Weite gerückt ist. „Ich bin nicht". Weitere Erklärungen sind nicht nötig, nicht wahr? Tun Sie alles, wie es Ihnen paßt und lieb ist.

Widmann ist mir ein lieber Freund. Ich glaube, es gibt wenige so glücklich angelegte Naturen, die wie er, immer sie selbst sein und frei handeln dürfen, ohne Schaden zu leiden. An seiner Frische kann man sich erquicken und an seinem Mut und an seiner naiven Weisheit lernen. Seine neuen Bücher habe ich nicht zu Gesicht bekommen (Hier gibt es keine). Ich weiß auch gar nicht, wo er eigentlich jetzt ist. Vor Elend habe ich ihm nicht geschrieben, und er hat es auch sein lassen, was ich ihm nicht übelnehme.

In diesem Monat noch gehe ich für vier Wochen an die Ostsee, wegen eines widrigen Nervenleidens im Kopfe, das mir am Verstand zehrt.

Adresse bis Ende Oktober: „Graf von Noer. Noer (Kiel, Gettorf)", dann wieder Ansbach.

Ich sende Ihnen ein intimes Andenken von Anselm, das ich Sie bitte, mit Schweigen zu empfangen und aufzubewahren. Es ist echt mit Band und Bleistift.

Mit herzlichem Gruß Ihre ergebene

H. Feuerbach.



An Clara Berolzheimer.

Noer, 8. Oktober 81.

Meine liebe Freundin!

Verzeihen Sie mir, daß ich so spät schreibe; ich war von der Reise unwohl, durch alle die neuen Eindrücke und fremde Umgebung so verwirrt und durchgerüttelt, daß ich eine ruhige Stunde erwarten wollte, um Ihnen zu sagen, wie es mir zumute ist. Noer ist ein Paradies, das mir manchmal fast traumhaft vorkommt; es ist wirklich wie ein schönes Märchen. — Die dunkelblaue See, zehn Minuten vom Hause, der Park, die prachtvollen Bäume, weite große Anlagen, dann rings dichter Wald acht Stunden im Umfang, durchbrochen mit Wiesenland und Feldern und kleinen Dörfern. Drei große Güter sind verpachtet, die Forste bewirtschaftet der Graf selbst, das heißt sein Förster. Die Menschen sind gut, verständig, fein, liebevoll für mich. So ist es, und wenn ich es genießen könnte, so wäre es meiner Natur durch und durch wohltätig, aber ich kann es nicht. Alle Schönheit der Natur und Güte der Menschen verkehrt sich in Schmerz und Pein, ich fühle alles und weiß alles, aber es tut mir weh und die Anstrengung, nicht undankbar zu erscheinen, macht die Sache noch schlimmer! Ich sehne mich nach der Ansbacher Einöde, wo mich wenigstens nichts Erhebendes und Schönes aufregt und peinlich berührt. Daß das Leben keinen Wert mehr für mich hat und haben wird, habe ich hier gelernt. Ich suche mich viel zu beschäftigen, gebe den Kindern Stunden, helfe in der Bibliothek — ich tue, was ich kann, — sowie ich aber mir selbst überlassen bin, kommt das Heimweh über mich, das auf der Erde nicht mehr gestillt wird.

Bitte schreiben Sie mir nur eine kleine Karte; ich möchte wissen, wie es Ihnen geht. — Leider weiß ich, daß es nur schlecht gehen kann. Die Frage nach dem Unterschied der menschlichen Geschicke tritt mir hier in bedenklichster Weise nahe, aber eine Antwort gibt es nicht.

Ich habe die Zeit her alle Abend mit Sorge und Kummer an Sie gedacht, welch schreckliche Nacht Ihnen bevorsteht, und ob nicht die Erlösung nahe ist. Wollte Gott, es wäre so! In einigen Wochen sehe ich Sie wieder.

Ihre treu ergebene H. Feuerbach.

Herzliche Grüße den Ihrigen.



An Johannes Brahms.

Noer (Kiel, Gettorf), 18. Oktober 1881.

Verehrter Herr Brahms!

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen erst heute für die freundliche Übersendung von Buch und Brief danke. Es wurde mir alles Schreiben schwer, da ich in diesem wunderbaren Erdenwinkel, wo Meer und Wald zusammenkommen, eigentlich schlimmer daran bin als zu Hause. Ich begreife die Schönheit wohl, aber sie wirkt nicht auf tröstlichen Genuß, sondern gerade das Gegenteil. Das ist nun so und läßt sich nicht ändern.

Sie wollen das kleine Buch nicht behalten? Halten Sie das, wie Sie es für recht finden. Was mich betrifft, so habe ich keinen Wunsch, als die intimsten Dinge, die von Anselm stammen, in gute Verwahrung zu bringen, so lange ich noch lebe. Nachher ist es zu spät. Ich habe alle größeren, mir teuern Sachen weggeben müssen, um die große Kaufsumme des Nachlasses an die Erben zu entrichten. Es war nötig, diesen heiligen Schatz vor Verschleuderung durch Kunsthändler, vor öffentlicher Versteigerung zu retten. Selbst etwas zu besitzen habe ich keinen Wunsch mehr, ich bin dankbar, wenn die Sachen würdig am richtigen Ort untergebracht sind, so daß ich ruhig aus der Welt gehen kann. Am meisten Sorge macht mir nun noch das eigentliche Biographiematerial, die Briefe. Ich weiß niemand, dem ich dies vermachen

könnte, und werde es vielleicht in eine Bibliothek als Geheimgut testieren. Dieser Zweifel lastet sehr auf mir. Ich selbst habe noch zwei bis drei Skizzen und unfertige Porträts, über die ich bereits Bestimmung getroffen. Diese und das biographische Material ist es, was ich bis zu meinem Tode behalten will. Ich habe dies geschrieben, damit Sie meine Handlungsweise verstehen. Ist Ihnen das kleine Andenken so teuer, als ich glaubte, dann behalten Sie es und verbrennen Sie es, wenn Sie alt sind, damit es nicht in gleichgültige oder gar schlechte Hände kommt. Halten Sie es für besser, wenn es bei den Briefen bleibt, so geben Sie es gelegentlich zurück. Es sei dies Ihrem Willen überlassen, und wie Sie es machen, ist es mir recht. Ich wollte Ihnen durch das Liebste, was ich hatte, eine Freundlichkeit erzeigen, weil ich meinte, Sie ein wenig verletzt oder gekränkt zu haben.

Wie es mit meiner Rückreise steht, weiß ich selbst noch nicht. Die hiesigen Freunde wollten mich gern über den Winter oder wenigstens bis Weihnachten halten, aber ich selbst möchte gerne spätestens in der zweiten Hälfte des November zurück. Ich sehne mich in meine Stille und Einsamkeit. Wenn es mir später möglich wird, will ich wieder nach Nürnberg gehen, wo es mir doch am wohlsten ist. Bis jetzt war es des teuren Lebens wegen nicht möglich.

Anselms Vermächtnis ist im Druck und wird, hoffe ich, noch in diesem Jahre fertig werden. Ich wünschte, daß es bis zum zweiten Todestag erscheinen sollte. — Ich bitte Sie, wenn Sie es gelesen haben werden, mir aufrichtig Ihre Meinung darüber zu schreiben.

In warmer Hochachtung Ihre ergebene

H. Feuerbach.



An Heinrich Heydenreich.

Noer 26. [Oktober 1881].

Ihr Lieben!

Ich habe in der nächsten Stunde nach meiner Ankunft hier eine Karte an Euch abgeschickt, die verloren sein muß, sonst wäret Ihr nicht in Zweifel gewesen.

Nun will ich ein wenig schreiben, was mir aber sehr schwer wird. Ich bin durch die Schönheit der Natur und durch die Güte der Menschen ganz krank und angegriffen. Ich habe das Gefühl, daß der Aufenthalt gewiß gut für mich sein wird, wenn er glücklich beendigt ist, bis dahin zehrt er an meiner Seele.

Ich habe inzwischen das Meer im Sturm gesehen, die Wellen gingen einige Ellen hoch, und der Schaum spritzte mir über die Kleider und ins Gesicht. Gestern war ich auf einer Wiese, an die die See sich im tiefsten Blau anschmiegte, wie die glänzenden Falten eines Atlasgewandes. Weiter hinein kräuselte sie sich fein, und in der Ferne zog ein Schiff mit vollen Segeln nach Dänemark zu. Es war so wunderbar im Eindruck — gerade so, als hätte ich alles Tiefe und Liebe aus meiner Seele in dem Bilde gegenüber. — Dann kam es wie mit spitzen Pfeilen, und ich hatte eine böse Nacht.

Wir fahren alle Tage, und doch bin ich noch nicht über die Noer-sche Grenze hinausgekommen. Das Gut muß acht bis zehn Stun-den im Umkreis haben. Es umfaßt den Raum zwischen dem Kieler und Eckernförder Busen und erstreckt sich von Gettorf bis auf eine Stunde vor Eckernförde.

Ich bin bedrückt, weil ich durchaus bis Weihnachten bleiben soll, wovor ich große Angst habe. Überlegt es Euch, wie ich es machen könnte, ohne wehe zu tun. Sie sind gegen mich fast, wie man gegen eine ganz nahe Verwandte ist, zu der man grenzen-loses Vertrauen hat. Ich kann und will nicht undankbar sein,

und doch ist mir der Gedanke einer so langen Abwesenheit wie nicht zu ertragen.

Die Anlagen erinnern an die Phantasie*, nur ist alles fünf- bis sechsmal größer und weiter, und den ganzen Umkreis umfaßt das Meer mit einem blauen breiten Gürtel. Der Strand gehört meilenweit zu Noer. Drei große Güter sind verpachtet. Wenn ich Euch sage, daß im Hause achtzehn Dienstboten schlafen und essen außer dem Inspektor, dem Gärtner, dem Förster usw. mit ihren Leuten, dann Handwerker aller Art, Beamte bis auf den Nachtwächter herab, so könnt Ihr Euch von dem Umfang dieses Anwesens einen Begriff machen. Und nun genug. Ich bitte um Nachsicht wegen des schlechten Briefes. Es zittern mir die Hände und die Gedanken. In dieser herben großen Natur müßte man fast wie Stahl sein, um nicht ergriffen und kleinlaut zu werden. Schon die Luft ist feucht schneidig und faßt einen gewalttätig an. Man fühlt sich als schwankendes Rohr, wozu eigentlich die Livreebedienten und der silberbesetzte Haushofmeister beitragen. Auch ist zu melden, daß die weiße Angorakatze sich bei mir etabliert hat. Sie heißt Ronron, weil sie beständig schnurrt. Heute Morgen haben zwei Rehe auf meinem Rasen sich am Gesträuch erlustiert, einige Eichhörnchen waren von der Partie und drei schwarze Hühner. Ich muß immer denken, was Anselm von dem allen sagen würde, und dann stürzt alles auf mich ein.

Bitte schreibt mir bald ein paar Zeilen.

Eure treue H. F.



An Johannes Brahms.

Ansbach, 3. Dezember 81.

Geehrter Herr Brahms!

Ich kann es nicht gut ertragen, daß Sie zum erstenmal den Taktstock für die Nänie erheben, ohne daß ein Gruß von mir zu

*) Schlößchen in der Nähe von Bayreuth.

Ihnen kommt und für alles Gute dankt, das Sie mir erzeigt haben, durch Ihren lieben Brief, den ich erhielt, und durch den in Aussicht stehenden Empfang des Klavierauszugs der Nänie. Es sind wenige bekannte und befreundete Menschen, die mir seit zwei Jahren, mit bestem Willen, nicht mehr wehe als wohl getan haben. Sie haben mir immer wohl getan und Ihre Teilnahme hat keinen Stachel für mich gehabt, sondern sie hat mich nur freundlich und tröstend berührt. Dies wollte ich Ihnen gerne sagen, alles andere später.

Fast hätte ich lächeln müssen über Ihre Lorbeernot. Hören Sie, wie es inzwischen mir ergangen ist. Man hat mir ein abscheuliches Titelbild geschickt, welches ich zurückwies, ein anderes, welches ich wünschte, konnte wegen Kürze der Zeit nicht gemacht werden; so erscheint das Vermächtnis ohne Porträt, welches mir erträglicher erscheint als mit einem unpassenden Bilde.

Also trösten Sie sich mit Ihren Lorbeeren, die nicht schlank und zart genug sind, mir hat man den Kopf genommen, auf den wir sie hätten legen können.

Ich hoffe doch irgendwo die Nänie unter Ihrer Leitung zu hören. Wien ist freilich zu weit für mich, aber vielleicht trifft es sich in Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt, München oder Leipzig, dann würde ich jedenfalls kommen.

Und nun Glück und Segen zu der Aufführung am 15ten und gutgemeinten ernsten Dank für das Ernste und Gutgemeinte, das Sie mir schenken!

Mit bestem Gruß Ihre herzlich ergebene

H. Feuerbach.



An Heinrich Heydenreich.

12. Dezember 81.

Lieber Heinrich!

Ich danke Dir vielmal für Brief und Zeitung. Herr v. Lützow (Bibliothekvorstand der Akademiebibliothek in Wien, dem ich ein Exemplar geschickt habe) hat sie mir auch geschickt, ich meine die letztere, und ich werde die Deinige gelegentlich zurückgehen lassen.

Ich freue mich auch für Dich, daß es mit dem Vermächtnis so gut geht, und danke Dir von Herzen für Deine Teilnahme und Hilfe. Du hast mich immer den rechten Weg geführt.

Von München sind die besten Nachrichten da. Herr v. Bürkel ist geradezu aufgeregt vor Entzückung. Er hat das Buch schon mehrmals gelesen, das erstemal verschlungen, dann mit Vernunft, und er steht fest ein für den Ankauf der Amazonen für die Pinakothek. Das wäre freilich das beste. Mein Begleitbrief an den König geht heute ab. Bei mir legen sich die Wellen, ich bin ganz ruhig und besonnen. Ich fühle, was hinter mir liegt und begreife nicht recht, wie ich diese große Last habe tragen können. Am meisten ist mir lieb, daß über dem Inhalt des Buches niemand an das Machen denkt. Alle Zeitungen schreiben „Autobiographie". Der Titel ist noch der größte Segen. Die Berliner Ausstellung und das Vermächtnis, die sind beide gelungen.

Mir ist es so, als sei ich jetzt mit dem Leben fertig und Gott wäre mir einen sanften Tod schuldig. Die weiteren Auflagen des Vermächtnisses könntest Du jetzt ganz gut besorgen, und das Erbteil wäre auch da.

Seid herzlich gegrüßt, alle guten Wünsche für Klärchens Genesung.

Eure H. F.



An Hermann Levi.

Ansbach, 28. Dezember 81.

Lieber verehrter Herr Levi!

Ihr Brief*) hat mich so sehr gerührt und ist mir so tief zu Herzen gegangen, daß ich Ihnen mit ein paar kurzen Worten danken muß.

Wenn das Vermächtnis wirklich so ist und wirkt, wie Sie schreiben, dann ist ja alles erreicht, was ich erstreben wollte, wünschte, aber nicht zu hoffen wagte. Ich bin tief demütig dankbar, und es ist mir, als hätte eine höhere Macht meine Hand geführt. Beim Durchblättern — lesen kann ich das Vermächtnis jetzt nicht — steht es hoch über mir, so daß ich es nicht erreichen kann, und ich begreife mich selbst nicht recht.

Von Frieden spüre ich noch nicht viel, obwohl das annähernde Bewußtsein dessen, was gelungen ist, eine große und tiefe Befriedigung für mich ist. Daß man aber nach einer solchen Arbeit dem Leben entfremdet ist, begreift sich auch. Ich empfinde eine stille, mächtige Todessehnsucht, und der beste Trost dafür ist mein hohes Alter, an das ich stets mit einer Art von Beruhigung und Freude denke.

Es ist aber nichts destoweniger mein fester Vorsatz, die Jahre, die mir noch gegeben sind, richtig auszunützen und des Vergangenen würdig zu bleiben.

Die Privaturteile sind alle günstig über die Schrift ausgefallen. So schön und groß aber hat niemand seine Empfindung ausdrücken können wie Sie, und so wohltuend für mich! Es ist die Wahrheit, welche darin mächtig ist im allgemeinen — die ganze Freiheit aber fühlt nur der Künstler dem Künstler nach.

Die herzlichsten Grüße und Wünsche zum Jahreswechsel

von Ihrer alten treuen

Freundin H. Feuerbach.

*) Vgl. Oechelhäuser, Aus Feuerbachs Jugendzeit, S. 120.



An Johannes Brahms.

Ansbach, 4. Januar 82, abends.

Lieber verehrter Herr Brahms!

Ich komme eben von Nürnberg zurück, wo ich zum 4. Januar das Grab besuchte, und nun will ich Ihnen noch für Ihre herrliche Weihnachtsgabe danken, die mir die traurigen Erinnerungstage geweiht und erhellt hat. Ich habe mich ernstlich bemüht, Ihr Werk, so gut ich vermag, verstehen zu lernen, und es gelingt auch wohl, soweit dies ohne den lebendigen Klang möglich ist. Ich glaube, lieber Herr Brahms, Sie haben der Welt eine Perle geschenkt, wie sie deren wenige besitzt. Ihr Lied schwebt über den Abgründen des irdischen Lebens in Verklärung dahin, nicht so hoch, daß der Schmerzenshauch es nicht erreichen kann, und nicht so tief, daß es von ihm getrübt wird. Es nimmt alles auf und löst es zu ewigem Genügen. Ich könnte vieles einzelne nennen, das mir nur von Ansehen, d. h. am Klavier, aufs tiefste zu Herzen gegangen ist, und wo ich auch eine Ahnung der vollen Wirkung fühlte. Es ist aber unnötig, darüber zu reden. Sie wissen selbst am besten, was Sie getan haben. Und so danke ich Ihnen in Anselms Andenken und sende Ihnen ein frisches Lorbeerblatt von seinem Grabe.

Es ist mir geschrieben worden, daß die Nänie noch in diesem Monat in Leipzig aufgeführt wird. Wenn sich dies so verhält und Sie vielleicht selbst dirigieren, möchte ich hinkommen, da ich Freunde dort habe, die mich gerne aufnehmen. Es würde dies ein schöner Abschluß für mich sein.

Hoffentlich ist das Vermächtnis in Ihre Hände gelangt. Ich bin ängstlich, was Sie dazu sagen, und doch auch wieder in dem Bewußtsein, daß ich es nicht anders habe machen können.

Und nun genug! Sie haben mir den Trost und die Erhebung

gegeben, die ich allein noch zu empfinden fähig bin, und Sie sollen dafür gesegnet sein.

Mit herzlichem Gruß zum neuen Jahre Ihre

H. Feuerbach.



An Sophie Kayser.

Ansbach, 10. Januar 82.

Liebe Sophie!

Verzeihe, daß ich Dir so lange nicht geschrieben. Es ist mir viel dazwischengekommen, besonders seit dem 20. Dezember die traurige Katastrophe in Noer*), die mich vollkommen der Fassung beraubt hat. Nun ist alles vorüber, der liebe herrliche Mensch bei seinen Eltern in der Gruft, und mir ist, als hätte ich einen zweiten Sohn verloren. Am 4. war ich in Nürnberg. Dies alles nur zur Entschuldigung, ich mag sonst über das, was mir wehe tut, ungerne mehr sprechen. Es wird zu viel...

Wenn Du mir etwas von Dir selbst über das Vermächtnis hättest sagen wollen, so wäre mir dies lieber gewesen als die Heidelberger Urteile, die ich mir an den Fingern abzählen kann. An einzelnen Orten schlägt es durch, an andern weiß man nichts davon. Ich muß mir unsägliche Mühe geben, um das Ganze in Fluß zu bringen. Hätte Pecht nicht ein Loch ins Eis gehauen, es flösse gar nicht.

Briefe habe ich viele und wirklich über alles Erwarten verständnisvolle und fast begeisterungsvolle, aber bis solche Stimmen sich nach außen geltend machen, das dauert lange oder kommt gar nicht.

Sei so gut und schreibe mir, was Du davon denkst, ohne gelehrten Hinterhalt. Ich möchte doch die Gesinnung meiner Nächsten kennen.

Diese höchst unvollkommenen Zeilen schicke ich nach Heidelberg,

*) Der Tod des Grafen von Noer.

weil ich Dich doch wieder zu Hause glaube, und ich bitte Dich, mir über lange Schreibpausen nicht zu grollen. Ich bin müde und kann nicht mehr.

Von Wien habe ich Nachricht, daß die Nänie von Brahms von ganz wunderbarer Wirkung und die schönste seiner Kompositionen überhaupt wäre. Mir kommt es am Klavier ohngefähr auch so vor, doch wagte ich kein Urteil, weil bei Brahms doch immer das Orchester einen großen Teil der Wirkung in sich faßt.

Verzeih den schlechten Brief und lasse bald von Dir hören. Mit allen guten Wünschen zum neuen Jahre

Deine H. F.



An Johannes Brahms.

Ansbach, 17. Februar 82.

Geehrter Herr Brahms!

Als ich Ihren lieben Brief erhielt, wollte ich Ihnen gleich schreiben, nun sind doch wieder acht Tage darüber hingegangen. Zuerst freundlichsten Dank! Was die Beilagen betrifft, so kannte ich die von Hanslick schon; über Herrn S... habe ich mich doch sehr verwundert, und es ist mir angenehm gewesen, ihn seit Jahren nicht leiden zu mögen, so brauche ich doch jetzt nicht erst anzufangen. Ein solcher Bildungs- und Geschmacksmangel ist immerhin eine eigentümliche Erscheinung für einen Feuilleton-Chefredakteur.

Ich habe Ihnen aber etwas Besseres zu berichten: daß nämlich in Leipzig, wo ich in allerlei Anliegen und Geschäften war, Herr und Frau von Herzogenberg mir im Hause des Herrn Professor Wach durch einen kleinen auserwählten Chor des Bachvereins die Nänie mit Klavierbegleitung vorsingen ließen. Die Feierstimmung dieses Morgens Ihnen zu beschreiben, kann ich schwer die richtigen Worte finden. Es kommt mir vor, als wäre das Ge-

dächtnis eines edlen Toten nie tiefer empfunden und das Kunstwerk eines Lebenden nie inniger und würdiger genossen worden als an jenem Sonntagmorgen, den 5. Februar. Wenn Sie dagewesen wären, hätte es Ihnen wohlgetan. Ich werde die Stunde in meiner eigenen letzten nicht vergessen, und es ist mir, als hätte ich in diesem Kreis längst vertraute Freunde hinter mir gelassen. Sicher gelingt es mir auch noch, das Werk mit Orchester zu hören, für das erstemal war es so in tiefer Stille, ohne weltlichen Apparat das Schönste und Beste, und ich glaube, die wenigen Anwesenden haben alle so empfunden. Als das letzte „Herrlich" verklungen war, hatte niemand trockene Augen.

Ich war, von Bayreuth, wo mein einziger Verwandter wohnt, für ein paar Tage nach Leipzig gereist und blieb dann, wegen eines übertretenen Fußes, beinahe vierzehn Tage bei meinen Heidelberger Freunden, Ribbeck, in Leipzig. Die Nänie war mein Abschied.

Jetzt bin ich hier in einigermaßen ängstlicher Erwartung, weil man mir von München aus geschrieben hat, es wäre möglich, daß ich selber hin müßte wegen Ankauf der Amazonenschlacht, die dem König von seiner nächsten Umgebung zur Erwerbung für die Pinakothek vorgeschlagen ward. Die Sache zieht sich seit vorigem Herbst hin und soll nun, wie es scheint, zum Austrag kommen, ich glaube in nächster Zeit.

Schließlich muß ich noch sagen, daß Ihr Urteil über das Vermächtnis mich sehr beruhigt hat. Das kleine Buch ist wahrhaftig bis in die letzte Tiefe; um diese aber aufzuschließen, bedurfte es freilich einer liebevollen Hand. In gewissem Sinne habe ich an dem Vermächtnis getan wie Sie an der Nänie. Der Schluß sollte nicht „hinab" sondern „hinauf" lauten, nur daß Ihre Auffassung das selbständige Recht für sich hatte und ich auf mühselige Auswahl beschränkt war, in welcher der innerliche Zusammenhang äußerlich getrennter Fragmente verborgen liegen sollte. Ich bin

von einzelnen darüber getadelt worden, welche glaubten, ich wolle aus feiger Rücksicht schonend verfahren. Das war aber nicht so gemeint, wie Sie wohl verstehen, und ich weiß, daß alles, was und wie es steht, nach Anselms Geist und Willen geschehen ist, „für künftige Zeiten".

Mit herzlichem Gruß Ihre treu ergebene

H. Feuerbach.



An J. V. Widmann.

Ansbach, den 27. Juni 82.

Mein lieber Freund!

Ich habe Ihnen zweimal nach Ihrer vorigen Adresse — ich glaube — Stambach oder so etwas — geschrieben (den Brief habe ich gerade nicht zur Hand) und auch das Vermächtnis unter Kreuzband geschickt, aber keine Antwort erhalten. Nun senden Sie mir von Bern ein so schönes, rührendes Erinnerungszeichen, und ich hörte auch in Heidelberg durch Frau Prof. Holsten von Ihnen, so daß ich Ihnen jetzt wieder mit einiger Aussicht auf glücklichen Empfang schreiben und danken kann.

Ich bin in meiner Freundschaft und Anhänglichkeit ganz und voll die alte, sonst aber ist so ziemlich alles in mir zerrissen und zerbrochen. Ich habe keinen Lebensinhalt mehr und bin doch verurteilt fortzuleben. Damit ist eigentlich alles gesagt, das übrige ist Illustration.

Ich wohne noch hier in Ansbach in großer Geistesöde, was ich nach und nach anfange zu empfinden, da ich aber nicht weiß, wo anders ich hin soll oder will, so bleibe ich ruhig und lebe mich im stillen aus, leider recht langsam, denn krank bin ich nicht und muß wahrscheinlich steinalt werden. Es wäre doch sehr gut, wenn ich Sie einmal wiedersehen könnte. Das Alter flieht vor Ihnen und ein

wenig Erfrischung täte gut. Wäre ich in Nürnberg, so würde ich Sie zur Ausstellung einladen, hier aber ist nichts zu holen, als eben die Nähe von Nürnberg 55 Minuten Eisenbahn, Sie könnten selbst in einem Nachmittag hin und zurück. Das sind so Phantasien, denn Sie kommen doch nicht, wenn ich auch ein schönes großes Zimmer mit Schreibtisch für meine Gäste habe und verspreche.

Ja — lieber Freund, mein Leben ist sehr, sehr arm geworden. Ich habe gar nichts mehr zu tun. Mit dem Vermächtnis ist all mein bißchen Talent fortgeschwommen und ausgelöscht. Leben nur um zu leben ist sehr langweilig und ein undankbares Geschäft. Ich kann es eben nicht verwinden, was mir auferlegt ist, es wird jeden Morgen neu und ist jeden Abend alt.

An Anselms Nachlaß und Nachruhm zu denken und nach Kräften dafür ein wenig förderlich zu sein, ist das einzige, was noch Interesse für mich hat. Ich bin in Unterhandlung wegen Verkauf des „Urteil des Paris". Wenn es glückt, dann möchte ich etwas, wozu Sie mir vielleicht helfen könnten. Es muß in der Schweiz — ich meine in St. Gallen, noch ein Bild von Anselm sein, die balgenden Buben, der Eigentümer sei Maler, wurde mir vor Jahren gesagt. Ich möchte wohl wissen, ob es noch vorhanden ist, und wenn es mit dem Urteil gut geht, möchte ich es so sehr gerne als Trost für meine alten Tage kaufen. Wissen Sie etwas von dem Bilde, oder könnten Sie erfahren, wo es steckt?

Ich hätte eigentlich noch viel zu sagen, aber das Schreiben wird mir schwer. Lassen Sie bald ein Wort von sich hören, und grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Ihre alte treue Freundin H. Feuerbach.

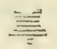


An Emma Ribbeck.

Ansbach, 30. Juli 82.

Meine lieben teueren Freunde!

.... Was spätere Arbeit betrifft, so glaube ich das einzige, was ich leisten könnte, wäre eine einfache Umarbeitung veralteter Kinderschriften, Unterhaltungsbücher oder geschichtliche Schul- und Privatbücher. Ich würde auch wohl gerne derlei einiges versuchen, und es schwebt mir dabei der Titel vor, „Geschichten aus der Geschichte", aber ich fürchte, es ist zu schwer und zu weitaussehend. Neulich habe ich unter meinen alten Sachen eine kleine Abhandlung über die alte Gesangschule in St. Gallen gefunden, die ganz amüsant ist. Ich weiß, daß ich damals, vor Jahren, ein ganzes Jahr brauchte, um das Material zusammenzubringen. Ich hatte große Pläne, in solchen einzelnen Essays vorwärtszugehen. Es ist eben jetzt auch unmöglich.....



An J. V. Widmann.

Ansbach, 31, 7 82. morgens 5 Uhr.

Mein lieber Freund!

Ihre Karte und Ihr: „Ich frage nur" ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich eine innerliche Antwort darauf geben muß. Glauben Sie nicht, daß ich die Macht und Schönheit des Gedichtes nicht fühle. Ich kann es nur nicht fassen. Es ist zu früh, vielleicht auch zu spät für mich. Es steht in der Ferne vor mir über der Erde schwebend und von lichtem Glanz durchleuchtet. Den Segen des Genius unter dem Baume habe ich behalten können, und ich höre ihn wie leise Musik, sonst nicht viel. Wie das kommt, will ich Ihnen jetzt mit kurzen Worten sagen. Sie halten mich für frisch; es ist dies aber nur wegen der Gewohnheit des knappen Schreibens. In Wahrheit ist mein Kopf krank. Alles Schöne und Erfreuliche ver-

kehrt sich mir in Schmerzen. Voriges Jahr habe ich den blauen, feuchten Glanz der Ostsee unerträglich gefunden. Er hatte für mich nur geschliffene Messer. Ich habe ein unheimliches Dröhnen im Kopfe, das mir die Gedanken lähmt. Meine Briefe kann ich nur morgens nach dem Aufstehen schreiben, eine oder zwei Stunden lang, nachher ist jeder lebendige Ausdruck unmöglich. Ich schlafe sehr wenig und bin die langen Nächte von Gewissensbissen gequält, denn ich glaube durch Mangel an Einsicht, durch Ungeschicklichkeit und Feigheit alle die Meinigen langsam um Glück und Leben gebracht zu haben. Meine große Einsamkeit im Leben, für welche ferne und nahe Freunde nicht Ersatz geben können, weil sie ihr eigenes Leben haben, und mich nicht brauchen, macht mir mein Dasein nicht wünschenswert. Ich sehne mich nach dem Tode und dämmere so hin von Tag zu Tag. Zuweilen kann ich mich ein wenig aufraffen, dann sinke ich wieder zurück. Ein eigentlicher Lebenskern und Vorrat ist nicht mehr vorhanden. Was an Lebensäußerung so aussieht, ist Widerschein vergangener Kraft ..... [Schluß fehlt.]



An Emma Ribbeck.

25. August 82.

Meine liebe Freundin!

Es ist mir unheimlich, daß ich gar nicht weiß, wo Sie sind, und wie es Ihnen geht. Hoffentlich ruhen Sie beide wohltätig im Grünen aus. Ich bitte nur um zwei Worte auf einer Karte, dann bin ich schon zufrieden.

Was mich betrifft, so habe ich einige Hoffnung, zu Hause bleiben zu dürfen, was mir Frieden ins Herz gießt. Ich habe inzwischen eine große Tat getan und den Parsifal gehört, da ich ohnehin mit meinem Neffen zu reden hatte und zwei Freibillets erhielt. Es ist eine wundersame Sache, über die ich heute nicht ausführlich

genug schreiben kann. Zuerst muß ich sagen, daß Levis Orchester Wagner zu Wagner macht. Bei einer solchen fast überirdischen Schönheit der Wiedergabe ist die Wirkung kein Wunder. Der zweite Akt ist häßlich trotz einer meisterlichen Komposition und der über Lob erhabenen Interpretation, aber im dritten Akt ist eine Szene, über die man nicht hinauskommt, und die man nicht vergessen kann, wenn man sie gehört und mehr noch, gesehen hat. Es ist die in der Kritik am meisten getadelte Fußwaschung. Ich denke mir die Wirkung ähnlich, wenn auch verfeinert, wie in Oberammergau. Die Musik besteht von Anfang bis Ende aus Motiven, die so ineinandergearbeitet sind, daß sie den Gedankengang nicht nur musikalisch, sondern erzählend vergegenwärtigen. Man hört durch die ganze Oper stets dieselben Klänge, einzeln, verbunden, ganz, halb, taktweise, in andern Tonarten, dur, moll: unsere Klassiker hätten dies nicht tun können, denn sie wären sonst an ihrem Reichtum erstickt, aber in dieser halb menschlich gedachten, halb künstlerisch verarbeiteten Darstellungsweise liegt, glaube ich, der Zauber, welcher diejenigen unterjocht, die ihm verfallen. Was mich betrifft, so glaube ich das Werk besser als manche andere verstanden zu haben, weil der Kapellmeister es mir den Tag zuvor aus der Partitur vorgespielt hat, so wie es eben nur ein Kapellmeister wie Levi kann. Dann habe ich selbst den Klavierauszug vorgenommen. Dies alles hat mich sehr aufgeregt. Die Aufführung aber habe ich ganz in Frieden angehört, wie ein Bekanntes, das erstemal ganz, das zweitemal den dritten Akt. Dann kam ich nach Hause, bereichert und mit doppelter Liebe zu meinen alten Göttern, weil ich das Große und Schöne, was mir außerhalb begegnete, mit Verständnis und Dankbarkeit zu ihnen heimbringe und das Störende vergesse.

Der Parsifal ist ein würdiger Abschluß. Wenn W. noch eine Oper schreibt, so wird sie abwärts gehen. Es ist eine religiöse Tat,

eine Sündererlösung, die er für sich selber gebraucht hat, und sie ist so ernst gemeint, daß man nicht an Theater und Entweihung denkt. Nun genug. Herzlichen Gruß von Ihrer

H. Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

23. Oktober 82.

Meine liebe teure Freundin!

. . . . Ich denke manchmal, daß jedes Menschenleben seine bestimmte Tonart hat, die aus dem Charakter wächst, und daß es, nach so vielen Abweichungen, wieder dahin zurück muß und darin endigt. Wunderlich genug, daß meine Ruhelosigkeit eigentlich aus einem ruhigen Untergrund aufwächst.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ich bedarf der Nachsicht, ich weiß es, aber Sie sind gut und haben Geduld — Sie beide.

Ich freue mich nachträglich Ihrer schönen Reise, die Ihnen den Winter recht erhellen wird. Wie oft denke ich an den lieben Aufenthalt bei Ihnen — das ist mein Venedig und Genua.

In treuer Liebe Ihre

H. F.



An Emma Ribbeck.

Meine liebe teure Freundin!

. . . . Ich lebe in der Stille, einsam in mich selbst verwickelt und verstrickt und muß mich jeden Morgen von neuem besinnen, daß ich niemanden mehr habe, der mir von Gott und Rechts wegen angehört.

Wie sehr ich mich freue, daß es Ihnen wenigstens leidlich geht, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Es weht eine heilsame Luft

in Ihrem Hause, die den Geist stärkt und dem Herzen wohltut. Auch über Musik mag ich gerne von Ihnen hören. Auf Rubinstein habe ich immer viel gehalten. Der Parsifal ist, nachdem ich den Klavierauszug in die Hand bekommen, seines sinnlichen Zaubers beraubt, vor meinen Augen in einen Abgrund versunken, aus dem ich ihn nicht herausziehen will für mich, sondern ich gebe ihm eine Grabschrift, die heißt „musikalische Armut", und so wird es recht sein. Wie man die Einleitung als Konzertstück spielen kann, ist kaum zu begreifen, denn sie ist eben nichts; drei „Leitmotive" und dazwischen gebrochene Akkorde in derselben Tonart auf und ab. Das einzige interessante alte Motiv ist aus einer alten Messe, die man in Dresden beim Abendmahl in der Kirche singt. Wagner ist alt und sollte nicht mehr schreiben.

Da ist Brahms ein anderer Mann im Reichtum der Bearbeitung und harmonischen Erfindung. Ich habe in diesem Jahre etwas Brahms studiert und so viel gelernt, daß ich sehr dankbar bin. Demohngeachtet faßte mich nach monatelangem Lernen plötzlich die Sehnsucht nach der C moll-Phantasie von Mozart, und ich habe in ihr meine arme Seele reingewaschen von allem Raffinement der neuen Zeit.

Tausend herzliche Grüße Ihnen beiden.

Bleiben Sie gut Ihrer

H. Feuerbach.



An Heinrich Heydenreich.

30. 1. 83.

Lieber Heinrich!

Herzlichen Dank für Deinen Brief. Ich habe inzwischen das Geld angemeldet und 14 Mark Steuer zu bezahlen. Und nun will ich Dir flüchtig antworten, da ich immer mit dem Gedanken

umgehe, ein paar Tage zu kommen. Ich habe so große Sehnsucht.

Was das Verdienen betrifft, so seid Ihr nur willkommener Vorwand und Hilfe. Lieber Heinrich, wer sein ganzes Leben für andere gedacht und gesorgt hat, der lernt im Alter schwer mit sich allein zurechtkommen. Ich will nicht arbeiten, um meinen Nachlaß zu mehren, sondern ich möchte meinen Nachlaß für Euch mehren, um nicht in Melancholie zu versinken. Ich verlange ja nicht als Erbtante geschlachtet zu werden, schließlich hätte ich vielleicht selbst Hörner, sondern ich suche eine Türe ins Leben. Der Müßiggang bringt mich um. Die Musik erzeigt sich wieder ein klein wenig wirksam in mir, und zu was man Talent hat, das gibt doch auch ein wenig Freude. Überhaupt fange ich an, egoistisch zu werden, und daß mein Egoismus sich Euch aus innerem Drang zuwendet, das darf Euch nicht verdrießen und nicht beunruhigen.

Was die Amazonen betrifft, so denke ich nicht an so winzige Summen. Ich dachte an den Grundstock eines Kapitals, das durch Gleichdenkende vergrößert wird. Süddeutschland hat keine solche Einrichtung für Maler, nur für Bildhauer ist in München eine solche Stiftung. Ein fester Punkt in dem realen Unfug unseres Kunstlebens, der unbeirrt nach der edeln klassischen Richtung zeigt, ist, glaube ich, zeitgemäß und hat keinen andern Namen als Anselm Feuerbach. Mein Gedanke ist nicht der, persönlich Unbekannten zu helfen, sondern er gilt einem idealen Wegzeiger in der Kunst und würde in die Zukunft reichen, wenn er ausführbar wäre und zu einem Asyl werden für edlere Kunstrichtung. Alles Dauernde fängt klein an und wächst, wenn es lebensfähig ist. Kommt die Regierung nicht entgegen und findet die Sache keinen Anklang, so ist es eben ein mißlungener Versuch, der mir wenigstens ein gutes Gewissen hinterläßt. Daß eine solche Verwendung seines Nachlasses Anselms Wunsch und Absicht war, das weißt

Du. Er wollte mir nur soviel, als ich zum Leben brauchte, lassen „Du brauchst doch nicht viel mehr, wenn ich fort bin", sagte er Daß meine Idee, so wie ich sie im Kopfe habe, ihm recht ist, dessen bin ich gewiß. Es handelt sich nur um die Ausführbarkeit. Übrigens hat die Sache Zeit. Noch lebe ich, und Herr v. B. weiß so gut Geld zu schaffen für den König, daß er ihn wohl nicht so schnell fortlassen wird. Etwas Kleines, Dummes fange ich nicht an, dessen darfst Du sicher sein. Aber um ein Bettelgeld gebe ich das Bild auch nicht weg an lumpige Kunsthändler, sondern schenke es lieber als Vermächtnis der Münchener Galerie, das bleibt immer noch übrig. Und um mich frei zu fühlen, will ich noch einiges Geld verdienen „zu meinem Vergnügen". Gelingt es nicht, so mag es auch sein .....

Eure H. F.



An Fritz Gurlitt.

Ansbach 12. Oktober 83.

Hochgeehrter Herr!

Ich war eine Woche verreist und beantworte deshalb Ihren freundlichen gütigen Brief erst heute.

Ihr Name ist mir gar wohl bekannt und, hätte sich die Gelegenheit ergeben, so würde ich gewiß mit vollem Vertrauen Ihnen entgegengekommen sein. Selbst die Initiative zu ergreifen fehlte mir der Mut. Wenn Sie wüßten, wie viele trübe Erfahrungen mir der Weg des Kunsthandels gegeben hat, so würden Sie dies natürlich finden. Ich habe den künstlerischen Nachlaß meines Sohnes, so gut ich es vermochte, allmählich, zwar um geringe Preise, aber an gute und geehrte Orte verkauft, nachdem auf der Ausstellung in Berlin doch auch ein bedeutender Teil desselben verwertet ward. Meine Verpflichtungen sind bis auf einen kleinen Teil gelöst, und das Fehlende ist durch Ausstände gedeckt.

Ich selbst habe in meiner Wohnung nur noch wenige Andenken, die ich, wenn auch mit einigem Herzweh, weggeben möchte, wenn eine passende Gelegenheit sich finden sollte. Sie kennen diese kleinen Sachen von Berlin her: Eine kleine römische Pinienlandschaft, ein Blumenstück (schöne Rosen), ein paar Studienköpfe aus früherer Zeit, von welchen einer der Meyerschen Sammlung angehörte, dann eine Gartenskizze aus Villa Borghese mit Staffage, die bis jetzt keinen Käufer gefunden hat; endlich eine Porträtstudie aus dem Jahre 52, die ich aber nicht verkaufen darf, da ich sie selbst als Geschenk erhielt. Hinter allen diesen kleinen Dingen steht noch die große Amazonenschlacht unverkauft in München. Ich gedenke sie der Pinakothek testamentlich zu vermachen, da eine andere Verwendung nicht zu erhoffen ist.

Wenn Sie so freundlich sein wollten, zu überlegen, ob für eines oder das andere der genannten kleinen Bilder noch eine mäßige Summe aufzubringen wäre, so würde ich Ihnen dankbar sein. Ich bin zwar durch eine ganz freiwillig angebotene Pension des Königs von Bayern vor Not gesichert, aber ein kleiner Vorrat für unvorhergesehene Fälle ist in meinem hohen Alter doch wünschenswert, und wenigstens wäre es mir angenehm, meine Schuld bei Ihnen auf solche Weise lösen zu können.

Im ganzen hat sich mein Geschäft wie durch ein Wunder ruhig und sicher abgesponnen, und ich bin für günstige Wendung zwei Männern den tiefsten Dank schuldig, die in dem ersten schrecklichen Moment für mich eingetreten sind; der erste ist mein Neffe, Rechtsanwalt Heydenreich in Bayreuth, welcher mir durch Vorschuß die Möglichkeit der Erwerbung des Nachlasses gegeben hat, und der zweite Herr Direktor Jordan, der durch die Ausstellung in Berlin den Künstlerruhm meines Sohnes gerettet und verewigt hat. Das sind Dinge, über die man mit gewöhnlichen Worten gar nicht reden kann.

Nun denke ich alles Nötige kurz berührt zu haben und bitte Sie gelegentlich um Ihren gütigen Rat hierüber. Daß für eine „Ausstellung" das Material viel zu klein und gering ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Die kleinen Perlen eignen sich nur für zufällige Auffindung.

In vollkommener Hochachtung

Ihre ergebene H. Feuerbach.



An die Gräfin Noer.

Heidelberg, 3. Januar 84.

Liebe, sehr verehrte Frau Gräfin!

... Es war ein Fehler, den ich aus gutem Willen, aber ohne rechte Einsicht beging, daß ich, meine arme Kraft überschätzend, diese Aufgabe*) übernahm. Die Aufnahme des Vermächtnisses hatte mich einigermaßen sicher gemacht und ich vergaß, daß ich bei letzterem gar keine eigene Arbeit nötig hatte. Die Hauptsache lag fertig da, und die Briefstellen waren aus einem Überfluß gleichfalls fertig und unveränderlich auszuwählen. Die gegenwärtige Arbeit aber erfordert eine schriftstellerisch ausgebildete Kraft und eine Menge von Kenntnissen der verschiedensten Art, welches alles ich nicht besitze. Ich lernte dies während der Arbeit nach und nach einsehen, und wie ich darunter litt, das sollen Sie nie im ganzen Umfang erfahren. Dennoch wollte ich mein Versprechen halten auf die Gefahr hin des völligen Mißlingens und Ihnen die Arbeit übergeben fürs Feuer, für den Papierkorb oder zu irgend beliebiger Benutzung ...

Obgleich ich Ihre Ansicht wegen Erweiterung des Manuskriptes giltig und richtig finde und oft bedauert habe, daß mir die Gabe einer anmutigen Verbreitung in Wort und Schrift abgeht, so kann

*) Die Herausgabe der Lebenserinnerungen des Grafen Noer.

ich doch über die Gewohnheit, mich immer an das Wesentliche zu halten, nicht hinauskommen. Es ist einmal meine Natur so und alles, was ich rede und schreibe, neigt zur Kürze. Daß manche Blume dabei zur Seite fällt, ist leider wahr, aber ich kann es nicht ändern ...

Ich hätte diese Aufgabe das erste Mal nicht übernehmen sollen; das zweite Mal würde es eine unverzeihliche Überhebung und zugleich eine Schädigung meiner selbst sein, denn ich bin alt und ungesund, und ich habe das beste Teil meiner geistigen Fähigkeiten eingebüßt. Ich kann und darf mir keine Pflicht mehr auferlegen, von der ich weiß, daß ich sie nicht genügend zu erfüllen imstande bin. Wollte Gott, ich hätte dies früher eingesehen, dann wäre mir das schmerzliche Gefühl, Ihnen ein Jahr in dieser heiligen Sache geraubt zu haben, erspart geblieben. Ich bitte Sie, meinen Mangel an Urteil und Einsicht mir meines guten Willens wegen zu verzeihen. Denke ich an die Zeit zurück, wo ich den Nekrolog zu schreiben vermochte, ist es mir wie ein Traum. Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Haben Sie Nachsicht, und glauben Sie, daß ich es stets gut und treu meinte und alles tun möchte, was und wie Sie es wünschen, aber ich kann nicht mehr, Mut und Fähigkeit ist dahin ...

Es ist mir unmöglich, mehr zu schreiben. Nehmen Sie vorlieb und wenn Sie irgend können, so schenken Sie diesem Briefe Gewähr und Erfüllung. Das einzige, was ich bedarf und ersehne, ist jetzt Ruhe und Frieden.

Mit den innigsten Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohl in treuer Liebe H. F.



An Rosalie Artaria Braun.

Meine liebe teure Rosalie!

Sie werden nicht begreifen können, wie ich Ihren Brief, einen Brief, wie man ihn höchstens ein paarmal im Leben schreibt, so lange unbeantwortet lassen konnte. Ich bin eben ein wenig krank gewesen und durch viel Trübes, das mich umgab, niedergedrückt und ermüdet, so daß ich mich, die Wahrheit zu sagen, nicht würdig fühlte, mit meinem verkrüppelten und verdummten Sein in Ihren Lichtkreis zu treten. Ich schämte mich. Nun da es mir aber doch wieder besser zumute ist, will ich Ihnen wenigstens sagen, daß ich eine große innige Freude hatte, Sie — bald hätte ich geschrieben „Sie wiederzusehen". Und es wäre auch so ziemlich richtig gewesen, denn Erkennen und Verständnis ist ja doch wohl ein inneres Sehen.

Von mir, gute Rosalie, möchte ich so wenig als möglich sagen. Ich bin eine leidliche alte Frau, die sich mit ihrem schweren Schicksal insoweit abgefunden hat, als es ein Mensch, dem es an dem richtigen gesunden Egoismus — ich meine an aufrichtigem Selbstgefühl und Tatkraft fehlt, durch das Aufgeben seiner selbst, durch die Ergebung (nicht gerade in religiösem Sinne) erringen kann. Ich habe Schiffbruch gelitten zu einer Zeit, als es für mich zu spät war, ein eigenes Leben zu beginnen, das ich überhaupt nie hatte. So suchte ich in den mich umgebenden Trümmern ein wenig aufzuräumen. Weiter blieb nichts übrig. Seit einem Jahr etwa fühle ich auch mit ziemlicher Raschheit die Fortschritte des Alters in Kopf und Gliedern. Es ist mir aber alles recht, nichts was kommt, ärgert mich, und das einzig Notwendige, was kommen muß, wird mich am allerwenigsten verdrießen, sondern ich freue mich sogar darauf.

Mein Leben ist mit dem Jahr 80 gründlich zu Ende. Das bißchen Nachruhm will nicht viel heißen. Und das ist alles. Hier in Ans-

bach ist eine Geistesöde und Kleinlichkeit, die mich manchmal lachen macht. Von meiner Einsamkeit haben Sie gar keine Idee. Ich bin hierhergezogen, weil ich zu arm war, woanders zu leben. Jetzt ginge es wohl, vielleicht; nun aber bin ich träge und fürchte die Unbequemlichkeit der Veränderung.

Anliegend erhalten Sie die zweite mit Mühe und vielen Schwierigkeiten errungene neue Auflage des Vermächtnisses. Ich lege Ihnen auch noch einen Lichtdruck bei, den ich für das Buch habe extra machen lassen, der aber nicht angenommen wurde.

Und nun nur noch tausend herzinnige Grüße von Ihrer alten treuen mütterlichen Freundin

6. Dezember 1884.

H. Feuerbach.

An Kabinettssekretär von Ziegler. (Entwurf.)*)

Euer Hochwohlgeboren!

Hochverehrter Herr Ministerialrat!

Der große Historienmaler Anselm Feuerbach hat für „Freunde und Schüler" seine Lebensgeschichte in einem ernsten Buch „Vermächtnis" niedergelegt. Dieses Buch dürfte, wie ich vermute, insbesondere unter der jüngeren Künstler- und Gelehrtenwelt nicht genügend bekannt geworden sein. Zur Ehrung des Andenkens des großen Künstlers und in der Überzeugung, daß die in dem Werke enthaltenen Urteile und Erfahrungen gerade bei den jüngeren Kunstbeflissenen nützen könnten, erlaube ich mir an E. H., den berufensten Gönner der schönen und großen Kunst, eine Anzahl von 50 Exemplaren der gedachten Schrift zur beliebigen Ver-

*) Anm. Dieser anonyme Brief wurde durch Herrn von Bürkel mit der Sendung der Exemplare übergeben.

teilung an junge Akademiker und Kunstgelehrte zu übersenden. Im voraus dankend für freundliche Erfüllung seiner inständigen Bitte zeichnet mit ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung

München, 7. Januar 1885.

ein Verehrer Anselm Feuerbachs.



An Hermann Levi.

31. Januar 85.

Lieber verehrter Freund!

Eben ist die Kiste angekommen und aufgemacht, und nun muß ich doch sagen, daß ich eine große Freude empfinde, das Bild behalten zu dürfen*). Seit die Papierstreifen weg sind, die die Gesichtszüge in Felder teilten, sind die Mängel nicht so auffallend, und die ganze Erscheinung ist so warm und lebensvoll und die Haltung des Kopfes so auffällig gut, daß ich mich schnell daran gewöhnen und es lieb haben werde. Sie sind so gut und senden Sonnenstrahlen in ein einsames, dunkles Leben und treffen immer das Rechte. So danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Sowie Sie das Bild wieder haben mögen, geben Sie mir ein Zeichen, und wenn nicht, so erhalten Sie es doch hoffentlich nicht allzu spät wieder, denn man pflegt in der Regel nicht allzulange zu leben, wenn man die Siebenzig hinter sich hat...



An Fritz Gurlitt.

25. 2. 85.

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen zuerst meine herzliche Freude über Ihr neues Familienglück ausspreche. Daß alles so gut vorübergegangen, ist mir eine große Beruhigung, und im Glauben an Ihren

*) Das von Lenbach gemalte Porträt Anselms.

guten Stern hoffe ich auch auf ein wenig Licht für mich, obgleich der gegenwärtige Augenblick mehr auf Dunkelheit für meine Person schließen läßt. Ich weiß nämlich seit einigen Tagen, daß in meinen beiden Augen ein Starleiden vorhanden ist, ob grau, grün oder schwarz, ist mir noch unbekannt. Ich gehe nächste Woche nach Würzburg und werde dann mein Urteil in der Klinik des Professor Michel hören. Daß ich bei allem, was mich allein selbst betrifft, ruhig sein kann, ist ein großes Geschenk. Mein Neffe kam ganz aufgeregt und glaubte mich trösten zu müssen. Er war verwundert, da dies gar nicht nötig war. Ich finde auch wirklich diesen Abschluß logisch und in gewissem Sinne harmonisch, wenn auch nicht angenehm und wünschenswert.

Was die Bilder betrifft, so weiß ich natürlich wenig zu sagen. Mir ist nur so viel klar, daß wir das Bild*) wiederhaben müssen, und sollte es aus der Konkursmasse gekauft werden. Ich glaube nicht, daß ich mich je beruhigen könnte, wenn es verschleudert würde. Weshalb hätte ich alle die großen Opfer gebracht, wenn ich jetzt kleinmütig nachgeben wollte? Was von meiner Seite dazu nötig ist, das soll geschehen, soweit ich irgend vermag. Mein Vertrauen auf Sie ist fest und sicher. Ich weiß, daß Sie für mich tun werden, was möglich ist, darüber bedarf es keiner Worte. So nehmen wir den Kampf auf und werden auch wahrscheinlich siegen, auf eine oder die andere Weise. Auch habe ich im Jahre 80 viel größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, als die jetzige ist, und ich war unerfahren und allein von Schmerz, gebrochen, und es ist doch bisher immer gelungen, so wird auch das letzte nicht scheitern. Mein Neffe hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß wenn Sie irgendeinen vertraulichen oder subtilen Rat juristischer Art bedürften, er mit Freuden Ihnen nach Vermögen dienlich sein würde.

*) Die Amazonenschlacht war an einen Hamburger Bankier verkauft worden und sollte eben abgesandt werden, als dieser in Konkurs geriet.

Was nun die Geldsache betrifft, so wäre das einzige, was mir nicht eigentlich nötig wäre, aber zur Beruhigung gereichen würde, die Zahlung von 140 Mark an die Geroldsche Buchhandlung. Ich war so unvorsichtig, im Glauben an die Februar-Zahlung des Herrn Voß zur Verteilung an unvermögende Akademieschüler 100 Exemplare des Vermächtnisses zu bestellen, von denen bereits 80 „im Auftrag eines Kunstfreundes" zu München, Dresden und Nürnberg ausgegeben sind. Bis auf die genannte Summe habe ich auch schon Zahlung geleistet. Zu diesem Rest aber wollte es bis jetzt nicht reichen. Ich schreibe Ihnen dies nicht eben als Bitte, denn Herr Gerold könnte wohl warten nach dem guten Geschäft, das er an mir gemacht hat, da Sie aber so freundlich waren, meine Bedürfnisse zu berühren, so wollte ich es einfach erwähnen. Eine zweite leichtsinnige Handlung wollte ich begehen, als Ihre Nachricht vom 14. Januar rechtzeitig dazwischen kam. Ich wollte eine Wohnung in Nürnberg mieten. Zum Glück war ich noch nicht gebunden. In allem sonstigen sind meine Verhältnisse ganz geordnet.

Die Freundlichkeit S. K. H. des Großherzogs von Weimar hat mir sehr wohl getan. Ein schön gebundenes Exemplar geht morgen nach Weimar ab, wobei ich mich auf die von Ihnen freundlichst vermittelte Erlaubnis berufen werde.

Seit zwei Tagen ist auch eines der vier ersten Kupferstichblätter der Madonna bei mir angekommen. Ich bin über die malerische Wirkung des Stiches höchst erstaunt und erfreut. Er gibt wirklich das Bild in voller Wahrheit.

Von Lenbach habe ich eine Kohlenzeichnung, Anselms Porträt, erhalten, von dem ich im Anfang durch die lebendige Wirkung erschüttert war, jetzt aber doch unbefriedigt bin. Es ist eine Mischung von Derbheit und forcierter Idealisierung, die beide nicht zusammen passen.

Gestern hörte ich, daß Herr Graf v. Schack hoffnungslos krank sei und die Galerie unmittelbar nach dem Tode an die Nationalgalerie in Berlin geschickt werden sollte. Für diesen Fall muß ich eine in meinem Testament beabsichtigte Bitte jetzt gleich aussprechen. Es betrifft die Aufstellung des Gastmahls mit den andern Bildern. Bei Gelegenheit bitte ich Sie um die genaue Adresse des Herrn Professor Dohme. Ich möchte an ihn schreiben, denn er war immer gut und verständig gegen mich gesinnt. Dem Gastmahl muß man auf ebenem Boden wie in guter Gesellschaft gegenübertreten, sonst kennt man es nicht. So ist die Meinung meines Sohnes gewesen.

Dies wäre alles, was für heute nötig. Im Bewußtsein gegenseitigen Einverständnisses und unverbrüchlichen Vertrauens

Ihre ergebene H. Feuerbach.



An Fritz Gurlitt.

16. März 85.

Hochgeehrter Herr!

Sie können sich denken, wie sehr Ihre Nachricht mich beruhigte und erfreute. Einmal zunächst um der Rettung des Bildes selbst willen, dann um Ihretwillen, denn Ihr pekuniärer Verlust wird überwunden werden und das Vertrauen sich verdoppeln; zuletzt um meiner selbst willen. Die Ruhe wird mir wohl tun. An die Zukunft denke ich nicht, sondern lege die Sache in Ihre Hände. Gelingt Ihnen ein Verkauf, so ist es gut, wo nicht, so gibt es immer noch ein letztes Mittel, welches dem Bilde eine feste Heimat für die Zukunft gewährt. Vor der Hand gebe ich es Ihnen zu freier Verfügung; die gewünschte Schrift liegt bei. Wünschen Sie dieselbe in anderer Form, so bitte ich um Anweisung. Sie müssen wohl recht schlimme Erfahrungen bei Ihren Künstlern gemacht haben, daß Ihnen meine einfache, vernünftige Anschauung auffällig ist.

Ich begreife nicht, wie man in dieser Sache überhaupt hätte anders denken und handeln können. Daß Sie dem Manne vertraut haben, ist menschlich gut und schön. Lieber zehnmal vertrauen, wo das Gegenteil richtig gewesen wäre, als einmal mißtrauen dem, der Vertrauen verdiente.

Wie mag es dem armen Mann im Gefängnis zumute sein. Mich schauderts, wenn ich daran denke. Gefühllos ist er doch nicht, sonst hätte er nicht den Brief schreiben können, den Sie mir gezeigt oder vorgelesen haben. Es hat ihn wohl Leichtsinn von Stufe zu Stufe ins Verderben gestürzt.

Nun — mir haben Sie die größte Last vom Herzen genommen. Was mir sonst auferlegt ist, werde ich mit Ruhe ertragen und es mir zum Nutzen wenden, so gut ich eben vermag.

Ich war inzwischen bei dem Würzburger Professor, der einer der bedeutendsten Spezialisten sein soll und erfuhr, daß ich wirklich den grauen Star auf dem linken Auge habe, welches ohngefähr in einem Jahre für die Operation fähig sein würde. Das rechte Auge ist noch zu gebrauchen, doch wird es mit der Zeit demselben Schicksal anheimfallen. Vorderhand habe ich Brillen erhalten, die die Sehkraft stärken, und bei denen das kranke Auge durch getrübte Gläser ganz beseitigt wird, da es mich stört.

Wenn die Sache normal verläuft, werde ich ja wohl nie völlig erblinden, indessen ist eine Operation in meinem Alter doch eine ernstliche Sache. Der Professor war sehr gut gegen mich, fast wie ein vorsorglicher Sohn, und ich habe gar keine Furcht. So wissen Sie nun alles. Anselms Bilder hoffe ich noch einmal zu sehen.

Das Vermächtnis ist zur bestimmten Zeit an den Großherzog von Weimar abgegangen. Eine Antwort habe ich bis jetzt nicht erhalten.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihre Henriette Feuerbach.



An die Gräfin Noer.

15. 2. 86.

Meine liebe teure Frau Gräfin!

Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief. Ich habe die ganze Zeit so viel an Sie gedacht und bin nun froh, daß Sie beruhigt sind, so wie ich über Ihren Zustand immer beruhigt war. Der aussetzende Puls kommt auch in jeder Bleichsucht, bei Migräne oder auch in älteren Jahren aus momentaner Schwachheit vor, ohne alles und jedes wirkliche Herzleiden. Bleiben Sie nur ganz ruhig und lassen Sie sich nicht aufstacheln durch Kurzsichtigkeit und Wichtigtuerei. Sie haben noch viel im Leben zu tun, und Gott gibt und läßt Ihnen die Kraft, es durchzuführen.

Daß Sie Pfarrer Schwarz gewählt haben als Lehrer für die liebe Carmi, freut mich, es ist ein lieber, ehrlicher, warmer und gebildeter Mensch, für alles Gute und Schöne empfänglich und deshalb vernünftig und gemäßigt in seinen religiösen Ansichten, so daß man mitgehen kann und ohne jegliche Verletzung Trost schöpfen kann, wo es nötig ist. Die Lagardesche Religion der Zukunft, so wie ich dieselbe aus dem beigelegten charakteristischen Auszug verstehen kann, scheint mir keinen wirklichen festen Grund zu bieten, der für uns Glück und Entzücken wird, wenn es nicht eben die Führung wäre, die nach Gottes ewigen Gesetzen sich zusammensetzt aus der Ordnung der Welten und Zeiten und aus unserer eigenen Natur, aus unserer Individualität, die halb frei, halb gebunden ist, und in diesem Zustande das erfährt, was wir Plan, Führung, Schicksal nennen. Ich meine, das wäre nichts Neues, sich diesem Plan nach dem Willen Gottes anzuschließen und mit unserm bißchen guten Willen und in freudiger Ergebung das Gute, Schöne, Edle zu pflegen und in uns aufzurichten. Wem Gottes Gnade sich momentan heller auftut, der mag ja wohl dankbar sein, denn er ist bevorzugt vor vielen,

wie es eben unsere strengen Orthodoxen lehren, sie nennen dies Gnadenmahl und sind auch des Glaubens, daß Christus einmal im Leben an jedes Menschenherz klopft, und daß man an sich selbst nichts bessern, sondern alles der Gnade des Heilandes überlassen soll. Ich finde dies für die Armen und Elenden mächtiger und tröstlicher, die in dem Wirrsal und Mühsal ihres Lebens unmöglich sich dieses „Lebensplanes" getrösten können, für den sie eben Trost brauchen und Erlösung durch Versöhnung und Verzeihung der Sünden und Erleichterung ihres Schicksals, durch Gedanken, die sie begreifen können. Ich denke mir die Religion der Zukunft gar nicht und will nichts von ihr wissen, wenn sie der gedrückten, der elenden, der unter der Last und Not des Lebens erliegenden Menge nicht einen wirksamen Trost geben kann, der auch dem Ungebildeten, dem Unwissenden, zugänglich ist, die keine Kraft und keine Zeit zu innerlicher Beschaulichkeit, zu Gedanken und Ideen hat, sondern die einfach Lehre und Trost braucht. Trost — wer braucht ihn nicht für Leben und Sterben. Ich habe ihn gefunden auf meine Weise, durch die Anerkennung der göttlichen Größe und Herrlichkeit und durch die absolute uneingeschränkte Ergebung in die göttliche Bestimmung und Führung, obwohl mein Leben mich, nicht durch eigene Schuld, sondern durch meine Schwachheit und Unkenntnis, ganz andere Bahnen geführt hat, als ich eigentlich jetzt für recht und vernünftig erachten kann. Gott sei Dank, es liegt hinter mir, mit aller Reue und mit allem Leid. Freuen kann ich mich auch jetzt nicht darüber, aber ich klage nicht, und die Gedanken gehen weit hinaus über Zeit und Leben, der Stunde wartend, die Licht oder Dunkel über mich ausgießen wird.

Verzeihung! Herr Lagarde ist an diesen Abschweifungen schuld. Ich muß ja doch aufrichtig sein. Daß ich mich in seine Idee so aufgeregt hineingearbeitet habe, ist ein Zeichen für ihren Wert.

Ich lebe in Stille, was mir diesen Winter Bedürfnis ist. Die Briefarbeit, welche alle Wunden der Vergangenheit aufgerissen hat, geht allmählich zu Ende. Dann ist wenig mehr für Anselms Andenken zu tun und meine Lebensaufgabe erfüllt. Was die Biographie betrifft, so steht das in weitem Felde, kommt vielleicht gar nicht zustande. Es beruhigt mich aber, daß die Briefe geordnet für alle Zeiten an sicherem Orte sein werden. Dieser Kampf ist nun auch überstanden.....

Noch habe ich zu berichten, daß mein linkes Auge nun bis auf einen Lichtschein erblindet ist — dafür sehe ich, durch falsche Spiegelungen nicht mehr gestört, auf dem rechten Auge viel besser. Mein hiesiger Arzt will nicht, daß ich jetzt die Operation vornehme. Er meint, so lange man noch auf einem Auge sieht, soll man nichts riskieren. Ich folge natürlich.

Tausend Grüße an die lieben Töchter

von Ihrer

H. Feuerbach.



An Fritz Gurlitt.

Ansbach, 18. 2. 86.

Geehrtester Herr Gurlitt!

Seit Monaten gehe ich damit um, Ihnen zu schreiben, und es verdrießt mich, daß ich es nicht getan habe, weil mir jeder Grund der Entschuldigung fehlt. Dies soll aber jetzt aufhören, und das erste, was ich schreibe, ist die Bitte, den Brief, nachdem Sie ihn gelesen, zu vernichten, weil ich in einigen Dingen aufrichtiger sein werde, als für mich und andere recht ist.

Zuerst will ich Ihnen sagen, daß ich, nach langen peinlichen innerlichen Kämpfen, den vollkommen gesichteten und geordneten Nachlaß meines Sohnes in Schriften und Briefen, soweit ich dies für richtig und geraten hielt, der Nationalgalerie übergeben will.

Vernichtet dürfen diese Papiere nicht werden, meinen Verwandten kann ich sie nicht übergeben, weil ich voraussehe, daß in der zweiten Generation jedes Interesse geschwunden sein wird; also sollen die lieben und herrlichen Briefe Anselms da, wo auch der größte Teil seiner Werke sich sammeln wird, aufbewahrt werden, und zwar in einer Art und unter Bedingungen, die jeden Mißbrauch ausschließen, dafür habe ich gesorgt.

Der Plan einer Biographie besteht allerdings noch, aber ich bin ganz sicher überzeugt, daß dies nicht geschehen wird, eben weil es nicht möglich ist. Wenn nach zehn oder zwanzig Jahren eine Hand sich findet, die sich dazu berufen fühlt, dann wird die Lebensgeschichte so ziemlich fertig aus ihrem Schrank hervorgehen; Jahrgang für Jahrgang, mit Beilagen und biographischen Erläuterungen und Notizen. Ich habe getan und tue, was ich vermag. Mit der Direktion der Nationalgalerie stehe ich auf das beste, und so muß es auch bleiben. Anselms Bilder werden gesammelt in einen Raum kommen, wenn auch erst spät. Ich habe dafür testamentlich gesorgt, dies ist das Wesentliche, was der Zukunft angehört; alles andere kommt in zweiter Linie. Sollte die Lebensgeschichte doch, wider mein Erwarten, in Angriff genommen werden, so ist, wie das Material vorliegt, wohl nicht viel daran zu verderben, und die letzte Handlegung würde mir jedenfalls gehören.

So bin ich denn endlich nach langem Quälen zur Ruhe gekommen und hoffe gehandelt zu haben, wie es recht und vernünftig war, für Anselms Andenken förderlich und für die Zukunft vorsorglich. Von Berlin aus habe ich mich der größten Freundlichkeit und Rücksichtnahme zu erfreuen. Der Feuerbachsaal ist mir so gut wie versprochen, darum gebe ich alles, was daneben liegt. —

Nun kommt noch die letzte Sorge, die Amazonenschlacht. Ich denke mir, daß Sie jetzt auch die Hoffnung auf den Verkauf auf-

gegeben haben werden, wie ich schon lange. Die letzte Gefangenschaft des Bildes in seiner Kiste ist traurig, vielleicht auch schädlich. Ich kann das Bild in Nürnberg sowohl in das Germanische Museum als auch in das Rathaus zur Aufbewahrung geben und — falls sich, wie ich glaube, keine Verkaufsgelegenheit zeigen wird, so würde ich das Bild der Stadt Nürnberg vermachen. Ich würde dasselbe der Nationalgalerie anbieten, wenn ich mich nicht scheute, zur Last zu fallen, oder auch zwei Bilderschenkungen anspruchsvoll erscheinen möchten. Diesen Punkt würden Sie vielleicht an Ort und Stelle, ohne mein Zutun, ergründen können. Der Nürnberger Plan ist kein Geheimnis und darf ganz rückhaltlos besprochen werden. Ich bitte hierüber um Ihren Rat.

Von mir selbst ist nicht viel zu sagen. Ich war seit acht Monaten in die Briefarbeit vergraben und habe nichts Wesentliches erlebt. Sehr verlange ich zu erfahren, wie es Ihnen und den Ihrigen ergeht. Ich habe Ihre liebe Frau und Ihre Kinder unauslöschlich im Gedächtnis. Darf ich bitten, sie auf das herzlichste zu grüßen. Noch bitte ich, daß Sie in diesem Briefe auch zwischen den Zeilen lesen möchten und ihn dann beseitigen.

In warmer Hochachtung

Ihre stets treu ergebene H. Feuerbach.



An Max Jordan (Direktor der Nationalgalerie in Berlin).

Ansbach, 23. März 1886.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Entschuldigen Sie gütigst meine lange Zögerung. Ich war in Leipzig sehr unwohl und konnte erst gestern abend etwas mühselig nach Hause gelangen. Die erste Sendung der bewußten Papiere wird morgen an die Nationalgalerie abgehen. Es sind die Notiz-

bücher und das Manuskript. Was die Briefe und Federzeichnungen betrifft, so müssen sie erst geordnet werden und können sicherlich binnen einer Woche folgen.

In den Briefen sind alle die in dem Vermächtnis benützten Stellen mit Bleistift angestrichen. Wer sich der Mühe unterziehen will, diese Stellen aufzusuchen und sie mit dem Texte, in welchem sie bald einzeln, bald zusammengefügt eingeschaltet sind, zu vergleichen, wird meiner Arbeit Schritt für Schritt nachgehen können und auch leicht die gelegentlichen Änderungen auffinden, welche für den Druck nötig waren. Einige wenige Aphorismen sind nach mündlicher Tradition hinzugekommen und einzelne Briefe, die als Autographen später verschenkt wurden, fehlen in der Sammlung. Ein sehr interessantes Stück ist die erste Sepiazeichnung in Düsseldorf, auf deren Rückseite ein Brief geschrieben steht, welcher im Vermächtnis auszugsweise an geeigneter Stelle mitgeteilt ist (1845).

Ich lege auf dieses Andenken großen Wert.

Was nun die Karikaturen angeht, so würde man meinen Sohn ganz und gar mißverstehen, wenn man seinen momentanen sprühenden Humor mit seiner ernsten Gesinnung verwechseln wollte. Ich wünschte diese Blätter unter strengem Verschluß, vor jedem Mißbrauch gesichert. Sie sollen nicht der öffentlichen Kritik preisgegeben, nicht zur Belustigung des Publikums ausgestellt oder vervielfältigt werden. Vielleicht dürfte ich Sie, geehrter Herr Geheimrat, bitten, mir schriftliche Auskunft und Gewähr über die Art und Weise zu geben, in welcher der schriftliche Nachlaß meines Sohnes in der Nationalgalerie aufgenommen und aufbewahrt werden wird . . . .

In dankbarer Verehrung und Hochachtung

Ihre treu ergebene

Henriette Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

Ansbach, 28. 4. 86.

Meine liebe teure Freundin!

. . . . Die A-moll-Schubertsonate Nr. 1 sitzt bereits im Kopfe, wenn auch noch nicht in den Fingern. Es ist eine fast raffiniert feine Vortragsstudie, ein sorgfältig gebundener Blumenstrauß, jede Blume am rechten Ort, voller Duft, d. h. Wohlklang, die Zwischengruppen sind etwas derber, poltriger Art, wie dicke große Blätter zwischen feinen Blüten. Darin unterscheiden sie sich von dem goldenen Strom der Beethovenschen Sonaten, in welchen An- und Absätze immer harmonisch untertauchen. Aber ich liebe die A-moll sehr und denke dabei immer an Rubinstein, und wie er es machen würde. Das ist doch nur den großen wirklichen Künstlern eigen, daß man von ihrer Kunst nicht verblüfft, sondern freudig und fruchtreich erhoben wird . . . . . .

Neulich habe ich einen Brief von einem der Berliner Nationalgalerieherren erhalten. Dieser Herr also schrieb mir, daß er und sein Freund, der Geh. Rat Jordan, fänden, daß das Vermächtnis einer Ergänzung bedürfe, und daß er — oder sie zusammen (ich weiß nicht) eine Biographie schreiben wollten, wozu ich das Material liefern sollte: alle Briefe Anselms an mich und andere, und auch meine Briefe (die Gott sei Dank alle verbrannt sind), und was sonst noch für diesen Zweck zu gebrauchen ist. Die beiden Herren kannten Anselm nicht persönlich. . . . Ich habe natürlich freundlich und höflich geantwortet, getröste mich aber des guten alten Sprüchwortes: „Die Suppe wird nicht so heiß gegessen als gekocht".

Die herzlichsten Grüße und Wünsche von Ihrer dankbaren

H. F.

An die Gräfin Noer.

23. Juni 86.

Meine liebe teure Frau Gräfin!

Was werden Sie von mir denken, daß ich Ihren letzten lieben Brief noch nicht beantwortet habe. Ich erkläre dies mit den Anfangsworten einer Kantate des alten Vater Bach: „Ich hatte viel Bekümmernis". Und nun weiß ich nicht, wo ich anfangen soll, ob mit dem ersten oder zweiten Brief. Ich fühle mich zu letzterem mehr gedrungen. Es tut mir wohl, daß Sie an der furchtbaren Katastrophe, die Bayern betroffen, so verständnisvollen und innigen Anteil nehmen, ist dies doch ein Fall, der nicht ein Land, sondern die Menschheit angeht. Ich kenne auch keinen Vorgang in der Geschichte, welcher ein Beispiel für dieses grauenhafte tragische Ende bilden könnte. Die verhängnisvollen drei Tage, in denen stündlich Telegramme eintrafen, immer drängender, immer beängstigender, bis endlich der Blitz einschlug, kann niemand vergessen, der sie in der Nähe erlebt hat. Noch jetzt sehe ich, anstatt ordentlich zu schlafen, stets die öde weite Wasserfläche vor mir und die mächtige Gestalt darin vorschreitend, dem Tode entgegen, den er sich durch einen Mord erkämpft. Der Gedanke aber, daß ein herrlich beanlagter, guter, liebevoller Mensch dazu kommen kann, zum Narren oder Caligula zu werden, durch ein paar zu dicke Schädelwände und Verknöcherungen — das ist das Schreckliche. Wer ist noch sicher, wen kann nicht ein ähnliches Verhängnis ereilen? Recht hat der König aber gehabt, daß er nicht mehr leben wollte. Es war unmöglich und der Tod Notwendigkeit. Der jetzige König ist blödsinnig, der Regent ein guter, verständiger und humaner Mann. Der deutsche Kronprinz soll so erschüttert gewesen sein in München, daß er sich kaum zu fassen wußte beim Anblick des tiefen Kummers des treuen Landvolkes, welches jetzt zur Leiche gekommen war, anstatt, wie es anfangs wollte, mit Flinten und

Sensen seinen König aus der Gefangenschaft zu befreien.....
Und nun mit innigsten Grüßen an Sie und Ihre lieben Töchter

Ihre treue

H. Feuerbach.



An Konrad Fiedler.

Ansbach, 13. 9. 86.

Hochgeehrter Herr!

Ich muß wohl sehr um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie abermals mit einer Zu- und Bittschrift behellige; selbstverständlich im Andenken meines Sohnes, da ich überhaupt nichts anderes zu sagen und zu bitten habe.

Sie rieten mir einst, Anselms schriftlichen Nachlaß zur Gründung eines Künstlerarchivs in die Berliner Nationalgalerie zu bringen. Das ist nun wirklich zur Ausführung gekommen, und ich fühle mich mit wiederholtem nachträglichem Danke verpflichtet, Ihnen diese Entscheidung zu melden. Ich selbst, glaube ich, wäre nie auf diese Idee gekommen, da ich mich mit Recht oder Unrecht ein wenig empfindlich über manches dort Vorgekommene berührt fühlte. Die kleinen Störungen aber haben sich inzwischen gelöst und die Direktion ihrerseits ist mir mit dem Wunsche nach Material zu einer ausführlichen Biographie Anselms zuvorgekommen, worauf ich mit meinem eigenen Wunsche antworten konnte. Allerdings unter allerlei Bedingungen, worunter bessere Plätze für meine Bilder die erste ist.

Ich richte nun die vorhandenen Papiere Jahrgang für Jahrgang mit Beilagen und Erläuterungen zurecht, und hier kann ich nun nicht umhin, die nächsten Freunde meines Sohnes um kleine Mithilfen zu bitten. Anselm hat Sie sehr lieb gehabt, ist doch eine Zeitlang viel mit Ihnen zusammen gewesen. Wollten Sie nicht die

Güte haben, und mir in Brief oder anderer Form (leicht flüchtig und mühelos nur) mitteilen, was Ihnen Charakteristisches von ihm in der Erinnerung aus jener Zeit auftaucht, wie er sich Ihnen zeigte, und wie Sie ihn beurteilten, künstlerisch und menschlich? Und dies in strenger Wahrhaftigkeit, ohne Rücksicht und Rückhalt? Man darf einem Toten das Unrecht nicht antun, seine Fehler zu verhüllen!

Das ist es, was ich zu bitten habe. Ob aber und wann es mit der Ausführung des guten Vorsatzes Ernst wird, kann ich natürlich nicht bestimmen. Ich möchte nur, so gut ich es vermag, meinen Auftrag erfüllen und dadurch das Gelingen des Planes möglichst fördern.

In diesen Tagen habe ich von der Dresdener Galerie einen schönen Kupferstich von Anselms Madonna erhalten, und Sie werden sich freuen, zu erfahren, daß eine Sammlung seiner schönsten Handzeichnungen demnächst bei Hanfstaengl erscheinen wird.

Nehmen Sie — ich bitte — diese Zeilen freundlich auf und sagen Sie Ihrer verehrten Gemahlin einen warmen Gruß von mir. Noch bitte ich, meine schlechte Schrift zu entschuldigen; ich bin auf dem linken Auge inzwischen blind geworden.

In hochachtungsvoller Freundschaft Ihre ergebene

Henriette Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

23. September 86.

Meine liebe teure Freundin!

. . . . Während der Festtage in Heidelberg sind Sie gewiß mit Ihrem lieben Manne dagewesen; ich habe hier getreulich mitgefeiert mit Bildersehen und Drucksachenlesen, nur die Rede von Herrn Kuno Fischer habe ich nicht fertig gebracht, sie hat mich

fürchterlich gelangweilt. Die Pfälzer Geschichte liest man doch viel lieber in Häusser.

Wo wird Sie dieser Brief treffen — wohl im Süden? Diesmal aber ist der Süden auch zu uns gekommen. Es war heiß bis zu 26 Grad. Seit der letzten Heidelberger Reise im Mai bin ich ganz zu Hause gewesen und in tiefer Arbeit. Die Herren in Berlin haben nicht nachgelassen, und ohne offene Unfreundlichkeit konnte ich nicht loskommen. Ich habe also bis jetzt das biographische Material von Jahrgang zu Jahrgang sorgfältig geordnet und bin nun bis zum Jahre 1864 gediehen. Ebenso soll mir das Manuskript vor dem Druck vorgelegt werden, soweit bin ich versichert, dann will mir die Nationalgalerie für Gebrauchserlaubnis und Vorarbeit ein großes Honorar — 3000 Mark und auf meinen Wunsch Anselms Bildern besseren Platz geben. Die Schackschen werden wohl auch bald nach Berlin kommen, denn Graf S. ist schwer krank, was mir leid tut (Ich möchte ihm so gerne noch etwas Liebes erzeigen und weiß nicht, wie ich es anstellen soll). Anselms Bilder aber sollen dann, wenn immer möglich, in einen Saal zusammenkommen. Das ist für mich etwas so Großes, daß alles andere daneben gut und recht wird, wenn es auch nicht so sein sollte . . . .

Tausend Grüße Ihnen beiden. Zürnen Sie mir nicht, zweifeln Sie nicht an Ihrer treuen

H. Feuerbach.



An Fritz Gurlitt.

Ansbach 1. 12. 86.

Lieber Herr Gurlitt!

Ich habe mich so sehr über Ihren Brief gefreut, daß ich Ihnen sofort antworten muß. So ist ja jetzt der Verlust ersetzt und alles

gut. Ich hatte eigentlich gar kein Recht, mich zu ängstigen, und doch ist Ihr Unfall mir schwer im Sinn gelegen. Wenn man für liebe Menschen zu sorgen hat, dann ist das Geld etwas, das Macht über die Seele hat. Wahre Teilnahme ist aber auch ein Reichtum, wenn selbst im Schmerz und Unbehagen. Ich wünsche Ihnen aus aufrichtigem Herzen Glück und ungestörtes Gelingen und eine ungetrübte Zukunft. Wegen Briefschuld sich zu entschuldigen, das brauchen Sie bei mir nie. Ich tue dies immer gleich selbst vorher.

Diesen Sommer habe ich ein Großnichtchen kennen gelernt, eine kleine Feuerbach, die hat mich mit den Augen Ihrer Margaretha angesehen, mehrere Minuten lang unverwandt, ernsthaft, forschend, dann endlich flog ein Lächeln über das Gesichtchen, und ich war in Gnaden angenommen, gerade so wie bei Ihrem Kinde. So etwas kann man nicht vergessen, aber es kann nun geschehen, daß die Erinnerung an diese vier rätselhaften glänzenden Sterne zuweilen in zwei zusammenfließt.

Ihre Nachricht über Herrn Stauffer-Bern war mir sehr beruhigend. Sein zweiter Brief gefiel mir auch sehr gut. Er schrieb: daß er Anselm als den einzigen verstorbenen unter die lebenden Künstler versetzen und mit ihm beginnen wolle, „weil er doch von allen Zeitgenossen die größte Bedeutung für die Zukunft haben werde."

Es ist nicht möglich, Großes mit kürzeren Worten auszusprechen. Über alles Folgende werde ich Ihnen Bericht erstatten. Ich bin ohne alle Illusionen und will auch Ihrem Rate wegen der Amazonenschlacht folgen. Im Notfall muß ich eben einen Rahmen machen lassen. Ein großer von braunem Holz, freilich nur schmal und für ein anderes Bild — das Gastmahl, gemacht, liegt noch in München. Anselm wollte für die Schlacht einen Goldrahmen, und sie hatte ja auch einen breiten prachtvollen Rahmen, den aber Herr Allgeyer aus eigener Macht zerschneiden und für das Urteil zurechtmachen ließ, während ich den Holzrahmen für letzteres Bild

bestimmt hatte. Herr von Stromer (der Bürgermeister von Nürnberg) hat mir Platz im Rathaus zur Aufbewahrung angeboten. Dies alles hat Zeit bis ins nächste Jahr.

Daß es mich sehr freuen würde, Ihren Herrn Bruder bei mir empfangen zu dürfen, ist selbstverständlich, und es wäre allerdings eine große Beruhigung für mich, die Biographie-Arbeit in sicheren Händen zu wissen, aber es ist jetzt noch nicht die Zeit dazu. An der Nationalgalerie steht der Plan noch ganz fest, und es ist mein ernstlicher Wunsch, mit der Anstalt, in welcher sich der größte Teil von Anselms Werken sammeln wird, in Frieden und Freundschaft zu bleiben, solange ich lebe, weil mir den höchsten Wunsch, die Bilder in einem Raum beisammen zu wissen, niemand erfüllen kann als die Nationalgalerie. Es wird aber die Zeit kommen, in welcher das Unvermögen, welches jetzt schon im Gefühl aufdämmert, zum Bewußtsein kommt, und wenn dann Ihr Bruder das Material aufnehmen will, so ist es mir lieb und recht, und ich weiß es getrost in seinen Händen. Die Papiere werden in einem eigenen Schrank unter Verschluß gehalten und nur für einzelne, welche ein wirkliches Interesse haben, zur Durchsicht eröffnet. Ich habe mir hierüber offizielle Gewähr erbeten. Die Papiere stehen also Ihrem Herrn Bruder jederzeit zur Einsicht offen, sowie alles beisammen sein wird. Bei seinen Studien haben sie ja überhaupt für ihn Interesse. Ich bitte aber für jetzt um strengstes Schweigen, denn „ich darf nichts anderes denken und wissen, als daß das Direktorium der Nationalgalerie diese Biographie veröffentlichen wird" und in diesem Hinblick darf ich die Wünsche aussprechen, welche mir im Andenken meines Sohnes die höchsten sind. Alles Schriftliche verschwindet gegen die Wirkung der Werke. Nicht wahr, Sie verstehen dies alles richtig und gründlich? Selbst eine ungenügende Druckschrift kommt mir nicht in Betracht, gegen diesen einen Hauptgedanken. Ich will nicht, daß mir das heilige letzte Bild, das Konzert wie ein

bestraftes Schulkind vor der Türe steht, ich will nicht, daß das Gastmahl durch das Treppengeländer schräg zerschnitten wird. Dieses Bild muß den Beschauer empfangen, wie eine feine Gesellschaft einen lieben Gast in ihrer Mitte. Was ich in Berlin bei dem Anblick meiner Bilder empfunden, das weiß niemand auf der Welt. Und nun will ich langsam und allmählich das Verständnis aufwecken, welches andere wie ein Blitz trifft.

Mit herzlichem Gruß an Ihre liebe Frau

H. Feuerbach.



An Sophie Kayser.

15. Dezember [1886].

Liebe Sophie!

So lange habe ich nichts von Dir gehört. Verzeihe mir mein Schweigen. Das Schreiben wird mir etwas schwer und meine Freunde müssen Nachsicht mit mir haben....

Ich war seit dem Tode Leonorens, wo ich am 5. Mai nach Hause kam, nicht einen Tag aus Ansbach fort. Ich hoffte, in diesem Winter etwas nach Norden zu kommen, um noch einmal Musik zu hören, und ehe ich blind werde, Anselms Bilder nochmals zu sehen. Aber es wird schwer angehen, ich bin oft unwohl, leide an Schmerzen in den Augen und ertrage die Kälte nicht. Doch habe ich die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben.

Ein einfacher Lebenslauf, wie Du siehst und ganz passend für eine alte Frau, die noch sechs Jahre zu den Achtzigen hat.

Wenn ich aber auch selbst kein Leben nach außen mehr habe, so nehme ich doch von ganzem Herzen Anteil an dem, was meine Freunde betrifft, ich möcht daran nichts verlieren und deshalb bitte ich Dich, mir hie und da in einer müßigen Stunde ein paar Zeilen zu schreiben, und falls Du wieder einmal nach Erlangen

reisest, nicht an mir vorüberzufahren. Ich selbst komme in diesem Jahre wenigstens nicht mehr nach Heidelberg. Die unbequeme Reise ist nichts für mich, und dann würde die Hetze jetzt noch größer sein als früher ....

Die Noerarbeit ist fertig und wird gedruckt. Es wird ein sehr bescheidenes Büchlein werden und wenig zu reden von sich machen.

Verzeihe die schlechten Zeilen und rechte nicht mit mir.

In alter treuer Liebe und Freundschaft, solange ich denken und fühlen kann Deine H. F.



An Emma Ribbeck.

3. I. 87.

Meine liebe teure Freundin!

.... Da ich noch ein wenig von Zeit zu Zeit lesen kann, so habe ich mir eine für meine Jahre und Umstände passende Lektüre zu verschaffen gewußt, ich meine die Essays von Wundt, von denen ich manches nicht verstehe, was mir zu sehr in die philosophische Terminologie einschlägt, im ganzen aber doch die Hauptsachen begreife. Ich kann ein ganz gutes Stück mitgehen, teils durch Denken, teils auch durch Erfahrung und selbstliche Einführung, dann aber komme ich an eine Schranke, die mich nicht weiter läßt. Sie wissen ja wohl, daß ich kein „Ichsüchtiges" Geschöpf bin, demungeachtet kann ich das kleine „Ich" nicht völlig aufgeben. Ein Rest bleibt mir immer stehen, das ist das Gesamtbewußtsein, vielleicht dürfte ich es auch in meinem Sinne Intelligenz nennen, und der Urwille — das Gewissen. Dies bleibt mein „Ich", ich mag machen, was ich will, und Herr Wundt mag sagen, was er will, das kleine Ich, das im großen Du aufgeht. Wenn man bald 75 ist, kommen einem solche Gedanken selbstverständlich häufig in den Sinn; daß es bei mir ohne Angst und Furcht abgeht, ist mein Glück. Ich bin

im Gegenteil ganz vergnügt dabei, und das Leben liegt um mich her wie eine weite Landschaft von Abendsonnenschein erhellt.

Ich bin fest überzeugt, daß ich das nächste Jahrzehnt nicht zu erreichen brauche, und das ist mir recht und mein lebhafter Wunsch. Dreiviertels bin ich fertig, und zum letzten Viertel wird Rat zu schaffen sein.

Seien Sie von ganzer Seele gegrüßt und gedenken Sie freundlich

Ihrer alten treuen H. Feuerbach.



An Rosalie Artaria-Braun.

28. 1. 87.

Meine liebe teure Rosalie!

Sie werden mich nicht der Kaltherzigkeit und Teilnahmslosigkeit fähig gehalten haben, trotz meines langen Schweigens, dazu kennen wir uns zu gut nud zu lange. Die Wahrheit ist, daß ich in meinem sich mehr und mehr äußerlich und innerlich verengenden Leben wenig habe, das der Mühe lohnt, in Ihren Gesichtskreis zu gelangen. Ich habe das deutliche Gefühl, nur noch Schatten zu geben oder gedämpftes Licht, wie es allerdings für mein vergangenes Leben und jetzt für mein Alter natürlich und verständlich ist, für Sie aber, die dem vollen reichen Leben auf höchstem Gipfel angehören, nicht förderlich und erquicklich sein kann. Demungeachtet weiß ich, daß Sie meinen Gruß freundlich aufnehmen und ein Stündchen treuer Anhänglichkeit in Ihrem Kopf und Herzen für mich übrig bleibt.

Wie verschieden hat sich das Schicksal der beiden Schwestern gewendet! Wissen Sie noch, wie Sie damals mit Ihrer Julie die dunkle Hofgartenallee hinabtanzten und Anselm unbeweglich stand und verzückt nachschaute? Sie, liebe Rosalie auf dem Gipfel des Schriftstellertums einflußreich und wirksam in den weitesten Kreisen, und die arme Julie? —

Von mir, Liebe, habe ich nichts zu erzählen. Ich werde eben 75 Jahre, und habe seit 16 Jahren Ohrenbrausen wie Ihre Julie, und dazu ein Starleiden, welches auf dem einen Auge fast reif, auf dem andern im Anfang begriffen ist. Noch kann ich, wenn auch mühevoll, lesen und schreiben und arbeite auch hie und da noch ein wenig, wenn mirs in den Kopf gegeben wird. Ich lebe in tiefster Stille und Abgeschlossenheit. Mein bißchen Musik ist mir geblieben und erhellt die Dämmerung zuweilen freundlich. Das Urteil ist auch noch gesund und hat sich vertieft. Hoffnung und Furcht hat mich gleicherweise verlassen, d. h. für mich selbst. Interesse an den Menschen allen, Liebe zu wenigen, Freude am Schönen und Verständnis im Geiste hoffe ich zu behalten bis zur letzten Stunde, die ich mit einer Art von Befriedigung erwarte. Das ist alles, was ich zu sagen weiß. Besondere Anstalten zu Erlösung und Versöhnung brauche ich nicht, so wenig wie Sie.

Und nun gehen Sie freudig und frisch vorwärts auf Ihrer hellen Bahn. Ich schaue Ihnen behaglich aus meinem Dunkel nach und freue mich Ihrer.

In unwandelbarer Liebe Ihre treue

H. Feuerbach.



An Max Jordan. 7. 8. 87.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Erlauben Sie mir, für Ihre Güte den wärmsten Dank zu sagen, nicht nur für die Erfüllung meiner Bitte, sondern besonders auch für Ihren lieben freundlichen eigenhändigen Gruß, der mir sehr wohlgetan hat. Mein Vertrauen ist so groß, daß ein Wort von Ihnen mir Beruhigung geben kann, deren ich oft sehr bedürftig bin .....

Am meisten Sorge trage ich im Herzen um die Biographie meines Sohnes. Als ich Ihnen, geehrter Herr Geheimer Rat,

zuerst von der Übergabe des schriftlichen Nachlasses sprach, da hatte ich die Absicht, um zwanzig Jahre strengen Verschluß zu bitten, damit die Tagesliteratur sich ausschreiben und das künstlerische Urteil sich feststellen könne. Später dann hatte ich nicht den Mut, dem dringenden Wunsche des Herrn von D. entgegenzutreten, und so ist diese ganze Nachlaßübergabe auf einen mir fremden Boden gekommen. Nun aber quält mich erst recht der Gedanke, daß es unrecht von mir war, den ersten Plan außer acht zu lassen. Die Zeit hat eine große Kraft der Vertiefung, das Material bereichert sich durch neue Gesichtspunkte, und noch sind wir mitten in dieser Bewegung .....

In dankbarer Verehrung

Ihre treu ergebene

Henriette Feuerbach.



An Carl Neumann.

Sehr geehrter Herr!

Haben Sie freundlichen Dank für Ihre Zeilen, die ich gleich beantworten will, da ich einige Nachricht über die Handzeichnungen zu geben habe. Die ganze Sammlung ist mir am Tage Ihrer Abreise von hier zugekommen als erster Abzug. Jetzt ist der Druck in vollem Gange, die Vorrede und das Verzeichnis abgeschickt, wobei ich Ihnen noch für Ihre Bemerkungen danke, die mir zustatten gekommen sind.

Ich kann mir weder ein künstlerisches, noch ein technisches Urteil erlauben, aber ich glaube doch, daß niemand diese Blätter durchgehen können wird ohne tiefe Bewegung, ohne Erschütterung. Jeder Gedanke an Nachbildung schwindet im Moment des ersten Betrachtens. Experiment mag manches darin sein, aber doch gelungenes. Das Werk wird Neujahr herausgegeben.

Ihrem Gedankengange folgend, füge ich hinzu, daß mir der Übergang zum Göttlichen in der Künstlernatur gegeben scheint durch die Kraft des selbständigen Schaffens. Die Werke aber kann ich nicht vom Künstler trennen, so wenig ich Sterne, Meer, Wald, Blume ohne andächtige Versenkung, die ein stilles Gebet ist, betrachten kann. Im Kunstwerk wirkt der Geist, die Kraft des Künstlers fort, so meine ich, nicht losgelöst, sondern offenbarend, wie in der Natur die Gotteskraft. Das sind übrigens Dinge, über die man nicht schreiben sollte — am wenigsten ich, die fern von jedem System ist und nur ganz auf eigene Hand ein wenig Logik treibt.

Es geht mir nicht sehr gut, und ich bin so angegriffen wie an dem Tage, an welchem Sie mir die Freude Ihres Besuches gönnten.

In aufrichtiger Hochachtung

Henriette Feuerbach,
geb. Heydenreich.

10. November 1887.

An Johannes Brahms.

Ansbach, 16. 4. 88.

Verehrter lieber Herr Brahms!

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren lieben Brief, der mir eine große Freude in dunklen Tagen bereitet hat. Daß Ihnen die Handzeichnungen gefallen würden, dachte ich mir wohl; auch daß Sie dabei ein wenig an mich denken würden. Aber daß Sie mir dies selbst schreiben wollten, war sehr gütig und lieb empfunden und hat mir wohlgetan.

Dieses Zeichnungswerk habe ich mir seit acht Jahren ersehnt. Es mußte aber zuerst der Faksimiledruck erfunden werden, der die Vervielfältigung möglich machte, und dann hatte ich meinerseits viele Schwierigkeiten, die in aller Welt zerstreuten Blätter zu sammeln. (Viele der schönsten waren weder durch Bitten noch

durch Kauf zu erringen.) Geordnet habe ich sie auch und die kleine Vorrede geschrieben. Leider sind in der Anordnung drei Versehen in München (ganz zuletzt) mit untergelaufen. Unpassende Zusammenstellung zweier Doppelbilder und Verwechslung der beiden Iphigenien 9 auf 10. Im übrigen war Herr Hanfstaengl gut und gefällig gegen mich. Er ließ mich an der ganzen Arbeit teilnehmen.

Weshalb ich Ihren lieben Brief so spät beantworte, will ich zuletzt noch erwähnen. Es wird mir zuzeiten das Schreiben schwer und die alten Augen versagen den Dienst, dann habe ich ein so verzehrendes Mitleid mit Kaiser Friedrich, daß es mir den Kopf einnimmt. Schließlich hat mich in der letzten Zeit das Alter mit seiner ganzen Macht überfallen. Daß mir das recht und lieb ist, werden Sie wohl verstehen.

Recht von Herzen habe ich mich über Ihre, mir durch Freund Widmann mitgeteilten Reisepläne erfreut, ebensowohl für Sie als für ihn. Und so wünsche ich Ihnen zum Schluß eine recht frohe, herrliche Reisezeit. Sie geben der Welt so viel des Edelsten und Schönsten — nun nehmen Sie Ihren Teil auch für sich.

Das erste und letzte Blatt der Zeichnungen ist niemand aufgefallen als Ihnen, so sollen die beiden auch ein Gruß für Sie allein sein.

In treuer Freundschaft bis an das Ende Ihre

H. Feuerbach.



An Heinrich Heydenreich.

Ostermontag 88.

Lieber Heinrich!

Es ist mir ein behagliches Gefühl, Dich heute mit Deinen Kindern auf einer großen Tour in den Bergen zu wissen oder zu denken.

Ich bin nun wieder an meiner Gewohnheit, um 5 Uhr aufzustehen, angekommen und sitze am offenen Fenster spazieren, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die schon grüne Wiese werfend.

Deine Drucksendung ist mir zugekommen, die sich nach Bayreuth verirrt hat. Der Redakteur, mein guter Freund Widmann, hat das Manuskript von mir erhalten und hat mir von Nr. 1 sechs Exemplare vor seiner Abreise nach Italien geschickt, auch eine Noerkritik in sechs Exemplaren. Ich will Dir das Ganze in einem Exemplar schicken, das Du behalten kannst.

Auch noch etwas anderes will ich Dir schicken. Ich weiß nicht, ob Du unterrichtet bist, daß ich im Jahre 1866 einen kleinen literarhistorischen Versuch gewagt habe, und ob Du ihn vielleicht gelesen hast. Ich besaß das kleine Buch seit zwölf Jahren nicht mehr, welches die Biographien der beiden Ansbacher Zopfdichter Uz und Cronegk zum Kern hat und außerdem eine gelegentliche Schilderung der Übergangsperiode in die neue Zeit gibt. Ich hatte das liebe Büchlein ganz vergessen, und die Welt hat es auch vergessen, außer daß in allen neueren Literaturgeschichten das kleine Ding als Quellenschrift angegeben ist.

In Leipzig war davon die Rede, und der Famulus des Herrn Ribbeck hat es bei einem Antiquar aufgetrieben, und Herr R. hat es mir geschenkt. Als ich es durchlas, wurde ich sehr gerührt, denn es schien mir ein gutes, feines, gewissenhaft gearbeitetes Werkchen zu sein, zierlich in der Form, wie es wenig literarhistorische Schriften gibt. Daß es vergessen ist, tut mir gerade nicht leid, aber daß ich selber nicht fortarbeiten durfte in solcher Art, ist mir doch ein kummervoller Gedanke. Siehst Du, lieber Freund, ich hatte das Zeug zu manchem Guten, was mir und den Meinigen hätte nützen können. Mein Musiktalent war größer und tiefer als das der Frau Schumann. Ich war ein dummes Kind und wußte nichts. Niemand hat mir geraten, niemand geholfen, und

in dem wilden Strudel der Feuerbachschen Familie bin ich untergegangen. Das sind so meine Osterbetrachtungen, nicht unzufrieden und jämmerlich, sondern nur überschauend, was gewesen und was geworden ist.

Ich bin am Gründonnerstag mit Heydenreichs zum Abendmahl gewesen, nicht aus eigenem innerem Bedürfnis, sondern im Anschluß an die Gemeinde, von der ich mich nicht absondern will, und nach der Lehre der reformierten Kirche konnte ich es auch mit aufrichtigem Herzen tun, was ich vorher gesagt habe. Das Blut brauche ich nicht, auch nicht die Vergebung, die ist für mich von mir viel schwerer zu erlangen als durch die Kirche.

Herzlichen Gruß Eure H. F.



An Fritz Gurlitt.

Ansbach, 19. 8. 88.

Verehrter Herr Gurlitt!

Ihr lieber freundlicher Brief hat mich recht sehr erfreut und gerührt, und ich zögere auch nicht zu erwidern, wie gerne ich mich auf Ihr Geheiß im Berliner Kirchenbuch einzeichnen lasse. Auch einen zweiten Namen möchte ich dem kleinen Wolfgang zulegen dürfen, wenn es Ihnen und Ihrer lieben Frau recht ist, und zwar den Namen, der Ihnen auch wert ist — Anselm. Haben Sie aber bereits Paten und Namenüberfluß, so heben Sie ihn für die Zukunft auf. Den Zeitpunkt der Taufe möchte ich wohl gerne wissen.

Was das arme verschmähte Bild betrifft, so ist es freilich recht gütig von Ihnen, sich der undankbaren Arbeit nochmals unterziehen zu wollen. Der Preis ist mir ganz gleichgültig, wenn es nur eine sichere Heimat findet. Auch kleine Ratenzahlungen sind mir recht, nur möchte ich, daß dergleichen Vereinbarungen nicht in die Öffentlichkeit dringen würden. Nicht wahr, Sie begreifen dies?

Daß Sie mit den Zeichnungen zufrieden sind, ist mir eine große Beruhigung. Mir ist mehreres nicht recht, was ohne mein Wissen aus Leichtsinn oder Irrtum anders geordnet ist, als ich es wollte. Aber als ich das Werk sah, war es mir doch so, daß ich nicht daran mäkeln wollte. Ihrem Herrn Bruder bin ich herzlich dankbar.

Von mir selbst weiß ich nichts Besonderes zu sagen, als daß das Alter sich mir geistig und körperlich doch sehr fühlbar macht. Auch ist mein Aufenthalt in Ansbach nicht gut für mich. So ohne alle geistige Anregung wie diese kleine fränkische Stadt gibt es doch gewiß wenige Orte, das Fehlende in mir selbst zu ersetzen, dazu gebricht mir ganz und gar die Kraft. Für einen Ortswechsel aber sind mein Alter und sonstige Verhältnisse nicht geeignet, namentlich für eine große Stadt. Nach einem Orte hat es mich immer gezogen, ich brauche Ihnen den Namen nicht zu nennen, denn Sie haben den ganz richtigen Ihrem Sohne gegeben. Nun ist eben alles zu spät.

Mit innigem Gruß und Glückwunsch an Ihre liebe Frau

Ihre ergebene H. Feuerbach.



An Carl Neumann.

Ich schreibe in großer Augenschwäche, bitte um Entschuldigung.

Geehrter Herr Doktor!

Ich glaube nicht, daß man Anselm Feuerbach, den Künstler, in seinem innersten Wesen schöner und treffender, klarer und wärmer schildern kann, als Sie es in der zweiten Hälfte Ihrer Arbeit getan haben. Das Bild steigt auf und erschließt sich wie eine Blume. Ich habe den Aufsatz dreimal durchgelesen und mich an den einzelnen kurzen Kraftsprüchen erfreut, die Licht nach allen Seiten streuen und die Hauptpunkte des Wesens der Kunst kernhaft feststellen, so zum Beispiel das: „zuerst verstehen und dann kritisieren" am Schluß — der Inbegriff aller Urteilsweisheit.

Ich danke Ihnen von Herzen für die Freude und Erhebung, die Sie mir bereitet haben durch Übersendung dieser Schrift. Ihre Worte werden auch nicht vergeblich sein; denn was aus der Tiefe der Überzeugung kommt, ist immer einfach und verständlich und hat auch die Kraft, zu überzeugen. Für die Ehrenrettung der Amazonen danke ich Ihnen noch besonders. Herr L. Pfau nennt sie in seiner neuesten Edition einen Gliedersalat.

Da Sie volle Aufrichtigkeit verlangen, so erlaube ich mir zu sagen, daß der Eingang der Schrift mich nicht ganz erfreulich überrascht hat. Der Ausspruch vom „Meteor", den Sie an die Spitze stellen, kann nur einem zornigen oder mißverstandenen Moment zugehört haben. In Anselms Wesen und Werken ist ein solcher Gedanke nie Wahrheit gewesen. Welcher Künstler würde überhaupt ein gesundes Kunstwerk schaffen, der sich mit einem ausgeworfenen Stück des Universums vergleichen möchte, das aufleuchtend erlischt und etwa nur als toter Stein übrig bleibt. In Anselm war volles wirkliches Leben, der Glaube an sich selbst und an seine Kunst war es ja, der ihn in allen Kämpfen aufrechterhielt und immer wieder von neuem beginnen ließ. — Sie wissen dies so gut als ich selbst. Es ist aber gefährlich, Stimmung und Wesen im Gebrauch zu verwechseln.

Lassen Sie sich nicht irreführen. Ihr Weg ist schon der rechte.

Könnten Sie nicht erfahren, welche Gegenstände die Zeichnungen hatten, die Allgeyer verkaufte? Ich habe, außer einer einzigen, nicht die leiseste Idee, was sie darstellen, und woher er sie hat. Es liegt mir daran, darüber Klarheit zu gewinnen, weil ich im stillen an einen Supplementband denke.

Nochmals herzlichen warmen Dank. In aufrichtiger Hochachtung

Ihre ergebene

Ansbach, 12. September 1888.

H. Feuerbach.

An Carl Neumann.

Geehrter Herr Doktor!

Haben Sie herzlich Dank für Ihre schöne wohlgelungene Schrift und Ihren freundlichen Brief. Ich habe mir erstere vorlesen lassen, muß sie aber selbst nochmals lesen, um sie von Grund aus zu verstehen. Daß Ihre Kritik eine aufbauende, nicht eine zerstörende ist, freut mich sehr. Sie achten das Gute, wo Sie es finden und schauen in die Zukunft, und Sie werden dadurch viel mehr Gutes stiften als durch scharfen, wenn auch gerechten Tadel.

Von mir werden Sie eine eigene Meinung nicht zu hören erwarten, da ich die Gegenstände, über die Sie schreiben, nicht kenne. Ich habe nur allgemeine Gefühlsideen über die in der Kunstwelt herrschenden Konflikte, und auch diese sind undeutlich, weil sie von schmerzerfüllten Erinnerungen beeinflußt und getrübt werden.

Ich habe es nie dazu gebracht, die Kunst in Geist und Technik zerlegt anzusehen. Für mich hört die Kunst auf, wo diese Trennung eintritt und ich muß auch glauben, daß der Künstler, der sich auf einer oder der andern Seite in die äußersten Extreme begibt, niemals mehr zu der gesegneten Einheit zurückkehren wird. Es ist dies nach Reflexion und Erfahrung fast unmöglich. Wer nicht das Ideale von vornherein in die Realität und das Reale in das Ideale überträgt, wem sein Gegenstand zur Darstellung, die Schönheit zur Wahrheit, der Geist für die Form unnötig ist, glauben Sie, daß dieser ein echter geborener Künstler, ein gottbegnadetes Genie sein kann? Die Kunst bringt das ins Leben, was ihm sonst ewig fehlen würde, die Harmonie von Geist und Natur. — Wenn Sie so freundlich sein wollen, den kleinen Weg vom Bruchstück in der Vorrede zu den Handzeichnungen nochmals zu lesen, so ist mein Bericht fertig. Meine Hoffnungen liegen auf dem Johanniskirchhof in Nürnberg. Wie gut, daß ich Kritiken nicht zu schreiben habe!

... In Berlin wird wieder an eine Biographie gedacht. Ich

finde es nicht zeitgemäß. Von den Zeichnungen höre ich nichts. Sie werden im Strudel versinken. Ich segne mein Alter, da ich doch nicht imstande bin, die Zeitläufte zu ändern.

Nochmals herzlichen Dank und Gruß von

Ihrer ergebenen

28. September 1888. H. Feuerbach.



An Fritz Gurlitt.

Ansbach, 5. 12. 88.

Geehrtester Herr Gurlitt!

Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit einem unangenehmen Anliegen belästigen will. Ich möchte nur in einer Frage Ihr einfaches Ja oder Nein erbitten: nämlich, ob Sie nicht glauben, daß es an der Zeit sei, dem Nürnberger Gemeinderat wegen unserer unglücklichen Amazonenschlacht einen Schritt näher zu treten, da der Boden vorbereitet ist. Gekauft wird das Bild in Nürnberg so wenig als irgendwoanders, selbst wenn der äußerste Schleuderpreis begehrt wird, aber es wäre möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß mir in Nürnberg entweder eine städtische Wohnung oder eine kleine lebenslängliche Rente für die Übergabe des Bildes an den neuerbauten Flügel des Rathauses angeboten würde. Ich bin 76 Jahre alt, habe an Hülflosigkeit sehr zugenommen, so daß eine kleine Zugabe kein Luxus wäre, den Nürnbergern aber droht nicht die Gefahr einer allzulang andauernden Abgabe, während für mich die Nähe eines Bildes von Anselm in guter Aufstellung und sicherer Heimat doch eine große Freude und Beruhigung sein würde.

Es gibt in Deutschland nur drei Orte — glaube ich — wo wirkliches Interesse für meinen Sohn vorhanden ist, ich meine Weimar, Meiningen und Oldenburg, welches letztere nicht mehr in Betracht kommen könnte. Auch in Nürnberg ist kein künstlerisches Verständnis

vorherrschend, aber persönliches Interesse in freundlicher Erinnerung.

Wollten Sie die Güte haben, mir mit ein paar Worten Ihre Ansicht über diese Sache mitzuteilen. Die Verhandlung müßte ich im Fall Ihrer Einstimmung selbst übernehmen. Mein Geschäftsführer in Nürnberg würde der Stadtsekretär sein, und ich glaube auf die Geneigtheit des ersten Bürgermeisters rechnen zu dürfen.

Dieses ist alles, was ich zu schreiben habe, nächst dem herzlichsten Gruß an Ihre liebe Frau. Auch Ihren Herrn Bruder bitte ich zu grüßen. (In der Nationalgalerie ist nichts zu fürchten.)

In steter dankbarer Hochachtung

Henriette Feuerbach.



An Fritz Gurlitt.

4. 7. 89.

Geehrtester Herr Gurlitt!

Ich habe die Kreuzabnahme den 28. Juni an Sie abgesandt. Die Kiste wird hoffentlich angekommen sein? Möge sie Ihnen dienlich sein.

Lieber Herr Gurlitt, Sie sind verstimmt und nennen mich Gnädige Frau. Ich bin aber nur eine alte, gute Frau und Freundin — und so dankbar! — Sie haben um das arme verschmähte Bild ja noch mehr gelitten als ich und jedenfalls zwanzigmal mehr dafür getan als ich. Warum wollen Sie sich trübe Gedanken machen, da Sie der Kunst und so vielen Künstlern förderlich und lebengebend sind, muß Ihnen dies eine vergebliche Unternehmen, dessen Mißlingen durch zeitliche Ursachen herbeigeführt wurde, die zu wenden niemand Macht hat, nicht die frohe Tatkraft stören.

Ich hoffe, daß das Werk jetzt gerettet und für alle Zeit würdig bewahrt ist. Lassen Sie sichs nicht reuen, daß ich ein wenig helfen konnte. Der Zweck ist erreicht, und das ist für jetzt die Hauptsache.

Ich glaube, daß Nürnberg die einzige Stadt ist, die das Bild mit freudiger Überzeugung aufnehmen konnte. Das Grab, Familienbeziehungen — die herrschende Kleinkunst, die in ihrer Enge vorüberrauschende Strömungen ausschließt — der intelligente Bürgermeister, ein Jugendfreund Anselms, dies alles hat die Sache leicht gemacht. Meine Verhandlung hat zehn Minuten gedauert.

Meine Skizzen habe ich unverkauft zurückerhalten. So ist es mit dem Vermächtnisplan nichts. Wären Sie nur für Ihre Opfer belohnt!

Mit herzlichem Gruß an die liebe Frau

Ihre treu ergebene

H. Feuerbach.

An Heinrich Heydenreich.

[1890].

Lieber Heinrich! Liebes Klärchen!

Ich bitte um Entschuldigung wegen langen Schweigens. Die ersten Tage des Jahres war ich etwas unwohl, weshalb ich am Vierten nicht nach Nürnberg durfte, was ein unersetzlicher Verlust für mich war und bleibt. Dann hatte ich an die vierzig Briefe zu beantworten, denn da ich doch nächstes Jahr, wenn ich lebe, nicht mehr eigenhändig werde schreiben können, wollte ich in diesem Jahr allen lieben Freunden einen Gruß mit eigener Pfote schicken. Dabei legte ich die nächsten zurück, um mir für diese ein freieres Gemüt zu schaffen.

Die zehnjährige Totenfeier in Nürnberg war schön und würdig. Zehn Lorbeerkränze auf dem Grabe, ein prachtvoller von der Stadt Nürnberg gewidmet, der Bildsaal in einen Lorbeerhain verwandelt, ein zweiter noch prächtigerer, wahrhaft königlicher Kranz von der Stadt Nürnberg gewidmet am Fuß des Bildes. Für zwei Tage freier Eintritt des Publikums. Großer Andrang. Das Werk im schönsten Licht bei hellem Himmel, die Beschauer in an-

dächtig ehrfurchtvoller Bewunderung des Gemäldes, welches so gut restauriert ist, daß man glauben könnte, es käme eben von der Staffelei. „Wohl der Stadt, die ein solches Kleinod in ihren Mauern hat", lautet das Urteil. Der Eindruck unauslöschlich, unvergeßlich. So hat man mir den Vorgang mündlich und schriftlich geschildert. Ich habe meine Schmerzenstränen ins Kanapeekissen geweint, wie es einem alten richtigen Pechvogel geziemt. Monatelang hatte ich auf diese Stunde gehofft. Doch was tut es. Ich komme nicht in Betracht. Das Bild ist gerettet — gerettet für alle menschliche Zeit. Es wohnt in seinem Gemach, hundert Stufen hoch. Es ist ausgestellt, man kommt zu ihm. Niemand rührt es an — es hat seine Heimat, und zwölf Minuten entfernt ruht sein Schöpfer.

Ihr könnt Euch denken, daß ich diese Tage her immer damit beschäftigt war. Es ist für mich ein großes, ein einziges Glück, und für Anselms Künstlerruhm die bleibende Gewähr. Als ich das Bild vor Wochen zum erstenmal sah, da stockte mir der Atem. Das war die Amazonenschlacht! Die geschmähte, verachtete, zerbrochene — Anselms Lieblingsbild. Er hatte wohl recht. Es geht über das Gastmahl hinaus. Bald mehr, wenn ich ruhiger bin.

Eure H. F.



An Heinrich Heydenreich.

Lieber Heinrich!

Ich habe mich sehr über Deinen Brief gefreut und über die Art Deiner Tätigkeit. Für das Allgemeine sorgen ist eine schöne Pflicht des Mannes. Das Einzelne behüten ist Sache der Frau.

Du hast in allem recht, und da ich nicht viel für einzelnes zu sorgen habe, so bin ich einstweilen über das Allgemeine sehr betrübt. Im Anfang dachte ich an ängstliche Folgen, dann glaubte ich an eine Art enormer Verstandes- und ebenso großer Tatkraft.

— Jetzt? fürchte ich, daß wir schon auf der schiefen Ebene rückwärts sind. So hätte der Gründer des Deutschen Reiches nicht beseitigt werden sollen. Deutschland hätte wohl noch ein wenig auf das neue Glück warten dürfen. Wenn der Kaiser jetzt nach oben steuert und nicht in Untiefen versinkt, dann ist er ein halber Gott an Einsicht und Tatkraft. Der Kaiser Joseph II. hat wenigstens seine Regierung in verrütteten Zeiten angetreten, wo nicht viel zu verlieren war, aber an Deutschland ist viel zu verlieren, denn es war im Aufstreben. Die internationale Kommission kann wohl sehr wenig tun, weil doch jedes Land und jedes Klima andere Bedürfnisse hat. Zum Schluß gehört noch der dringende Wunsch, der Kaiser möge keine Dessertreden mehr halten. Diese sind geradezu immer schlecht. Wie mag es dem Fürsten Bismarck zumute gewesen sein, als er sein Büro schloß.

Dank für die Briefe. Widmann ist ein lieber, edler Mensch, dem der Sonnenschein der guten Laune eingeboren ist. Seine Frau eine wahre Perle an Verstand und Gemüt.

Die Augen habe ich mir mit den Briefen nicht verdorben. Ich habe sie nicht gelesen, und auch das Ordnen ist durch junge Kräfte vollzogen worden. Übrigens schwindet das Licht mehr und mehr. Ich kann nur noch schreiben und stricken. Eine kleine Vorleserin muß ich wieder annehmen, nachdem ich zwei Monate pausiert habe. Babette liest mir zwar abends die hiesige Zeitung vor, aber es reicht doch recht elend aus. Die anfängliche Vorleserin hat eine Stelle angenommen. Es ist eine harte Prüfung auf dem letzten Wege, aber andere haben es noch viel schwerer als ich. Es ist mein felsenfester Vorsatz, nie zu klagen .... So ist das Ende meiner Überlegungen immer auf das Wort: „Warten“ gerichtet.

Eure treue alte Tante

26. 3. 90. H. F.



An Otto Ribbeck.

Mein lieber verehrter Freund!

. . . . Da ich nichts zu erzählen habe, als das, was meinen lieben Verstorbenen betrifft, so sollen Sie wissen, daß sich in Karlsruhe eine wunderbare Sühne vollzieht, neben den bisherigen Anschaffungen soll im nächsten Jahre ein Feuerbachsaal in der Galerie eingesetzt werden, und eine 1¼ große Marmorbüste das Andenken des Künstlers verewigen, von diesem kleinen Stück Geschichte läßt sich manches Große lernen, nur muß man viel Geduld haben, um es zu erleben.



An Doktor Otto Dammer.

Ansbach, 28. Mai 90.

Hochgeehrtester Herr!

Erlauben Sie mir, von Grund des Herzens Ihnen ein kurzes Wort des Dankes zu sagen. Sie haben mir durch Ihre gütige Teilnahme an dem Schicksale der Amazonenschlacht meines Sohnes den Seelenfrieden wiedergegeben, den ich beinahe ganz verloren hatte. Ich konnte nicht fassen und nicht begreifen, weshalb ich in Entgegnung meines Geschmackes, dessen künstlerischen Wert Sie besser kennen als ich, so ängstlich und jämmerlich habe bitten müssen, um das, was jedem, selbst dem mittelmäßigen Kunstwerk, gern freiwillig gewährt wird: eine günstige Umgebung. Sie dürfen glauben, daß ich recht schwer gelitten habe in bitterer Reue über den letzten Schritt, den ich mit voller Zuversicht und Freudigkeit getan hatte. Sie, geehrter Herr, und Herr von Stromer*), haben mich aus dieser traurigen Gedankenverwirrung gerettet, und ich, ich habe keine Worte, welche die Dankbarkeit für meine wiedererlangte Ruhe ausdrücken können; als das Vergelts Gott meiner Seele.

*) Der Oberbürgermeister von Nürnberg, unter dem die Schenkung erfolgt war.

Vielleicht habe ich Gelegenheit, Sie aufsuchen zu dürfen, wenn ich wieder nach Nürnberg komme, dann wollte ich Ihnen still die Hand geben, und Sie würden ohne Worte verstehen, was ich nicht sagen kann.

In dankbarer Hochachtung und Verehrung

Ihre ergebene

Henriette Feuerbach.



An Sidonie Feuerbach.

Heidelberg, 19. Juli 1890.

Liebe Sidonie!

Vergib mein langes Schweigen. Das Schreiben wird jetzt allmählich auch nicht mehr möglich, und ich muß alle, die mir nahestehen, bitten, Geduld mit mir zu haben.

Ich habe aus Veranlassung meiner Arbeit hier und in Karlsruhe ohngefähr vierzehn Tage zugebracht und manches Wünschenswerte gefunden. Auch das Gastmahl habe ich in Karlsruhe besucht und bin zur Frau Großherzogin gerufen worden, wo ich eine dreiviertelstündige ergreifende und erschütternde Audienz hatte, die ich nie vergessen werde.

Jetzt sehne ich mich nach Hause und an meine Korrekturarbeit, die sehr schwer sein wird durch mein überaus schlechtes Sehen.

Verzeih den elenden Wisch. Ich kann nicht besser schreiben.

Mit herzlichem Gruß Deine treue

H. Feuerbach.



An Julius Allgeyer.

8. Dezember 1891.

Lieber Herr Allgeyer!

Ich habe in diesen Tagen Antwort von Hamburg erhalten, des Inhalts, daß in der dortigen Galerie nur zwei Bilder von Anselm

sich befinden: „Das Urteil" und der „Nächtliche Zigeunertanz". Mir tut es leid um die Kirchenräuber, die doch sicher auch nach Paris mit der Hexe gekommen sind. Ich würde dankbar sein, wenn Sie mir die letztere gelegentlich ein wenig beschreiben möchten. Ich verstehe einen Ausdruck in Ihrem Briefe nicht ganz.

Wegen dem Vermächtnis bin ich noch immer nicht im reinen. Der Verleger ist mit dem bisherigen Vertrieb der dritten Auflage sehr unzufrieden, und ich bin in Sorgen um den Bestand des kleinen, mir teuren Buches. Es ist allerdings keine Anzeige erschienen, auch des Verzeichnisses keine Erwähnung getan. Ich will suchen, zu Weihnacht ein paar freundliche Worte in die Öffentlichkeit zu bringen. Die einzige Anerkennung habe ich in einem Briefe des ersten philologischen Professors in Leipzig erhalten, den ich Ihnen gelegentlich schicken will. Mein lange gehegter Wunsch, das Vermächtnis mit einigem Bilderschmuck herauszugeben, ist bis jetzt nicht an das Tageslicht gekommen, wie die Verlagsbuchhandlung mir mit dem fertigen Programm der dritten Auflage entgegen kam, das ich nicht zu stören wagte, weil sonst wahrscheinlich der ganze Plan zugrunde gegangen wäre. Um einer etwaigen, in Jahren, nach meinem Tode, erscheinenden vierten Auflage auf die Beine zu helfen, bedarf es wohl einer reiflichen Überlegung. Ich würde Ihnen dieses liebe Geschäft gerne überlassen, wenn nicht dem Verleger und dem Publikum gegenüber ein bekannter und soweit es geht, renommierter Schriftstellername nötig wäre, das teure Andenken vor dem Untergang zu bewahren. Unter den Gelehrten ersten Ranges weiß ich einen einzigen, welcher mir vollgültig wäre. Er hat die erste Auflage des Vermächtnisses mit einer wundervollen, tiefen Kritik begrüßt. Bei der zweiten bat ich um ein paar Worte, die nicht erfolgten. Bei der dritten schwieg er. Ich kenne ihn nicht persönlich, habe auch keinen leisen Anknüpfungspunkt, auch ist er in Berlin, was für das Buch kein guter Boden ist. Es geht einfach nicht. Den Namen

Janitschek werden Sie kennen. Ein wirklicher Gelehrter taugt auch nicht zur Herausgabe eines Buches, an dem kein Buchstabe geändert werden darf, schon um des Titels willen. In München weiß ich niemand außer Ihnen, und der Boden ist ebenso schlecht als in Berlin.

Nun habe ich an Lübke gedacht. Ich weiß, daß er unter den eigentlichen Gelehrten wenig Anerkennung besitzt, und ich begreife es auch. Er ist ein populärer Kunstschriftsteller, der von dem gewöhnlichen Publikum als voll angesehen wird, es aber im tieferen Sinne nicht ist. Er schreibt lobende Zeitungsartikel, glatt und oberflächlich. Was haben aber die großen Gelehrten für Anselm getan, die einzige genannte Ausnahme ausgeschlossen, die über das Zeitungspapier nicht hinausgekommen ist? Mit vornehmen Gesichtern sind sie bis jetzt alle an Anselm vorbei zur Tagesordnung übergegangen.

Ich betone es noch einmal, das Vermächtnis muß als solches ganz unverändert bleiben, es bedarf nur eines Herausgebers, der Anselm liebt und verehrt und seine Fahne trägt den Bannern des Unsinns gegenüber. Mir ist Karlsruhe unheimlich, denn ich kann nicht so leicht vergessen. Wenn es aber jetzt eine Heimat seines Andenkens werden soll, durch zwei Männer, die es ehrlich meinen, soll ich es zurückstoßen? Lübke hat das erste Gastmahl durch guten Willen und kluge Geschicklichkeit gerettet; er will, wie ich im Vertrauen gehört habe, sein Leben daran wenden, eine Feuerbach-Galerie in großem Stil zu errichten. Er setzt seine Ehre und seinen Namen daran, um dem Andenken zu dienen und förderlich zu werden? Welcher andere tut das heutzutage, der etwas zu verlieren hat? Ich weiß, daß ihn Levi nicht leiden kann, Ribbeck verzieht den Mund über den Karlsruher Professor. Ich selbst habe persönlich keine Sympathie; er ist mir zu glatt poliert. Aber ich denke, die Menschen sterben, und die Kunstmaler leben, und es ist ein Verdienst, sie zu retten, und das Andenken des Künstlers zu Ehren zu bringen, sei es mit mehr oder weniger schriftstelle-

rischem Genie. Ich habe mich in dieser Sache noch nicht entschlossen, aber es kommt mir vernünftig und natürlich vor, ihm ein paar Auflagen zu übergeben. Nachher hört es ja ohnehin auf, wenn die Verlagszeit mit ihrem Rechte verflossen ist. Für die Bearbeitung des Verzeichnisses würde ich in diesem Falle Sie unter einigen Bedingungen vorschlagen, was auch wieder natürlich und vernünftig ist, weil Sie die größte Kenntnis von Anselms Bildern besitzen.

Ich bitte Sie, diese Meinung und Auseinandersetzung nicht als Mangel an freundschaftlicher Gesinnung anzusehen. Die Freundschaft muß in dieser Sache dem Vorteil weichen, den das Buch so notwendig braucht, wenn es nicht zugrunde gehen soll. Ich wenigstens halte dies für meine Pflicht. Indes sind jedenfalls noch mehrere Jahre Zeit, oder vielleicht kommt es zu gar keiner neuen Auflage, dann habe ich wenigstens das meinige getan, wenn ich mich zu dem entschließe, was anscheinend Vorteil gewähren könnte. Lübkes Bücher erleben alljährlich Auflagen. Er hat das große Publikum für sich, was doch am Ende jeder Schriftsteller für einen Erfolg hält, und die Jugend.

Ich möchte, daß Sie Herrn Levi die Punkte dieses Briefes mitteilen. Es liegt mir viel an seinem Urteil, und ich möchte nicht, daß er mich falsch versteht.

Meine Augen nehmen zusehends ab. Ich fürchte, der Blindheit nicht zu entgehen. Mag kommen, was da will, ich bin für alles bereit. Am liebsten wäre ich es für das Ende, aber so schnell und leicht wird das nicht kommen.

Seien Sie mit Ihrem Glauben an den Studienkopf des Herrn Trübner etwas vorsichtig. Es ist besser, etwas Zweifelhaftes still liegen zu lassen, als es um der Freude des Findens willen für voll anzunehmen.

Herzliche Grüße und alle guten Wünsche zum Jahreswechsel.

Ihre H. Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

14. Dezember 91.

Meine liebe teure Freundin!

...... Meine zweite Bitte ist, mir nichts zu Weihnacht zu schenken und mir die große Freude zu lassen, Ihnen etwas senden zu dürfen, was Ihnen doch vielleicht auch eine ungetrübte Freude macht. Ich bin glücklich darüber, daß ich es kann und darf. Das schöne Kleid vom vorigen Jahre hängt im Schranke und ist noch kein einzigesmal herausgekommen. Wenn aber der dritte Band fertig ist, dann bitte ich von ganzem Herzen darum.

Sie werden ein schönes, freundliches Familienweihnachtsfest feiern, und ich werde den ganzen Abend an Ihre schön erleuchteten Zimmer denken und an den Kinderjubel, der zu Weihnacht gehört. Ich denke mir, daß die Bescherung bei Ihnen sein wird. Ich werde allein zu Hause sein, und es ist mir auch recht so. Wer alles verloren hat wie ich, der bringt die Selbstvergessenheit doch nicht so weit, daß er völlig in der Freude der andern aufgeht. Die Mitfreude in Gedanken ist dann besser und natürlicher. Auch tut mir unverhülltes Licht empfindlich wehe, und so ist der dunkle Abend mit reichem Gedankenvorrat in Liebe und Treue auch schön .....

Ich möchte allmählich meine irdischen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Namentlich die Anselm betreffenden Dinge. Die Bestimmung über das Vermächtnis und noch einige Berliner Haken und Häkchen. Wegen des ersteren will ich Ihnen später ausführlich schreiben. Man pflegt von Anselm jetzt wohl zu sagen, „der große Meister", aber doch hat sein Andenken noch keine rechte Heimat. Es ist halb rührend und halb Ironie, daß Karlsruhe der einzige Punkt ist, wo er ganz und voll anerkannt wird. Es soll ein Feuerbachsaal eingerichtet werden und das möglichste getan werden, um die noch verkäuflichen Sachen aus der besten Zeit zu sammeln. Das erste Gastmahl ist der Mittelpunkt. Die Regierung

hat das Bild für 46 000 Mark dem Fräulein Röhrs in Hannover abgekauft. Es ist jetzt zum erstenmal gefirnißt worden und soll von einer überwältigenden Wirkung sein. Der Großherzog beruhigt sich mit dem wunderbaren Gedanken, daß er Anselm auf den idealen Weg geführt und erhalten habe. Nun — es war ein wohlfeiler Weg! Ich soll mich natürlich unendlich freuen, und in gewissem Sinne, d. h. über alles Persönliche hinausdenkend, könnte ich es vielleicht. Bis jetzt brennt mich das Wort „zu spät" noch in der tiefsten Seele .....

Ihre stets treu ergebene

H. Feuerbach.



An Emma Ribbeck.

30. 3. 92.

Liebste Freundin!

...... Es geht mir jetzt wieder viel besser, und deshalb habe ich auch den Mut und die Freudigkeit, Ihnen zu schreiben, und ich übergehe alles Überflüssige und lege es beiseite. Ich lebe in tiefer Stille und erwarte ebenso ruhig, wann und wie die kommende Zeit ihr Recht ausüben will. Mit Reisen wird wohl nicht viel mehr bei mir herauskommen. Ich habe auch von dem lieben Baden geträumt, aber es geht nicht, meine Alters- und Blindenhilflosigkeit erschwert jeden Plan, sei er noch so klein, verdoppelte Reise, verdoppelter Aufenthalt, dann im Paradies sein und nichts sehen. — Einmal — ja — noch zu Ihnen, ganz in der Stille, und einmal nach Karlsruhe, wenn der Feuerbachsaal eingerichtet, der dort geplant und die Marmorbüste fertig ist, welche als Denkmal bestellt ist, um darinnen aufgestellt zu werden. Ich habe viel darüber nachzudenken, wie eigentümlich das Schicksal waltet, daß jetzt an demselben Ort, an welchem vor dreißig Jahren Anselms

Verhängnis besiegelt wurde, ein Asyl für die echte Kunst vermittelst seiner Werke geschaffen werden soll. Ich muß fortwährend daran denken, wie er einst bei einer Freundesströstung auf die Nachwelt sagte: „Was hab ich davon!"

Und doch ist es mir jetzt eine Befriedigung und Beruhigung, daß während Scheffel auf dem Ehrenposten am Heidelberger Schloß, der andere, Größere, still unter seinen Werken unter sicherem Verschluß seinen Platz findet und nicht vergessen wird. . . . . .

Ich will viel lieber noch ein oder zwei Jahre die alte, halbblinde Frau Feuerbach sein, als einen Tag in Glanz und Pracht der Kaiser von Deutschland, der alles wissen, alles verstehen, alles tun will, alles anfängt und nichts zu Ende führen wird. Wie muß es ihm bei seinem guten Willen nur zumute sein? Die Unzulänglichkeit ist so grausam hell, die deutsche Intelligenz, Gott sei Dank, übermächtig, und das Vertrauen erschüttert......

Ihre treue H. F.



An Hermann Levi.

Ansbach, 14. 4. 92.

Verehrtester Freund!

Es war schon seit längerer Zeit mein Wunsch, Ihnen für Ihren neulichen, mir so wertvollen, freundlichen und aufopfernden Besuch — ich habe nicht vergessen, daß Sie früh fünf Uhr deshalb aufstehen mußten — zu danken; aber ich dachte, daß Sie viel beschäftigt sind, und unterließ es immer wieder.

Nun bin ich aber im Gemüt bedrückt und nehme meine Zuflucht zu Ihnen. Ich hörte von verschiedenen Seiten, daß Herr Doktor Fiedler die große Iphigenie nach Leipzig verschenken will. Ach — jedes Kunstwerk hat eine Seele, wenngleich kein Bewußtsein, und sie wirkt lebendig auf lebendige Seelen in der richtigen Umgebung.

Die mächtige Iphigenie einsam in Leipzig, wo ihr Schöpfer während seines Lebens und nach seinem Tode nur mit Mißachtung angesehen und behandelt wurde, während in Karlsruhe das Gastmahl — der große Bruder — auf sie wartet, — das ist ein trauriger Gedanke! Wie könnten diese beiden Bilder zusammen eine wundersame Wirkung üben!

Ich habe vor einiger Zeit an Herrn Doktor Fiedler geschrieben um wenigstens für eine leihweise Überlassung des Bildes von mir selbst aus zu bitten, weil ich weiß, daß, wie jetzt die Stimmung ist, in Karlsruhe der Dank ein reiner und verständnisvoller sein würde. Herr Fiedler hat freundlich, gewährend geantwortet. Das andere Wort, welches unsichtbar zwischen den Zeilen meines Briefes lag, hatte ich auszusprechen kein Recht.

Wenn Sie etwas von dieser Angelegenheit hören, so bitte ich um ein Wort der Verständigung. Der Gedanke ist schwer für mich, und ich brauche Zeit, mich daran zu gewöhnen.

Mit herzlichem Gruß stets Ihre treu ergebene dankbare

H. Feuerbach.



An Hermann Levi.

13. Mai 92.

Verehrtester Freund!

Hoffentlich sind Sie seit Ihrem letzten gütigen Brief an mich gesund und frisch wieder heimgekehrt. Ich fand Sie hier so wohl und dauerhaft aussehend, daß ich dachte, Sie würden nie mehr krank werden.

Auch heute habe ich — wie schon so oft — Ihnen aufs neue zu danken. Ihre Nachricht hat eine große Beruhigung für mich im Leben und Tod ...*) Sie wird in Schweigen gehüllt die Zeit der

*) Levi hatte Frau Feuerbach Mitteilung gemacht von der Absicht Fiedlers, die in seinem Besitz befindlichen Werke Anselms der Nationalgalerie zu vermachen.

Erfüllung erwarten. Wenn ich diesen Zeitpunkt auch nicht erlebe, so tut es nichts. Das Bewußtsein genügt. Mir bleibt nichts mehr für Anselm zu wünschen übrig.

Was mich sonst betrifft, so ist inzwischen mein rechtes Auge in aller Eile auch blind geworden und ich habe alle Ursache, für die Operation dankbar zu sein, die mir doch so viel Licht gewährt, als man zum Leben unumgänglich notwendig braucht. Verzeihen Sie unter diesen Umständen den ungeschickten Brief, er ist ebenso gut gemeint, als wäre er in Ruhe und Behaglichkeit geschrieben worden. Ich bin Ihnen immer dankbar, ob ich es sage oder nicht.

Stets in unwandelbarer Gesinnung

Ihre treu ergebene

H. Feuerbach.



An Wilhelm Lübke (Diktatentwurf).*)

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

In Gedanken habe ich Ihnen schon längst geschrieben, aber in Wirklichkeit wollten die Kräfte nicht zureichen. Inzwischen drängen mich mein Alter und meine Gesundheitsumstände, die noch schwebenden irdischen Angelegenheiten in meinem Leben so gut ich vermag abzuschließen, denn ich hinterlasse niemand, der in dem, was mir noch obliegt, so gut Bescheid weiß, daß ich ihm eines dieser Dinge in die Hand legen dürfte, welches noch unfertig ist.

Meinen Wunsch, das kleine Werk „Vermächtnis von Anselm Feuerbach" Ihnen zu eigen zu geben, um es der Welt zu erhalten, so weit dies angeht, kennen Sie und sind ihm auch gütig und freundlich entgegengekommen. Der Verleger war schon bei der ersten Andeutung meiner Idee hocherfreut. Meine Verwandten wissen, daß dieses teure Andenken nur in kundiger Hand vor dem Untergang

*) Wahrscheinlich nur wenige Tage vor Frau Feuerbachs Tode von ihr diktiert und, soweit der Herausgeber feststellen konnte, nicht mehr abgesandt. Die hier geplanten Briefe nach Berlin und München wurden nicht geschrieben.

und vor der Vergessenheit bewahrt werden kann. Sie verlieren auch materiell nichts dabei, da eine vierte Auflage unter den gegenwärtigen Umständen lange auf sich warten lassen, und eine fünfte gewiß nicht mehr erscheinen würde. Der Verleger hofft, daß durch Ihre Teilnahme und Ihren Namen die kleine Schrift zu neuem Leben erwachen wird.

Eine Änderung des Textes ist wohl schon durch den Titel ausgeschlossen, selbst wenn sie dem Buche zum großen Vorteil gereichen könnte; durch Vor- und Nachwort, durch An- und Randbemerkungen lassen sich die Beziehungen und Verbindungen mit den jeweiligen Zeitumständen doch vielleicht genügend herstellen. Das Verzeichnis wird der Berichtigungen und Ergänzungen bedürfen, im wesentlichen aber auch nach Form und Inhalt keiner Veränderungen benötigt sein. Eine schwere und große Arbeit wird eine neue Auflage des Vermächtnisses kaum werden, so meine ich. Ich selbst aber kann, selbst wenn ich diese Freude noch erleben sollte, was ich nicht glaube, die Aufgabe nicht mehr übernehmen. Dies wäre für mich eine ganz absolute Unmöglichkeit, schon des fehlenden Augenlichtes wegen. Zum Verzeichnis könnte Herr Allgeyer sich nützlich erweisen. Nach mir weiß er am meisten von Anselms Bildern, aber er müßte es *unter sicherer Obhut* tun, an den Stellen, wo es sich um Erklärung der Gemälde handelt.

Mein lange gehegter, geheimer Gedanke, ein Vermächtnis mit einigen wenig bekannten oder noch nicht edierten photographischen Aufnahmen herauszugeben, ist nicht an das Tageslicht gekommen, da ich, als die Geroldsche Verlagshandlung mir ganz unerwarteter Weise mit dem fertigen Programm zur dritten Auflage entgegenkam, nicht den Mut hatte, Hindernisse zu bereiten. Natürlich hätte sie meine Idee zurückgewiesen und die ganze Auflage wäre vielleicht in Trümmer gegangen. Ich bitte Sie, diese kleine Andeutung nicht als Wunsch oder Vorschlag, sondern nur als eine flüchtige Idee anzusehen, die ich in Aufrichtigkeit mitteilen will.

Sollten ernste Hindernisse Ihrer Adoption des kleinen Buches in den Weg treten, dann mag es bleiben, wie es ist, fortdauern oder zugrunde gehen. In fremden Händen möchte ich es nicht wissen. Es wäre dann eben mein Wunsch ein verunglückter Versuch, deren mein Leben viele aufweist.

Noch möchte ich über die Entstehung des Vermächtnisses einige Worte hinzufügen.

Von Anselm vollendet, in eigenhändiger, reiner Abschrift, auf blauem Wiener Kanzleipapier vorhanden sind die Abschnitte: Kindheit, Düsseldorf, Karlsruhe (teilweise), der Zyklus der Abschnitte über Rom, die kleinen kunsthistorischen und kunstkritischen Aufsätze und die Aphorismen des Anhangs. Es sind diese Papiere, welche Inhalt, Ton und Stimmung des kleinen Buches bezeichnen, mit dem brieflichen Nachlaß des Künstlers in der Nationalgalerie zu Berlin verwahrt. Die übrigen erzählenden Abschnitte waren in ziemlicher Unordnung auf einzelne Bogen geschrieben, stellenweise ausgeführt, dann wieder flüchtig skizziert, von Aussprüchen lodernder Leidenschaft unterbrochen. Anselm trug sich mit dieser Idee vom Jahre 1877 bis zu seinem Tode. Er führte die Papiere in einer Mappe auf seinen Reisen mit sich. Ich habe dieselben geordnet, ausgewählt, die Lücken durch Briefstellen ausgefüllt und schließlich die verschiedenen Perioden durch selbständige Briefauszüge abgeschlossen. Was ich in der Einleitung schrieb, darf ich hier wiederholen. Es steht in diesem ganzen Buche kein Wort, das mein Sohn in den guten Stunden seiner letzten Jahre nicht geschrieben, diktiert oder gesprochen hat. Die Gewalt der Aufregung hatte in der allerletzten Zeit einer ernsten klaren Überschauung Raum gelassen. Er war mit sich und der Welt fertig. — Die Aufgabe, die zerstreuten, abgerissenen Blätter in Ordnung zu bringen, war sehr schwer. Herr v. D. fragte mich einmal, ob ich die Briefblätter dem Verleger im Original in die Hand gegeben

habe? Ich mußte ihm erwidern, daß ich die zerstreuten Blätter wohl sechs bis siebenmal abschrieb, bis sie sich ineinander fügten. Die Reste dieser schweren Arbeit habe ich verbrannt, der abgeklärte Inhalt derselben steht im Vermächtnis.

Hochverehrter Herr! nehmen Sie, ich bitte, diese Zeilen freundlich auf, und schreiben Sie mir dann, ob ich Ihnen das Buch mit den inzwischen eingelaufenen Notizen über neuaufgefundene Bilder zusenden darf.

Ich kann jeden Tag abgerufen werden und dann ist das Buch in Sicherheit. Einzelne auffällige Fehler habe ich bereits korrigiert, so eine Druckversetzung auf Seite 35 und 36.

Herr Gerold hat mir 400 Mark Honorar gegeben. Ich hoffe, daß er Ihnen gegenüber andere Saiten aufziehen wird. Sie sind in dieser Beziehung ganz frei.

Ich sende diesen Brief mit betrübtem Herzen und sorgenvollem Gemüt ab. Noch zwei Briefe habe ich zu schreiben, an die Nationalgalerie in Berlin und nach München, dann sind meine irdischen Geschäfte so ziemlich abgewickelt, und ich warte, Gott sei Dank, mit vollkommen ruhiger Seele auf die Botschaft aus der ewigen Heimat.

In Dankbarkeit und Verehrung Ihre treu ergebene

(Die Unterschrift fehlt.)

Das Tagebuch einer alten Frau.

Altersgedanken.

Wenn man im Spätherbst bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen geht, so ist es erfreulich zu sehen, wie sich innerhalb der Fensterreihen allmählig die Lampen entzünden und ein behagliches Leben in traulichen Zimmern beleuchten. Man schaut gerne in die freundliche Helle und denkt an ein eigenes warmes Heim und an liebe Freunde und Bekannte.

Das Gleichnis vom Spätherbst läßt sich wohl gar auf alte Menschen anwenden. Dämmerung von außen, Helligkeit im Innern! Wir nennen das Geisteslicht, welches aus reichen Erfahrungsschätzen strömt: „Erkenntnis“. Nun wohl — die schöne Frucht der Erkenntnis ist Klarheit und Heiterkeit der Seele.

Alte Leute, mit denen die Jugend gerne verkehren mag, werden dies stets mit herzlicher Liebe und warmem Danke erwidern, denn das Alter hat nicht selten von der Jugend mehr zu lernen als die Jugend vom Alter.

Stille sein ist ein großes Glück, eine große Gnade. Wenn die Affekte weichen, dann wird alles eben und der Geist Gottes schwebt auf der ruhigen Fläche.

Herrschaft über Empfindungen und Launen macht den sittlichen Menschen.

Wer nicht Kraft hat zum Entsagen, der hat auch nicht Kraft zum Genießen.

Sorgen und Kummer sind ein Berg, der auf der See liegt, und den die Zeit nach und nach abträgt. Die Zeit leidet keinen fortwährenden Schmerz, drum duldet sie auch kein dauerndes Glück.

Ach, ein Herz, das lieben kann, dem wird es nie fehlen in der weiten reichen Welt an einem Gegenstande, welchem es sein Leben liebend hingeben und durch die Hingabe die Vervollständigung

der eigenen Natur erringen kann: die Vollendung, welche der Mensch nur im Menschen zu erreichen vermag. Was Liebe gibt, das gewinnt sie zehnfach und wächst und wächst bis in die Unendlichkeit hinein, wo Schöpfer und Geschöpf in einem einzigen Gedanken zusammenfallen und wir mit einem liebenden Blick die ganze Welt umfassen.

Unser ganzes Leben muß darauf gerichtet sein, das Gemüt von innen heraus zu bilden, zu erweitern, um die Idee unseres Daseins in der Persönlichkeit wirklich lebendig darzustellen. In der Einheit des Gemütes ebensowohl die weibliche Schönheit, als weibliche Kraft. Nicht die des Momentes meine ich, sondern die Ausdauer und Nachhaltigkeit, welche des Mannes höchste Anstrengung nicht zu erreichen vermag, weil er seine Kräfte mehr zersplittert, während das Weib jeden Augenblick als unteilbares Ganzes sich hingibt.

Alles Gemütsleben ist innerliche Religion, sie ist der heimatliche Mittelpunkt des Lebens.

Doch habe ich mir aus all meinen Leiden die Lebenspraxis herausgezogen, zu tun, was ich kann und dann ruhig zu sein. Es ist immer ein Vorzug für diejenigen, die das Schicksal neben hinauswirft, daß sie das Leben leichter als ein Ganzes ansehen lernen und vom Moment sich nicht so leicht erdrücken lassen. Teilweise ist das Schicksal doch nur ein Echo dessen, was man selbst ist und tut — da handelt es sich darum, das rechte Wort zu finden, das heißt bei mir immer: Strebsamkeit, Ausdauer — da, wo die Kraft zu Ende ist: Geduld und Ergebung. Und für den Rest, der überall bleibt, tritt für mich eine Macht ein, von der ich mich getragen fühle wie das Kind in den Armen der Mutter. Nur muß zuerst alle Kraft erschöpft sein bis auf den letzten Tropfen, eher nicht, aber dann kann ich ganz und selig ruhen von meinem kleinen kindischen Mühen, und dann muß es gut gehen und geht auch.

Heiterkeit — ach, wem Gott diese Gabe geschenkt hat, der bewahre sie als teuerstes Heiligtum, als reichsten Segen. Nicht als ob kein Schmerz die Seele berühren dürfte, erreichen dürfte und ewiges Lachen von den Lippen ertönen sollte.

Die Schmerzen sind Lebensgut, aber sowohl und oft noch besser als die Freude; wenn wir den geistigen Inhalt nicht aus jeder der vorüberfliehenden Stunden zu ziehen und als errungenes Vermögen zu bewahren vermöchten: was wäre dann unser Dasein?

Ach, so viele Momente sind es, wo der Schmerz mit rauhem Zahn am Herzen nagt, Sorge und Kummer uns im bangen Kerker gefangen hält. Und doch sind große Schmerzen veredelnd, erhebend, sie sind wie das reine Gold, mit welchem man dem Leben seine großen Zahlungen macht, indes man mit den kleinen alltäglichen Verdrießlichkeiten wie mit Kupfergeld Hände und Seele beschmutzt. Diese zu überwältigen und glatt und ruhig auf der Oberfläche darüber hinwandeln, ist am schwersten. Das Leben muß verarbeitet werden, dann erst löst sich alles in Befriedigung auf, die der Grundton der Seele dauernd bleibt, nach tausend und abertausend Abweichungen.

Kürzlich erhielt ich einen Brief von meiner Freundin, Frau Sophie, in Frankfurt; sie schildert darin die Feier ihres siebzigsten Geburtstages: „Und sie kamen paarweise," so heißt es in dem Briefe, „zuerst die Kleinsten und dann die Größeren, jedes mit einem Blumenstrauß in Händen, darauf kamen auch die Eltern, meine Söhne und meine Tochter mit Schwiegertöchtern und Schwiegersohn; alle waren sie da und der alten Frau von Herzen zugetan."

Hätte ich Kinder und Enkel, die meinen achtzigsten Geburtstag mit mir feiern wollten, ich würde nicht am Schreibtisch sitzen und in meiner halben Blindheit die Federspitze an dem Rand des Tintenglases zerstoßen. Ich würde weiche, warme Strümpfe stricken und Geschichten erzählen. Weihnachten würden mir auch, wie

meiner Freundin, drei Trommeln zugleich nicht zu viel sein. „Was bringt eine Großmutter nicht alles fertig", schreibt sie.

Bei mir ist es anders; ich bin allein. Niemand gehört mir zu eigen. So kommt es, daß ich mich öfters in die stillen Schachte meines innersten Wesens zurückziehe, um kleine Goldkörner zu sammeln, die sich, kärglich genug, hie und da in dem Gestein der Lebenssorgen abgelagert haben. Ich horche dann auch gerne auf das leise Rauschen der verborgenen Quelle, aus der die selbst- redenden Gedanken aufsteigen, welche die Welt Ideen nennt.

Wer dem Ausgang so nahe ist wie ich, dem stellen sich die Ge- heimnisse des Lebens und Sterbens ernst und mächtig gegenüber. Die Wissenschaft strebt auf verschlungenen Pfaden zwischen Klippen und Untiefen nach Erkenntnis. Das unendliche Weltgefüge wird in Zahlen gebannt, die Natur in ihrem geheimsten Wirken belauscht, aus tausendjährigem Schutt die Vergangenheit erweckt.

Was verborgen ist, soll an das Licht kommen, das Verhüllte offenbar werden. Und doch, alle Wissenswege, wo sie auch an- setzen und nach welcher Richtung sie sich wenden, sie führen zu einem und demselben Ziele, sie führen zur rückhaltlosen Ergebung an der Grenze des menschlichen Denkens.

Das sind schwere Altersgedanken, zu schwer für eine alte Frau, deren Begriffsvermögen nicht ausreicht, die weiten Umrißlinien auszufüllen und auszuführen. Es ist aber noch eine Lösung vor- handen, die heiter und golden über den Abgründen schwebt und in ungemessene Fernen leuchtet: „Die reines Herzens sind, werden Gott schauen", so lautet die Verheißung. Und sie hat große Kraft, denn sie trägt auf ihren starken Flügeln auch die Unwissenden zur richtigen Stelle.



Anhang

Fortunat in vier Akten mit einem Vorspiel.

(Entwurf von Henriette Feuerbach. Aus dem Nachlaß von Johannes Brahms.)

Vorspiel.

Fortunats Heimat auf Zypern.

Zimmer mit reinlich ärmlicher Einrichtung. Eine schöne silberne Kanne mit Becken, adeliges Familienstück, als einziger Schmuck auf Nebentisch oder Schrank.

Die Eltern warten auf den Sohn, der den ganzen Tag nicht heimgekommen. Es zieht ein schweres Gewitter herauf. Donner und Blitz. Die Mutter sieht durchs Fenster den Sohn auf wildem Pferd heranstürmen. Er kommt — schön, wild, liebenswürdig übermütig, voll Jugendlust und Keckheit, vom raschen Ritt erhitzt und aufgeregt. Streit mit dem Vater, der halb schmerzvoll und doch polternd und zürnend von dem Sohne fordert, daß er das Vagabundieren aufgeben und ein arbeitsames Gewerbsleben ergreifen soll. Fortunat entfaltet sein ritterliches Wesen in voller Anmut. — „Durch den Wald will er schreiten beim Klange des Hifthorns, auf feurigem Roß die Ebene durchfliegen, nicht in finsteren Stuben des Lebens Mark vertrocknen lassen. Er will in die weite Welt gehen, und wenn er wiederkehrt, in Glanz und Reichtum und Herrlichkeit, dann soll der Vater ihm selbst zum Händewaschen das silberne Becken halten."

Der Vater bezahlt dem Sohne diesen Übermut mit einem Schlage ins Gesicht. Die Mutter wirft sich dazwischen. Der Sohn küßt sie zum Abschied.

„So wie ich sagte, seht ihr einst mich wieder oder nie!"

Er reißt sich los und stürzt in den Gewittersturm hinaus. Die Mutter ruft ihm nach — „mein Sohn — mein Sohn!" — Vergebens, er ist fort.

Erster Akt.

Einige Jahre später.

(Ein beliebiges überseeisches Land.)

Wilder Wald mit Felsen.

(Es sind mehrere Jahre vergangen. Fortunat hat ein abenteuerliches, schweres Leben geführt, voll enttäuschter Hoffnungen. Er kommt in

dieses Land durch Zufall, sein Glück zu versuchen, hat sich seit drei Tagen in diesem Wald verirrt.)

Er kommt kraftlos, halb verschmachtet, wirft sich unter einem Baum nieder — gedenkt der Heimat, der treuen Mutter, die er verlassen. Eine Schwäche überfällt ihn. Er glaubt, seine letzte Stunde sei gekommen.

Fremder Glanz zittert durch den Wald, Fortuna erscheint. Die Stunde ist gekommen, ihrem Liebling zu nahen. Fortunat spricht wie träumend mit der Erscheinung. Sie gibt ihm den Säckel.

Er erwacht, kommt zu sich, fühlt sich neu gestärkt und nun steht auch die Waldschenke da, in der er sich erquicken kann. Er pocht, begehrt Speise — der staunende Wirt willfahrt — er will vom besten Wein — „Aber der ist teuer!" — „Reicht das, und das, und das?" Die Dukaten fliegen. Nun steigt er im Ansehen. Er heißt „Gnädiger Herr, Herr Graf, Prinz." — Das ganze Haus versammelt sich, ihn essen zu sehen, denn sein Appetit ist ungeheuer. — Endlich ist er fertig. Nun kommt Leben in die Versammlung. Der Fremde braucht Schneider und Schuster, er will Pferde und Wagen, er braucht zahlreiche Dienerschaft. Alles läuft durcheinander, ihm dienstbar zu sein. Ein Aufwärter bietet sich an zum Kammerdiener, weil er so gute, herzliche Lieder zur Erheiterung singen könne. Als Probe: Galgenverse vom Rabenstein. Wird lachend angenommen. Fortunat in seiner zerlumpten Kleidung steht leuchtend unter der Menge; ganz königlich, das Geld strömt aus seinen Händen.

Ferne Musik ertönt. Es erscheint der Jagdzug des Königs. Die Anwesenden gruppieren sich. Der Zug kommt näher und schreitet über die Bühne. König und Königin mit großem Jagdgefolge. Während des Vorüberziehens verliebt sich Fortunat in das erste Hoffräulein der Königin.

Zweiter Akt.

Königlicher Hof.

Es wird ein fremder Graf erwartet, von dessen unermeßlichem Reichtum die Kunde vorausgegangen ist. Man glaubt, daß er den Stein der Weisen besitze, und der König, welcher des Geldes benötigt scheint, ist entschlossen, ihn auf alle Fälle für seine Zwecke zu benützen.

Feierliche Audienz. Fortunat erscheint mit glänzendem Gefolge als Graf Lanfranco aus Zypern. Er kommt mit königlichen Geschenken,

die er in anmutiger Bescheidenheit verteilt. Auch das Hofpersonal wird beschenkt. Die Dame seines Herzens erhält hier das erste Zeichen seiner wachsenden Neigung. Die Königin zeigt sich von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des fremden Kavaliers ergriffen. Er wird gebeten, am Hofe zu verweilen.

Die Audienz vorüber, enthüllt ein Zwiegespräch die tückischen Pläne des königlichen Paares. Der König hat Fortunats Wohlgefallen an dem Fräulein bemerkt, was die Königin finsteren Blickes anhört. Die Dame wird gerufen und beauftragt, dem Fremden sein Geheimnis abzulocken. Sie weigert sich, und es tritt hier eine zarte Gegenneigung zutage, die die Königin mit Haß erfüllt. Die Königin will die Sache allein in die Hand nehmen.

Es wird Befehl zum Beginn des dem Fremden zu Ehren bereiteten Festes in den Königlichen Gärten gegeben.

Gartenfest — bunte Lampen — Musik, auch Ballet, wenn es sein muß. König, Königin, Hofstaat, Fortunat mit Gefolge von Kavalieren. Der treue Diener schleicht sich mit und singt hinter den Büschen Galgenlieder. Man wandelt auf und ab — gesellschafts-, paarweise, einzeln. — Das Fräulein gibt Fortunat einen leisen Warnungswink. Er erwidert mit dem Geständnis seiner Liebe.

Die Königin erscheint mit einem Becher Wein, den sie dem Gast zum Willkomm bietet. Fortunat trinkt. Sie bewacht ihn mit den Blicken. Bald darauf stürzt er ohnmächtig zusammen. Der Schlaftrunk hatte gewirkt. Sie befiehlt, den Ohnmächtigen in die für ihn neu bereiteten Gemächer zu bringen. Das Fräulein schleicht sich unbemerkt nach, auch der Diener.

Leidenschaftliche Soloszene der Königin. Im Kerker soll er schmachten, dann will sie ihn erlösen und ihn und sein Geheimnis besitzen.

Dritter Akt.

Gefängnis.

Fortunat gefesselt. Ein Teil seiner Sachen umhergestreut. Man sieht, daß seine Kleidung durchsucht worden ist. Allmähliches Erwachen. Verzweiflungssturm. Auch der Säckel ist fort.

Der König tritt auf. Er will dem Gefangenen das Geheimnis ent-

reißen, droht mit Folter und allen Schrecknissen des Todes. Fortunat bleibt fest. Es wird ihm verkündigt, daß er den Hungertod hier sterben soll, jeden Morgen aber gefragt werden würde, ob er das Mittel seines Reichtums ausliefern wolle.

Kerkereinsamkeit. Fortunat wird weich. — Er ruft der Geliebten als seiner einzigen Glücksgöttin. — Ein leiser Lichtschimmer, ein Rascheln der Riegel — das Fräulein erscheint mit dem treuen Diener. Sie kommt, den Geliebten zu retten. Sie hat die Wächter bestochen und besitzt den Schlüssel zu einer verborgenen Türe, die durch einen unterirdischen Gang ins Freie führt. Fortunats Fesseln werden aufgeschlossen.

Leidenschaftliche Glücksszene, von einigen „gemütlichen" Galgen- und Radliedern des Dieners begleitet.

Fortunat bereitet sich eilig zur Flucht, da fällt ihm der verlorene Säckel ein. Neue Verzweiflung. Hier will er bleiben und sterben. Das Fräulein begreift nicht, sucht aber mit der Lampe, und findet den als unscheinbar weggeschleuderten Säckel in einer Ecke des Gefängnisses. Fortunat stürzt vor Entzücken auf die Knie. Sie begreift wieder nicht — doch nun fort! —

Vierter Akt.

Das Verdeck eines Schiffes.

Fortunat mit seiner Braut und zahlreicher Dienerschaft betritt das Verdeck in freudiger Erwartung der ersehnten Heimat.

Die ganze Abfahrtsszene mit Kommando und Matrosendienst. Dazwischen heiterer Liebeswettgesang und Chor.

Nebelvorhänge mögen die Abfahrt verhüllen. Die Musik geht einige Zeit fort. Die Szene verwandelt sich auf schickliche Weise.

Zuletzt das Zimmer in Fortunats elterlichem Hause auf Zypern, viel ärmlicher als zuvor. Das Becken ist noch da.

Die Mutter deckt den spärlichen Tisch. Sie gedenkt des seit Jahren verschollenen Sohnes. Der Vater kommt aufgeregt nach Hause. Er hat einen unermeßlich reichen Herrn landen sehen mit einer wunderschönen Frau und großem Gefolge, und in den schönsten Palast der Stadt sind die Herrlichkeiten der Welt aus dem Schiffe getragen worden. Er hat den Herrn gesehen auf stolzem Pferd am Ufer reiten, und die Tränen sind ihm in die alten Augen gekommen, denn der Fremde sah aus, wie

der verlorene Sohn hätte aussehen können, wenn er leben geblieben wäre.

Die Türe öffnet sich. Fortunat tritt ein und begrüßt das alte Paar, bei dem er sich zum Essen einladet. Die Mutter steht sprachlos, der Vater in Überraschung und Verlegenheit treibt sie, die geflickte Serviette und das zerbrochene Weinglas zu holen, die Tränen stürzen ihm aus den Augen, daß es noch Menschen gibt, die die Armut nicht verachten. Fortunat will sich die Hände waschen. Der Alte holt das Becken.

„Und mir erlaubt Ihr, daß ich's halte." —

Fortunat fällt auf die Knie.

„Und keiner kennt mich! Vater — Mutter!"

Die Mutter — „mein Sohn, mein Sohn!" — jetzt mit anderem Tone!

Die Szene verändert sich. Fortunats Palast — Garten am Ufer des Meeres. Seine Geliebte und die Eltern begrüßen sich. — Alles Gefolge versammelt. — Fortunat dankt der Göttin feierlich für sein Glück, das jetzt keines Zuwachsens mehr bedarf. Er versenkt den Säckel ins Meer.

Die Göttin erscheint ferne in den Wolken, ihren Liebling zu segnen (Sie könnte noch schöner am Horizont als Lichtgestalt über das Meer gleiten).

Anmerkungen.

Mich dünkt, es sind hier:

2 Tenöre, der Held und die humoristische Person des Dieners.
2 und ein halber Baß: König, Vater und Wirt.
2 Soprane: Königin und Hoffräulein und
1 Alt: Die Mutter.

Die Charakteristik der Personen:

Fortunat. Groß und reich angelegt zu ewiger Frische und Jugend. Männlich edel, kindlich gut — großmütig im äußersten Grade — das höchst denkbare Ideal eines liebenswürdigen Kavaliers.

Der Vater. Gutmütig, weich, polternd, jähzornig, voller Humor.

Die Mutter. Weich, zart, liebevoll, sanft, echt mütterlich.

Der König. Kalt, hart, engherzig borniert.

Die Königin. Voll glühender Leidenschaften — rachsüchtig, doch nicht aller edleren Gefühle bar.

Das Fräulein. Sanft, fest, treu aufopfernd, groß denkend und fühlend, echte Weiblichkeit.

Der Diener. Gutmütig — voll Treue, Anhänglichkeit und Opferfähigkeit, stets heiter und drollig, nie Karikatur: der personifizierte Humor.

Der Wirt. Kom'sche Person in niedrigem Sinne.

Das Kostüm könnte vielleicht etwas phantastisch spanisch sein.

Die Ausführung in Jamben mit gereimten Versen nach Bedürfnis untermischt.

Der Entwurf ist auf Wechselrede in Rezitativen ohne alle und jede mündliche Unterbrechung angelegt.

Anselm Feuerbachs „Iphigenie".

(Von Henriette Feuerbach.)

In dem Vorsaale der hiesigen Galerie sind in diesen Tagen drei Bilder von Anselm Feuerbach ausgestellt, welche das Interesse der Künstler wie des Publikums in hohem Grade in Anspruch nehmen. Man freut sich doppelt der Blüte dessen, was man keimen und wachsen sah, und wenn auch nur durch freundliche Teilnahme hat pflegen helfen. Seit einer Reihe von Jahren haben wir den Entwicklungsgang des jungen Künstlers mit Teilnahme verfolgt; wir freuen uns, ihn jetzt in seinen neuesten Schöpfungen als Meister begrüßen zu können. Nicht als kunstgelehrte Kritik sollen jedoch die gegenwärtigen Zeilen gelten; sie haben keinen andern Zweck, als die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen Gegenstand zu lenken, welcher genuß- und lehrreich zugleich, Gefühl und Urteil anregt, und, wie jedes gehaltreiche Werk, selbst durch den Widerspruch an Bedeutung gewinnt.

Wir wenden uns zu dem großen historischen Gemälde „Iphigenie an der taurischen Küste", einem Bilde von ganz eigentümlicher Wirkung, dessen Innerlichkeit dem stillen Beschauer erst allmählich offenbar wird. Man möchte sich hier fast an die Grenzscheide der Malerei und der Poesie versetzt glauben. Die Gestalt der I p h i g e n i e ist ein personifizierter Gedanke der Sehnsucht, der wunderbar einfache Ausdruck einer ganz bestimmten Empfindung, durch die Mittel einer großartigen Technik bis zur lebendigen Anschaulichkeit verkörpert. Iphigenie sitzt auf einem bemoosten Felsstücke mit nach dem Meere gewendeten Haupte, das Antlitz im Schatten, wie geistig abwesend, „d a s L a n d d e r G r i e c h e n m i t d e r S e e l e s u c h e n d", die ganze kolossale Gestalt, Stille, Würde, Ergebung tiefes Sinnen, ruhige Harmonie. Die Abendkühle und frische Meerluft weht dem Beschauer aus dem bläulichen Duft entgegen, welcher das dem Künstler sonst eigene kräftige Kolorit in diesem Bilde sänftigt.

Die einzelnen Schönheiten oder Mängel des genannten Werkes hervorzuheben mag den Kritikern von Fach überlassen bleiben; doch können wir nicht umhin, diejenigen Beschauer, welche so glücklich waren, das südliche Meer mit eigenen Augen zu sehen, auf die Treue und Wahrheit von Feuerbachs Pinsel auch in dieser Beziehung aufmerksam zu machen.

Jedenfalls ist dieses Bild eine sehr interessante Erscheinung in dem

Gebiete der modernen Kunst. Nicht minder aber sind dies die beiden Kindergruppen „Raufende Buben“ und „Ständchen“, welche in ihrer lebhaften Beweglichkeit, glühenden Farbenpracht und ihrem heiteren Humor einen merkwürdigen Gegensatz zu dem erwähnten ersten Bilde gewähren.

Die kleinen Körper in heftiger Bewegung, voll Schelmerei, Lieblichkeit und Anmut aus dem einen Bilde, dann still lauschend, in drolligem Ernste auf dem anderen sind von einer seltenen Wahrheit, Freiheit und Leichtigkeit. An poetischem Farbenzauber werden diese Kinderbilder nicht leicht ihresgleichen finden.

(Karlsruher Zeitung, 24. März 1862.)

Das Kaiser-Ludwigbild.

(Von Henriette Feuerbach.)

Im hiesigen Rathaus ist gegenwärtig ein neues Bild von Anselm Feuerbach ausgestellt, welches die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregt, dürfen wir hinzufügen: ein historisches Bild im strengsten, höchsten und schönsten Sinne des Wortes, so ist dies nicht nur erfreulich für den Künstler und sein gutes Recht, sondern auch für uns Nürnberger, da das herrliche Gemälde als bestelltes Eigentum der Nürnberger Handelskammer zum Schmuck ihres Sitzungssaales in dem neuen Justizpalast für alle Zeiten unserer Stadt verbleiben wird.

Der dargestellte Vorwurf ist ein für die innere Geschichte Nürnbergs hochwichtiger. Kaiser Ludwig der Bayer (geb. 1286) war bekanntlich ein warmer Freund und Gönner der Stadt Nürnberg, welche ihm eine Reihe von Privilegien verdankt, die ihren glänzenden Aufschwung in den beiden nächsten Jahrhunderten großenteils bedingt haben. Die Verleihung wichtiger Handels- und Marktprivilegien auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahre 1317 ist der Gegenstand des genannten Gemäldes.

Wir sehen die Gestalt des jugendlichen Kaisers auf dem Throne sitzend in ernster Hoheit und in vollem mittelalterlichen Prunke, das prächtige Imperatorenhaupt mit der Krone geschmückt, den Zepter in der erhobenen Rechten. Hinter ihm lehnt ein geistlicher Berater im weißen Ordensgewande; zur Seite an der untersten Stufe des Thrones hält ein zierlicher Page das kaiserliche Wappen mit dem Reichsadler aufrecht. Ein kaiserlicher Beamter in Schreibertracht, das Pergament in der Hand, bereitet sich, die niedergeschriebenen Artikel abzulesen angesichts einer Deputation der Nürnberger Handelsgenossenschaft, welche die zweite Gruppe des Gemäldes bildet. Die stattlichen Handelsherren, sieben an der Zahl, verschiedensten Alters, in reicher Gewandung vor dem Throne kniend, fesseln den Beschauer durch ihre lebensvolle Charakteristik sofort in unwiderstehlicher Weise. Sie vergegenwärtigen vollkommen die Wichtigkeit und Spannung des Moments und erheben die Darstellung zu dramatischer Wirkung. Hinter ihnen haben der kaiserliche Bannerträger, eine Figur von antiker Schönheit, dann ein behäbiger Bürger und Bäckermeister, endlich zwei lustige Posaunenbläser Platz gefunden, welche letzteren eben mit vollen Backen das Zeichen zum Beginne der

Vorlesung geben. Ein voll gewappneter Reiter deutet das kaiserliche Gefolge an, während eine Frauengruppe von wundersamer Feinheit und Schönheit der einzelnen Gestalten die sittliche Würde des deutschen Frauentums vollgültig repräsentiert. Noch ist der über den Thronbaldachin nach mittelalterlicher Malersitte schwebende kleine, dicke Engel zu bemerken, welcher auf flatterndem Bande die Widmung des Künstlers trägt: „Handel und Glück". Zu Füßen des Kaisers liegt ein reicher Blumenkranz mit der Devise: Salve Imperator. Das Bild hat Friesform, die Figuren sind etwas über Lebensgröße.

Dies in kurzen Worten die Schilderung der Komposition des genannten Bildes. Fügen wir mit noch kürzeren hinzu, daß der feine Zug der Linien, die überzeugende unfehlbare Korrektheit der Zeichnung, der hohe graziöse, mit anderem Wort, der echt historische Stil, die Einfachheit, Naivität und Lebenswahrheit der Darstellung, die Schönheit und Anmut der Beweglichkeit der geistumflossenen Gestalten, der harmonische Farbenreichtum endlich, welcher auf dem Goldgrund wie von Sonnenschein durchglüht erscheint, daß dies alles, sagen wir, unser Gemälde als großes echtes Kunstwerk für alle Zeiten stempelt.

(Fränkischer Kurier, April 1878.)

Nachwort des Herausgebers

Bei der vorliegenden Auswahl von Briefen Henriette Feuerbachs ist der Herausgeber verantwortlich nur für diese Auswahl selbst. In mehrjähriger Arbeit, die unter anderem eine Korrespondenz von mehreren hundert Briefen zur Erlangung der vielfach zerstreuten Schriftstücke in sich begriff, gelang es, Henriette Feuerbachs Schreiben, soweit sie noch vorhanden waren, fast vollständig zusammenzubringen. Im Laufe der Jahre 1910—1912 sind über 2000 Briefe in meiner Hand gewesen, die wichtigsten derselben sind kopiert, oder es sind genaue Regesten angelegt worden. Das Material hätte genügt, drei bis vier umfangreiche Bände zu füllen. Dabei wäre aber Henriette Feuerbachs lebendiges Wesen im Wust der Briefmassen erstickt. Für die Auswahl blieb es Pflicht, wie in der Einführung Seite 8 angedeutet worden ist, die Persönlichkeit Henriette Feuerbachs über die ihres Sohnes zu stellen, und das Buch, das Henriettes Andenken geweiht ist, nicht durch eine Häufung jener Briefe in zwei Abteilungen zu gliedern, die allein in Anselms Interesse geschrieben waren. Es ist aber hier unterschieden zwischen den Briefen, die an nahe Freunde gerichtet, Urteile über den Künstler enthalten, und den zahlreichen geschäftlichen Mitteilungen an Kunstvereine und Sammler. Selbstverständlich wurde den ersteren ein unbedingtes Vorrecht zugewiesen.

So treten demnach Henriettes Jugendbriefe im ersten Drittel des Bandes möglichst lückenlos an die Spitze der Sammlung, während im zweiten Drittel die jugendlichen Freunde, Michael Bernays und J. V. Widmann, deren Eigenart wiederum eigenartige Antworten Henriettes herausforderte, mit einer größeren Reihe der an sie abgeschickten mütterlich-freundschaftlichen Episteln zunächst an Frau Feuerbachs Seite erscheinen. Für die letzte Abteilung war zu bedenken, daß alle Mitteilungen über die Redaktion des „Vermächtnis" dankbar begrüßt werden mußten. In dieser Zeit finden wir mehrfach Stellen aus einem Briefe in einem anderen wiederholt: der ungemein ausgedehnte briefliche Verkehr Frau Feuerbachs nötigte sie, den zahlreichen Freunden und Freundinnen oft das nämliche zu sagen. Im allgemeinen entschieden Briefe mit biographisch wichtigem Inhalt und solche, denen die hohe formale Bedeutung eignete,

die Henriettes Briefe vielfach auszeichnet, für ihre Aufnahme. Nach diesen beiden Gesichtspunkten wurde das Material durchgesehen und die vorliegende Auswahl getroffen, und nur gelegentlich, bei allzu großen Lücken, der Verbindung halber ein vielleicht weniger charakteristisches Stück eingeschoben. Ich bin mir wohl bewußt, daß, vor allem für die letzten 20 Jahre, die Zusammenstellung anders hätte gemacht werden können, aber sicherlich nicht objektiver als dies mein stetes Bemühen war.

So viel über die Auswahl. Der Text der Briefe ist nun einer mehrfachen Redaktion unterworfen gewesen. Anders als bei den Briefen Anselm Feuerbachs an seine Mutter, die ich gemeinsam mit G. J. Kern herausgegeben habe, liegt hier der Fall. Für jene Briefe war der ausdrückliche schriftliche Wille Frau Feuerbachs bei der Drucklegung entscheidend gewesen. Sie hatte die Briefe ihres Sohnes selbst für die Veröffentlichung bestimmt, und es sind die Herausgeber lediglich Vollstrecker ihres Willens geworden. Hier aber haben sich nicht allein die Familien Heydenreich und Feuerbach das Recht vorbehalten, einzelne Stellen zu streichen, sondern auch verschiedene Briefbesitzer wünschten eine strenge persönliche Kontrolle vor der Drucklegung auszuüben. Ich gebe zu, daß ich unter diesen Umständen die Herausgabe hätte ablehnen können, mir war aber das Ziel wichtiger als der Weg. Bemerken muß ich, daß die Zensur sehr milde gehandhabt wurde und sich fast ausschließlich auf die Mitteilungen über familiäre Dinge beschränkt hat. Solche Stellen sind durch Punkte oder Gedankenstriche kenntlich gemacht. Die Orthographie wurde modernisiert, hie und da ein Schreibfehler verbessert, oder ein ausgelassenes Wort eingefügt. Sprachliche Eigentümlichkeiten, wie sie vor allem in den Jugendbriefen sich finden, blieben unverändert stehen. Fremde Einschiebungen oder Zusammenziehungen von Abschnitten wurden grundsätzlich und sogar auf die Gefahr einer auffälligen Lücke hin unterlassen.

Im Oktober 1909 ist von der Familie über Frau Henriette Feuerbachs Briefe die Briefsperre ergangen. Fast sämtliche Besitzer von Briefen sind der unter Berufung auf diesen Rechtstitel an sie ergehenden Bitte um Überlassung gefolgt, auch, was besonders dankbar anerkannt werden muß, solche, die schon selbst an eine Sonderpublikation gedacht hatten (Fräulein Lina Hilger und Herr Wolfgang Gurlitt). Frau Feuerbach hat zu Lebzeiten ihre sämtlichen Tagebücher, bis auf das letzte, und zahlreiche Korre-

spondenzen verbrannt, so einen sehr großen Teil der Briefe an ihren Sohn, an die Freunde Weber in Heidelberg, an Fräulein Kestner in Basel, von welchen Briefen sich nur wenige erhalten haben. Die an Frau Geh. Kirchenrat Forch in Karlsruhe gerichteten Briefe sind, wie mir Frau Forchs Schwiegersohn, Staatsminister Dr. Eisenlohr in Karlsruhe mitteilt, auf Grund testamentarischer Verfügung ebenfalls vernichtet worden. Schreiben an die Großherzogin Luise von Baden, an den Karlsruher Kunstverein, an den Frauenverein in Heidelberg sind, wie mir von den betreffenden Stellen geschrieben wird, nicht vorhanden. Der Nachlaß des österreichischen Ministers von Eitelberger ist an entfernte, nicht zu erreichende Verwandte übergegangen. Herr Generalleutnant von Schack, der mit einem größeren Werke über Graf Schack beschäftigt ist, teilte mir mit: „er bedauere sehr, die Briefe Henriette Feuerbachs an Schack vor Beendigung seiner Arbeit nicht zur Verfügung stellen zu können."

Die nachfolgende Übersicht gibt Auskunft über die zur Kenntnis des Herausgebers gelangten Briefe. Demselben lagen Briefe vor an:

Cristian Heydenreich	72
Heinrich Heydenreich	134
die Familie Heydenreich	23
die Familie Feuerbach	109
Anselm Feuerbach	22
Julius Allgeyer	698
Rosalie Artaria-Braun	7
Clara Berolzheimer	66
Michael Bernays	49
Johannes Brahms	12
Heinrich von Bürkel	15
die Civilliste des Großherzogs Friedrich von Baden	30
Helene Ebert	4
Conrad Fiedler	20
Fritz Gurlitt	68
Wilhelm Hemsen	32
Georg und Emma Herwegh	11
Heinrich Holtzmann	5
Max Jordan	8

Sophie Kayser	170
Hermann Kestner	13
Charlotte Kestner	8
Hermann Kestner-Köchlin	4
Hermann Levi	52
Arnold Otto Meyer	8
Julius Meyer	4
Carl Neumann	26
Gräfin Noer	216
Otto und Emma Ribbeck	146
Carl Schmitt-Blank	6
Sigmund Soldan	36
Joseph V. Widmann	31
	2105

Ferner 9 Abschriften und Briefentwürfe (u. A. an Graf Schack, Staatsrat von Ziegler, Geheimrat von Ungern-Sternberg, und 6 einzelne Briefe an Privatpersonen, letzteres meist Dankschreiben auf Zustimmungen zum Erscheinen des „Vermächtnis").

*　　*　　*

Am Schlusse angelangt, muß ich mich begnügen, aus der großen Zahl der Freunde Henriette Feuerbachs und der Besitzer ihrer Briefe, die zum Teil bereits aufgezählt sind, die vier Namen mit herzlichem Dank zu nennen, deren Träger mich am meisten unterstützt haben: die Vertreter der Familie Generaloberarzt Dr. A. Feuerbach und Dr. Wilhelm Heydenreich, der juristische Beirat Frau Feuerbachs, Justizrat Dr. Berolzheimer, endlich Professor Dr. Bie, der als Herausgeber der „Neuen Rundschau" vor mehr als 5 Jahren diese Sammlung angeregt hat.

Herrsching (Oberbayern),
an Henriette Feuerbachs 100. Geburtstag, am 13. August 1912.

Hermann Uhde-Bernays.

Personenregister

Albert 166. 334.
Allgeyer 162. 166. 169. 232. 247. 249. 251. 253. 254. 255. 258. 262. 263. 264. 276. 277. 284. 290. 303. 304. 327. 334. 337. 339. 349. 357. 361. 362. 363. 371. 434. 446. 454. 463. 484.
Arnold 47. 48. 74.
Artaria, Julie 438. 439.
Artaria-Braun, Rosalie 160. 232. 233. 235. 416. 438. 484.
Auersperg, Prinz 291.
Augustenburg, Prinz von 168.
Bachmann 310.
Bassermann 120. 122.
Baumgärtner 98.
Bernays 163. 165. 166. 176. 179. 183. 184. 186. 188. 189. 190. 191. 192. 196. 198. 201. 204. 207. 209. 211. 213. 216. 224. 225. 227. 229. 230. 236. 327. 482. 484.
Berolzheimer 170. 330. 331. 355. 360. 388. 485.
— Frau Clara 330. 387. 392. 484.
Bie 485.
Bischoff 241. 271. 282.
Bismarck 291. 452.
Blum 156.
Bluntschli 258. 307.
Brahms 166. 167. 250. 255. 259. 263. 268. 272. 274. 275. 295. 297. 303. 356. 357. 359. 389. 390. 391. 393. 396. 400. 402. 410. 441. 469. 472. 484.
Brandstetter 179. 186. 237. 238.
Braun 194. 235.
Brentano 158.
Bürkel, von 170. 337. 349. 356. 398. 417. 484.
Cleri 346.
Cohn 331.
Couture 172.
Dammer 453.
Diehl 329.
Dietz 310.
Dobeneck, Helene 18. 36. 61. 117. 130.
Dohme 421. 440. 464.
Dusch 206.
Ebert, Helene 484.
Eisenlohr 484.
Eitelberger 332. 379. 484.
Ernst 379.
Esenbeck 79.
Essenwein 170. 320.
Etienne 305.
Faber 329.
Felber 300.
Feuerbach, Amalie, geb. Keerl 16. 80. 188.
— Anselm (Gr.-Vater) 15. 305. 306.
— Anselm (der Vater) 9. 15. 16. 17. 18. 25. 26. 29. 30. 33. 35. 39. 41. 44. 49. 53. 54. 55. 56.

57. 67. 68. 80. 86. 90. 92. 103. 107. 108. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 120. 122. 130. 131. 134. 137. 139. 141. 142. 143. 144. 147. 148. 149. 151. 154. 155. 163. 174. 176. 177. 213. 229. 244. 288. 306. 359.
Feuerbach, Anselm (Neffe) 12. 485.
— Bertha 103. 104. 110. 117. 122. 128. 211.
— Eduard 61.
— Elise 15. 25. 26. 141. 303. 310. 313. 318.
— Emilie 16. 17. 18. 24. 28. 30. 35. 59. 81. 89. 100. 104. 109. 111. 114. 129. 130. 131. 138. 141. 142. 144. 149. 150. 152. 159. 160. 165. 168. 172. 173. 174. 175. 178. 182. 184. 185. 194. 195. 197. 198. 207. 212. 215. 217. 225. 231. 235. 237. 243. 247. 249. 251. 267. 270. 282.
— Eugen 308.
— Leonore 310. 313. 318. 436.
— Lorchen 117. 124. 128. 211.
— Ludwig 18. 61. 67. 68. 100. 103. 104. 110. 111. 117. 122. 128. 147. 150. 211.
— Sidonie, geb. Stadler 454.
— Wilhelmine 137. 141.
Fiedler, Konrad 166. 167. 169. 355. 356. 357. 362. 431. 460. 461. 484.
— Frau 362. 432.
Fischer, Kuno 358. 432.
Forch 249. 484.
Forster 267.
Franz Joseph, Kaiser von Österreich 452.
Freudel 6. 8.
Friedreich 317.
Friedrich, Kronprinz von Preußen 170. 344. 348. 358. 430. (Friedrich II., deutscher Kaiser) 442.
— Großherzog von Baden 137. 162. 170. 219. 221. 223. 236. 237. 459. 484.
Fürst 300.
Gerlach 270.
Gerold 385. 386. 387. 389. 390. 420. 463. 465.
Gervinus 159. 172. 186. 206. 258.
Götz 167. 295.
Grab 106.
Greiffenegg, von 34. 74.
Gries 192.
Gurlitt, Fritz 356. 412. 418. 421. 425. 427. 433. 436. 444. 445. 448. 449. 481. 483. 484.
— Cornelius 435. 445. 449.
Hammer 314.
Hanfstaengl 432. 442.
Hänisch 157.
Hanno 206.
Hansen 292. 295.
Hanslick 316. 343. 402.
Harsdorf, Frau von 314.
Häusler 240.
Hausrath 169.
Hecker 145. 146.
Heerwagen 170. 320.

Heine 113. 127.
Heinsen 248.
Hemsen 165. 229. 230. 237. 484.
Herwegh, Emma 17. 18. 24. 25. 99. 101. 105. 112. 119. 121. 132. 133. 135. 147. 159. 484.
— Georg 17. 18. 100. 101. 105. 111. 112. 117. 118. 127. 132. 135. 140. 142. 151. 484.
Herzogenberg 402.
Hettner 163.
Heydenreich, Auguste 356.
— Christian 6. 7. 8. 12. 13. 14. 16. 17. 19. 24. 29. 30. 31. 34. 35. 37. 38. 39. 40. 43. 44. 46. 48. 50. 52. 54. 55. 60. 63. 65. 67. 69. 70. 73. 75. 78. 80. 82. 85. 86. 88. 89. 90. 92. 93. 153. 159. 168. 241. 358. 484.
— Heinrich 12. 356. 360. 380. 395. 398. 407. 410. 413. 419. 442. 444. 450. 451. 484.
— Johann Alexander 6. 8. 79.
— Johann Ludwig 6.
— Karoline 30. 44. 188.
— Luise 12. 168. 241.
— Frau Senior 6. 10. 38. 51. 79.
— Sophie 7. 13. 17. 80. 94. 142. 143. 151. 154. 306. 307. 308. 356.
— Wilhelm (Bruder) 6. 7. 8. 9. 16. 17. 28. 80. 95. 149. 168. 171. 356.
— Wilhelm (Großneffe) 485.
Heyse 162.
Hilger 483.
Hoffmann von Fallersleben 129.
Hohenemser 192.
Holsten 404.
Holtzen, Adelheid 318.
Holtzmann 169. 296. 299. 301. 365. 369. 379. 484.
Hugo, Victor 45.
Hynais 299. 379.
Jahn 205. 206.
Janitschek 357. 456.
Joachim 182. 250.
Jordan, Max 287. 362. 413. 427. 428. 429. 439. 484.
— Wilhelm 287.
Kalisch 346.
Kapp 103. 107. 109. 120. 127. 128. 141. 159. 178. 185. 195. 235.
— Frau 103. 128. 129. 159. 178. 185. 195. 235.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar 420. 422.
Kayser 159. 161. 195. 210. 211. 213. 215.
— Frieda 358.
— Sophie 169. 195. 312. 314. 321. 333. 343. 347. 351. 353. 354. 356. 374. 376. 377. 378. 382. 401. 436. 485.
Keerl, Mine 80.
Kern 483.
Kestner 232. 269. 485.
— Charlotte 160. 164. 165. 239. 246. 257. 268. 278. 282. 302. 324. 325. 485.
Kestner-Köchlin 281. 323. 326. 485.

Knittel 172. 175.
Kreidel 162. 217. 220. 221. 236.
Kreutzer 53.
Kugler 60. 159. 218.
Kupferstecher 61.
Kuß, Babette 348. 358. 452.
Lagarde 423. 424.
Lenbach 418. 420.
Lampe u. Wilhelm 75.
Lessing 95. 103. 110. 162. 223.
Levi 166. 167. 169. 247. 259. 262. 318. 323. 327. 349. 355. 356. 361. 362. 363. 364. 376. 378. 399. 407. 408. 418. 456. 457. 460. 461. 482. 485.
Lewald 55.
Lübke 456. 462.
Ludwig II., König von Bayern 15. 336. 349. 356. 398. 403. 413. 430. 431.
Luise, Großherzogin von Baden 278. 306. 307. 360. 454. 484.
Lutz, von 323. 356.
Lützow, von 357. 398.
Makart 314.
Meyer, Arnold Otto 485.
— Julius 485.
Michel 358. 419. 422.
Mierling 301.
Miroslawski 157.
Mördes 157.
Moleschott 182.
Montgomery 185. 192.
Neidhardt 31. 74.
Neumann 357. 358. 440. 445. 447. 485.
Noer, Graf von 168. 356. 357. 391. 401. 414. 437. 443.
— Gräfin von, Carmen 356. 357. 414. 423. 425. 430. 431. 485.
Orgenyi, Aglaja 167.
Paradiso 314.
Pecht 289. 334. 401.
Pfau 369. 446.
Pfeuffer 170. 356.
Piloty 338. 339. 355.
Platner, von 329.
Preller 193. 194.
Reber 337.
Reis 278.
Reitmeyer 361.
Ribbeck, Otto 296. 304. 311. 312. 319. 356. 358. 370. 372. 385. 386. 403. 432. 433. 443. 453. 456. 485.
— Emma 169. 296. 304. 308. 311. 319. 345. 356. 370. 372. 374. 383. 386. 387. 403. 406. 407. 409. 429. 432. 433. 437. 458. 459. 485.
Röhrs, Marie 163. 275. 443. 459.
Rohmer 18. 71.
Rotteck 45.
Roux, Karl 147. 149. 150.
Rubinstein 410. 429.
Rustige 314.
Schack, Graf Adolf 161. 162. 168. 253. 255. 318. 372. 381. 421. 433. 484. 485.
— Generalleutnant von 484.
Schadow 95. 110.
Scheffel 460.

Schiller 299.
Schirmer 162. 178. 222.
Schmitt-Blank 171. 173. 485.
Schnyder 63. 64.
Schorn 17.
Schumann, Clara 7. 14. 167. 250. 251. 443.
Schwarz 423.
Schwörer 18. 28. 157. 173. 175.
Seeberger 338.
Sengler 173. 175.
Siebold 101. 125. 126. 127. 138.
Sohn 110.
Soldan 170. 314. 485.
Speidel 305.
Spitteler 165. 166.
Stark 298.
Stauffer-Bern 434.
Steffensen 326.
Stieglitz, Baronesse 240.
Stolz, 18. 173.
Strauch 286.
Stremayr 291. 332.
Stromer 310. 314. 435. 450. 453.
Struve 146. 157.
Teuschert 379.
Thalberg 151.
Trenelle 120.
Trübner 457.
Ungern-Sternberg, von 485.
Vieweg 172.
Voß 420.
Wach 402.
Wackernagel 244.
Wagner 362. 408. 410.
Waldeck, Meier von 351. 352. 353.
Weber 159. 169. 186. 193. 200. 202. 224. 228. 230. 231. 297. 322. 356. 360. 367. 378. 379. 484.
Wegheim 173.
Welcker 45. 87. 120. 122. 127. 131. 215.
Widmann, J. V. 159. 165. 166. 241. 243. 244. 248. 249. 258. 260. 262. 265. 266. 268. 271. 274. 285. 294. 295. 356. 391. 404. 406. 442. 443. 452. 482. 485.
Wilhelm, Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I. 155. 314. 348.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 452. 460.
Woringen 18. 95. 96. 138.
Zell 107.
Ziegler, von 417. 485.
Zwehl 162.

Mitteilung des Verlages

Nach § 1 des Verlagsrechts sind die Briefe Frau Henriette Feuerbachs in ihrer Eigenschaft als literarische Dokumente bis zum 1. Januar 1923 gesetzlich geschützt. Jeder etwa beabsichtigten ganzen oder teilweisen Veröffentlichung von Briefen von Henriette Feuerbach, die in diesem Bande nicht enthalten sind, werden wir in Übereinstimmung mit der Familie auf Grund unseres mit ihr geschlossenen Vertrages gerichtlich entgegentreten.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Titel
und Einband hat Lucian Bernhard in Berlin entworfen.

